A 537825

Digitized by Google

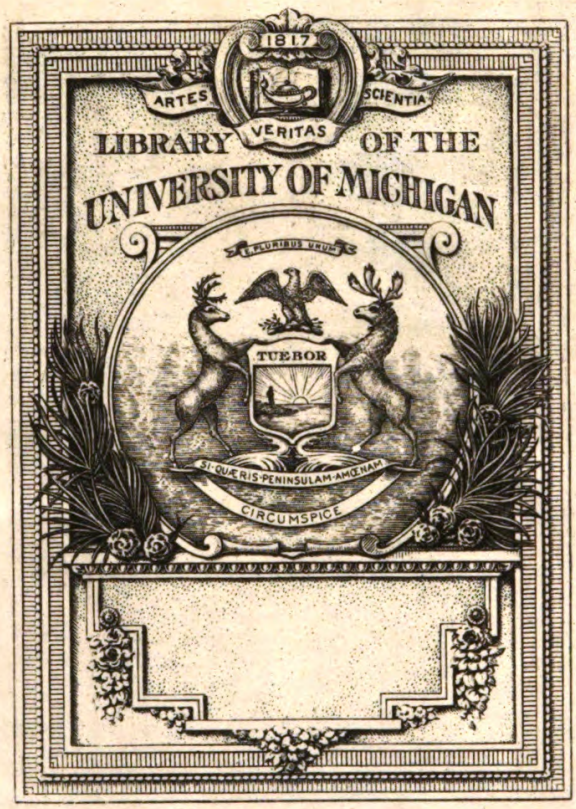
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II
625
.S11

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



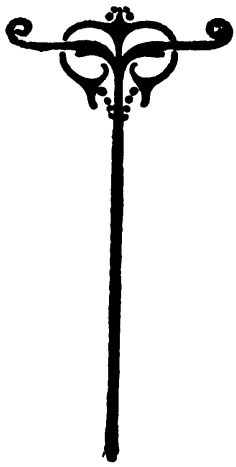
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Saat des Hasses

Kulturdokumente über unsere Feinde

*

Zum Besten der durch den Krieg geschädigten Auslandsdeutschen herausgegeben vom Deutschnationalen Kolonialverein E·V / Berlin NW



I.

Englands Sündenregister

Kommissionsverlag: Atlasverlag G. m. b. H., Berlin S 42

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Refer. St.
Moorthamer
2-4-26
11831

Inhalt

	Seite
Zum Geleit	5
Haßgesang gegen England. Von Ernst Lissauer	7
Eduards Geist. Von Marx Möller	9
Sir Edward Grey, der Engländer	13
Lord Haldane, der „Deutschenfreund"	15
Wie England Krieg führt	17
Englische Dum-Dum-Geschosse	21
Die Behandlung der Kriegsgefangenen in England und den Kolonien	26
Englische Kulturtaten in den deutschen Kolonien	48
Südafrika	57
Kanada	57
Indien	58
Ostasien	59
Britisch-Ostafrika	61
England greift selbst zum Meuchelmord	62

Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Zum Geleit.

Gott strafe England!

„Gott strafe England — er strafe es!" ist der tägliche Wunsch, der Morgen- und Abendgruß unseres Heeres, das als das Volk in Waffen für die Zukunft und Größe des Vaterlandes Wunder der Tapferkeit vollbringt. „Volkes Stimme ist Gottes Stimme," und darum soll dieser Fluch unserer Feldgrauen gegen das perfide Albion von uns allen als ein Gelübde geachtet werden. Der deutsche Soldat fühlt wohl: unser Erbfeind ist England. Mit gelassener Energie kämpft er gegen Russen und Franzosen, mit verachtungsvollem Haß gegen die Engländer. Sie haben uns verraten aus schnödem Neid, sie wollen uns vernichten, um das zu ernten, was deutscher Fleiß, deutsche Tüchtigkeit gesät haben. Aber, obwohl die Briten eine Welt von Feinden, vom „Kulturvolk" der Franzosen bis hinunter zum Menschenfresser aus der Südsee auf uns hetzten, steht das Deutsche Reich fester denn je.

Es ist bezeichnend für die Ehrlosigkeit der britischen Politik, die doch schließlich — man mag sagen was man will — der Ausfluß des britischen Volkscharakters ist, daß die ohnmächtige Wut der Briten schon über die ersten Mißerfolge zu Wasser und zu Lande sich in Völkerrechtsverletzungen erdenklichster Art, in niederträchtiger Vergewaltigung unserer Landsleute in England und in den Kolonien austobt. Schamlos ist die Behandlung, die man diesen Wehrlosen von Anfang an angedeihen ließ — Männern, Frauen und Kindern ohne Unterschied. Und während die Engländer in Deutschland ein fast behagliches Leben führen dürfen, hungern und frieren Tausende und Abertausende Deutsche in ungesunden Konzentrationslagern. Tausende von Existenzen sind vernichtet; zahllose Deutsche werden dauerndes Siechtum davontragen. All' diese Schandtaten dürfen nicht in Vergessenheit geraten. Die deutsche Gutmütigkeit darf England gegenüber nicht wieder zum Durchbruch kommen. Welcher Gemeinheiten britische Politik fähig ist, daß selbst Meuchelmord und Anstiftung zu Verbrechen aller Art zum politischen Rüstzeug Englands gehören, hat uns z. B. der Fall des Iren Sir Roger Casement erschreckend gezeigt. Englands Sündenregister muß darum warnend in das Gedächtnis jedes Deutschen eingegraben werden. **Niemals darf das deutsche Volk vergessen, daß es im Jahre 1915 von England ausgehungert werden sollte!** Kindern und Kindeskindern noch muß der Wunsch unserer tapferen Feldgrauen, unserer „blauen Jungen", die Deutschland vor der Vernichtung bewahrt haben, ein heiliges Vermächtnis sein:

Gott strafe England!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Haßgesang gegen England

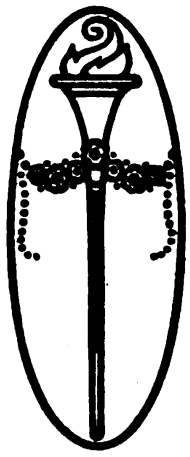
Was schiert uns Russe und Franzos',
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
Wir lieben sie nicht,
Wir hassen sie nicht,
Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß, —
Wir haben nur einen einzigen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:

Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt,
Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
Voll Neid, voll Wut, voll Schläue, voll List,
Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.
Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht,
Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
Einen Schwur für Kind und für Kindeskind,
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserm Haß.
Wir haben alle nur einen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!

In der Vordkajüte, im Feiersaal,
Saßen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl, —
Wie ein Säbelhieb, wie ein Segelschwung,
Einer riß grüßend empor den Trunk,
Knapp hinknallend wie Ruderschlag,
Drei Worte sprach er: „Auf den Tag!"
Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Haß.
Wer war gemeint?
Sie hatten alle nur einen Feind:
England!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nimm du die Völker der Erde in Sold,
Baue Wälle aus Barren von Gold,
Bedecke die Meerflut mit Bug bei Bug,
Du rechneſt klug, doch nicht klug genug,
Was ſchiert uns Ruſſe und Franzoſ'!
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß.
Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und Stahl
Und ſchließen Frieden irgend einmal,
Dich werden wir haſſen mit langem Haß,
Wir werden nicht laſſen von unſerm Haß,
Haß zu Waſſer und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Droſſelnder Haß von ſiebzig Millionen,
Sie lieben vereint, ſie haſſen vereint,
Sie alle haben nur einen Feind:
England!



Aus der Gedichtſammlung von Ernſt Liſſauer: „Worte in die Zeit"
Verlag Otto Hapke in Göttingen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eduards Geist

Wie es kam zu all dem Morden?
Weil der Neid uns rings umkreischt?
Weil die Serben frech geworden?
Weil Paris Revanche heischt?
Wer verhetzte all die Haufen
Schon seit Jahren immerzu?
„Nachtigall, ich hör dir laufen!"
Onkel Ede! Das warst du!

Wie nach guter Onkel Sitte
Zogst du gerne auf Besuch!
Friedlich schlürften deine Schritte,
Ringsum sprachst du wie ein Buch!
Und in jedem Friedenstale
Hast verstänkert du die Luft!
Durch Skandale und Kabale
Stiegst du endlich in die Gruft!

Nicht den Arm und nicht den Degen,
Nur den Mund hast du gerührt!
Wo das dürrste Holz gelegen,
Hast die Fünkchen du geschürt!
Dein ist dieses Jahres Gabe!
Klobig wüst wie einst dein Bauch!
Und es grüßt uns, alter Knabe,
Dein Gesicht aus Qualm und Rauch!

Onkel Ede, Onkel Ede!
Schürzenjägermajestät!
Lächelnd schürtest du die Fehde!
Grüßend hast du Haß gesät!
Giftgeschwollner Unglücksrabe!
Sieh: wir trotzen stark und stumm!
Paß nur auf: in deinem Grabe
Drehst du dich bald gramvoll um!

Marx Möller.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 13:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Durchmarsch deutscher Truppen durch Belgien bot England den Vorwand zur Kriegserklärung; aber es war nicht der Grund zum Kriege. Sir Edward Grey hat diesen Grund entschleiert, als er im Unterhause erklärte, *England würde nicht schlechter dabei wegkommen, wenn es in den Krieg eingriffe, als wenn es sich neutral verhalten würde.* Also kein Risiko, möglicherweise sogar ein Nutzen. Das leuchtete sogar den radikalen, politisch deutschfreundlichen, wirtschaftlich aber mit Deutschland konkurrierenden Kreisen ein.

Wir haben nach und nach lückenloses Beweismaterial vorgefunden, aus welchem sich ergab, daß England sich militärisch *schon seit 1906*, als der „deutschfreundliche" Lord (damals noch Mr.) Haldane Kriegsminister war, auf diesen Krieg mit Deutschland vorbereitet hat. *Es waren zwischen dem französischen und dem englischen Generalstab Vereinbarungen* über gemeinsame Aktion getroffen, und *bei diesen Vereinbarungen war auch Belgien beteiligt.* Trotz dieser Vorbereitungen und trotz der Entente mit Frankreich hätte England Zurückhaltung üben können, wenn es gewollt hätte. Die deutsche Regierung ist bis zur Grenze des im eigenen Interesse Erlaubten gegangen, um mit England Frieden zu halten, nachdem Rußland und Frankreich sich unnachgiebig gezeigt hatten. Jetzt wissen wir, daß Rußland nur losschlug, weil es der Unterstützung Englands sicher war. *Die Entscheidung lag bei England — und England entschied sich für Krieg.*

Natürlich wollte man Deutschland die Verantwortung für den Weltbrand aufhalsen. Aus diesem Grunde setzte der bekannte Lügenfeldzug in der Presse der gegnerischen Verbündeten ein, die deutschen Kabel wurden zerschnitten und schließlich veröffentlichte man die diplomatischen Aktenstücke zum Kriegsausbruch, die sorgfältig gesiebt und bearbeitet worden waren — allerdings nicht sorgfältig genug, um nicht doch einige verdächtige Unstimmigkeiten an die Oeffentlichkeit zu bringen, so z. B. die Behauptung im englischen Blaubuch, daß Oesterreich schon gleichzeitig mit der Ueberreichung des Ultimatums an Serbien mobilisiert habe. In einer zweiten Auflage des Blaubuches war das Datum zwar richtiggestellt — aber wer von den Neutralen wird die zweite Auflage wohl gesehen haben?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon die ersten Kriegshandlungen Englands zeigten, daß man entschlossen war, nicht nur militärische, sondern auch wirtschaftliche und andere Zwangsmittel Deutschland und den Deutschen gegenüber zur Anwendung zu bringen, gleichviel ob völkerrechtlich zulässig oder nicht. Vor allen Dingen bemühte man sich, die wirtschaftliche Tätigkeit der Deutschen in England zu unterbinden. Alle Rechtsgarantien für „feindliche Ausländer" wurden aufgehoben; die Banken durften an ihre deutschen und österreichisch-ungarischen Kunden kein Geld auszahlen; jede geschäftliche Verbindung mit Deutschen oder mit Firmen, an denen Deutsche beteiligt waren, stellte man unter Zuchthausstrafe; Engländer, welche deutsche Geschäfte plünderten und zerstörten, wurden freigesprochen, weil sie aus „patriotischen" Motiven gehandelt hätten; Prozesse von Deutschen gegen Engländer wurden bei englischen Gerichtshöfen nicht zugelassen usw. usw.

Am niederträchtigsten handelten die englischen Behörden gegen die zum Teil seit Jahrzehnten in England ansässigen Deutschen, und sogar gegen Deutsche, die die englische Staatsangehörigkeit erworben hatten. Gegen die polizeiliche Anmeldepflicht war ja nicht das geringste einzuwenden. Aber damit begnügte man sich nicht. Eine große Anzahl von Deutschen wurde verhaftet und — wie einwandfrei nachgewiesen wurde — in menschenunwürdigster Weise interniert. Nicht genug damit, mißbrauchte man die völkerrechtliche Bestimmung, daß feindlichen Ausländern eine Frist zum Verlassen des Landes gestellt werden müßte, indem man wahllos alle männlichen Deutschen, die abreisen wollten, in den Hafenstädten abfing und ihnen nicht einmal gestattete, ihren Frauen das Bargeld, das sie bei sich trugen, auszuhändigen. Die Frauen wurden, aller Mittel entblößt, abgeschoben.

Dann begann die Jagd auf deutsche Reservisten und Freiwillige, die auf neutralen Schiffen über neutrale Häfen Deutschland zu erreichen suchten. Sogar Knaben und Greise, Aerzte und Kranke, wurden festgenommen und in die Konzentrationslager geschafft. Die von Deutschland kommende und von Uebersee nach Deutschland gesandte Post wurde von englischen Seeleuten einfach ins Meer geworfen. Die Liste dieser englischen Völkerrechtsverletzungen ließe sich ins Ungemessene erweitern, doch sollen die auf den folgenden Seiten enthaltenen Berichte für sich selbst sprechen.

Die willkürlich brutale Behandlung der neutralen Schiffahrt geht uns Deutsche schließlich nichts an, solange sich die Neutralen dies gefallen lassen. Deutschland leidet dadurch weniger, als die Neutralen selbst. Englands Vorgehen nach dieser Richtung zeigt aber, was England meint, wenn es die Beherrschung der Ozeane als ausschließliches Recht fordert. Keine Handlung ist zu niedrig, zu gemein, wenn sie nur Englands materielle Interessen fördert. Der einzelne Engländer mag persönlich ein untadeliger Ehrenmann, ein „Gentleman" sein — wo es das Interesse seines Landes gilt, wird er zum Strauchdieb. Am besten können wir dies an zwei so verschiedenen Charakteren studieren, wie Sir Edward Grey, den unmittelbaren Anstifter des Krieges und Lord Hal-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dane, dem „treuesten Freund", den Deutschland in England gehabt hat. Wir geben in folgendem eine Würdigung dieser beiden Persönlichkeiten aus der Feder von intimen Kennern Englands wieder:

Sir Edward Grey, der Engländer.

Er heißt Edward mit Vornamen, wie der König, der ihn zum Minister gemacht hat. Das ist freilich nur ein äußerliches Zusammentreffen; aber auch innerlich ist Sir Edward Fleisch vom Fleische Eduards VII. Und wiewohl Victorias Sohn und Erbe längst zu seinen Vätern versammelt ist — seine Politik der Einkreisung Deutschlands ist mit ihm ebenso wenig zu Grabe getragen worden wie mit dem Sturze des Tory-Ministeriums Balfour, das der liberale Wahlsieg von 1906 hinweggeweht hatte. Damals hatte sich, völlig unbeachtet von der politischen Welt, selbst Englands, König Eduards kluge und zähe Beharrlichkeit in wahrhaft genialer Weise bewährt. Der im Grunde seines Wesens durchaus toristisch gesinnte König hatte nicht im entferntesten daran gedacht, der Tradition und der ungeschriebenen parlamentarischen Verfassung gegenüber den Frondeur zu spielen. Er berief den liberalen Campbell-Bannerman an die Spitze des neuen Kabinetts; aber sein Einfluß war groß genug, um in das Whig-Ministerium Sir Edward Grey zu bugsieren, von dem weder Freund noch Feind wußte, welcher Partei er eigentlich angehört. Er hatte freilich äußerlich im Lager der Liberalen gestanden, aber der erst Vierundvierzigjährige war parteipolitisch niemals so hervorgetreten, daß man ihn auf ein Programm und auf eine Weltanschauung hätte festnageln können. Wohl waren die Greys fast stets auf der Seite der Whigs gewesen; es gehörte das zur Tradition der alten anglo-normannischen Adelsfamilie, die schon im 11. Jahrhundert in Oxfordshire ansässig gewesen und die seit dem 13. Jahrhundert in Northumberland begütert war. Sir Edward, der in Oxford studiert hatte und der seine politische Karriere als Privatsekretär Sir E. Barings begann, kam schon im Alter von 23 Jahren ins Unterhaus, und vom August 1892 bis zum Juni 1895 war er in den Ministerien Gladstone und Rosebery Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. So konnte es niemand auffallen, daß der junge Baronet das bedeutsame Portefeuille des Auswärtigen erhielt, daß er im Foreign Office Nachfolger Lord Lansdownes wurde, des Mannes, der König Eduards Politik dem Auslande gegenüber mit großem Geschick zu verschleiern gewußt hatte. Und während Campbell-Bannerman, nach seinem Tode Herbert Henry Asquith, als Premierminister im Sinne der liberalen Unterhausmehrheit regierte, setzte Sir Edward Grey in Downingstreet die Politik fort, die König Eduard begonnen hatte, und deren Richtlinien auch beibehalten wurden, als Georg V. den Thron von England bestieg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heute, da die Welt in Flammen steht, da die mächtigsten Nationen gegen Deutschland verbündet sind, erkennt man in lichter Klarheit die Ziele jener unseligen Politik, die ein völliges Aufgeben aller früheren englischen Regierungsmaximen bedeutet. Nur neun Jahre hat König Eduard Großbritanniens Geschicke gelenkt; aber in dieser kurzen Spanne Zeit hat er nachhaltiger die Geschicke Englands beeinflußt als seine Mutter in den 64 Jahren ihrer Regierung. Er hat es verstanden, seine Ziele und Absichten auch über die Zeit nach seinem Tode hinaus zur Geltung zu bringen, und Sir Edward Grey war der Mann, dem er sein unseliges politisches Erbe anvertraut hatte. Niemand schien im Vereinigten Königreiche auch so geeignet dazu wie er. Einsilbig und wortkarg, war es nie seine Art, mehr zu sagen, als ihm unter den jeweiligen Umständen angemessen schien. Wenn trotzdem bei seinen Reden im Unterhause das Parlament, wenn die Welt an seinen Lippen hing, so war es bei allen das Bewußtsein und die Ueberzeugung, daß dieser Mann etwas zu sagen hatte und daß es sich verlohnte, auf die Untertöne seiner manchmal wenig inhaltreichen Ausführungen zu lauschen. Es kann gar kein Zweifel daran herrschen, daß Sir Edward Grey eine politische Kapazität ist, und es geht nicht an, ihn, wie es in letzter Zeit in Deutschland so oft geschehen ist, einfach als Betrüger oder als politischen Abenteurer zu rubrizieren. Gewiß, er ist unser Feind; er ist sogar — geben wir uns darüber keiner Täuschung hin — unser erbittertster und gefährlichster Feind. Aber er ist Deutschenfeind nicht etwa aus angeborener Abneigung oder aus blinder Bosheit; er haßt Deutschland einzig und allein, weil er durch und durch nichts anderes als Engländer ist.

Das Engländertum hat sich niemals um Stammesverwandtschaft und Vetterntum gekümmert, es stellt die Reinkultur völkischen Egoismus dar und ist in seinem Weltherrschaftsdünkel fest und heilig davon überzeugt, ihm allein gehörten die Güter dieser Erde. Wer sich vermißt, die Kreise des britischen Weltimperiums zu stören, der ist des Engländers Feind.

England hätte offen den deutschen Gegner zum Zweikampf herausfordern können, denkt heute vielleicht mancher bei uns. Aber wer so denkt, übersieht schon wieder den Anlaß zu der gegen uns gerichteten Feindschaft. England lag nichts daran, lediglich unsere Kriegsflotte in der Nordsee zu versenken. Ein solcher Krieg hätte uns wirtschaftlich nicht genügend geschwächt; England hätte nur seinen größten Kunden für alle Zeiten verloren und den deutschen Wettbewerb für vielleicht ein Jahrzehnt auf dem Weltmarkt ausgeschaltet. England wollte Deutschland ins Mark treffen; deshalb hat es nicht nur mit Deutschlands Erbfeind konspiriert, es hat auch in aller Welt Feinde gegen uns geworben, wie man Mörder dingt. Es war nicht wählerisch, es hat sich mit den Russen, die es haßt, und mit den Japanern, die es verachtet, verbunden, und es wird diese Nationen hassen und verachten, wenn der Mohr seine Schuldigkeit getan hat. Der Krieg Englands gegen Deutschland ist der Kampf des schämigen Konkurrenten gegen seinen Mitbewerber, der nicht vor Verleumdungen und Gemeinheiten dem Mitbewerber gegenüber zurückschreckt. Die Ziele seiner Verbündeten sind ihm Hekuba; es wird

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ruhig demütigen lassen, wenn der Riesenkampf, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, wider alles Erwarten in England zugunsten Deutschlands und seines Verbündeten ausgehen wird.

Sir Edward Grey ist nichts als die Personifikation des Engländertums. Dieser hagere, eiskalte Egoist mit der Adlernase und dem Blick eines Raubvogels, der kaum notdürftig Französisch versteht, der niemals eine ausländische Zeitung liest, und dessen unsagbarer englischer Dünkel ihn Zeit seines Lebens abgehalten hat, aus eigener Anschauung das Ausland kennen zu lernen, dieser Mann hat die Meute der Feinde auf uns gehetzt, weil er so seinem Vaterlande am besten zu nützen gedachte. Schlägt sein Plan fehl, so wird er in dem Bewußtsein abtreten, das Beste für sein Land gewollt zu haben. („Hamb. Fremdenblatt".)

Lord Haldane, der „Deutschenfreund".

Es gab in England eine große Zahl von Deutschen, die überzeugt davon waren, daß England niemals an Deutschland Krieg erklären würde. Da die Verhandlungen über bestehende Differenzen zu einer Einigung zwischen den beiden Ländern geführt hatten, glaubten sie, daß weder die Frage der belgischen Neutralität, noch irgendeine andere Frage von dem britischen Kabinett als Anlaß zu einem Kriege betrachtet werden könnte. Sie wußten ja, daß Deutschland in Westminster einen verläßlichen Freund besaß, den Lordkanzler, Right Honourable Viscount Haldane of Cloan. Die Persönlichkeit dieses Mannes schien ihnen eine Garantie dafür, daß England neutral bleiben würde. Lord Haldanes Landsleute bezeichnen ihn als den „Apostel philosophischer Denkart" und sein Einfluß machte sich bei den Männern der Wissenschaft und Erziehung, wie bei Politikern und Militärs, in gleicher Weise geltend.

Lord Haldane verdankt Deutschland diese hohe Anerkennung. Sie wurzelt in seinem Studium in Heidelberg und Göttingen. Ohne das Studium von Goethe, Kant, Hegel und Schopenhauer, deren Namen in fast allen seiner Werke und Vorträge wiederkehren, wäre er niemals der „Apostel philosophischer Denkart" geworden. Seine umfassende Kenntnis deutscher Zustände und besonders des deutschen Verwaltungswesens ermöglichte ihm auch die gründliche Reorganisation der englischen Armee durchzuführen, als er im Kabinett Asquith den Posten des Kriegsministers bekleidete.

Alle diese Umstände und gewisse Tatsachen bezüglich der letzten Reise Lord Haldanes nach Berlin, über die ich unterrichtet war, festigten meine Ueberzeugung, daß der Lordkanzler der erste sein würde, seine Stimme gegen diesen sinnlosen Krieg zu erheben. Ich war sicher, daß er wie Lord Morley, Trevelyan und Burns, seine Kollegen, zurücktreten würde. Ich wartete Tag für Tag auf seinen Rücktritt — bis ich hörte, daß er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

während Lord Kitcheners Abwesenheit wieder das Kriegsministerium leitete.

Die Hilflosigkeit, mit der Sir Edward Grey nach der Pfeife seines Unterstaatssekretärs Arthur Nicholson, König Edwards Testamentsvollstrecker, tanzt, läßt mich kalt; ebenso das Bild Winston Churchills, der seine grenzenlose Eitelkeit durch das Streben nach den Lorbeern eines zweiten Nelson zu befriedigen sucht — wie auch Asquiths Bemühen, durch den Krieg die vielfachen innerpolitischen Schwierigkeiten loszuwerden, in die seine Charakterschwäche ihn verwickelt hatte. Aber zu sehen, wie Lord Haldane britische Söldner gegen Deutschland, sein geistiges Vaterland, schickt, bringt mein Blut zum Sieden. Niemals hat ein politischer Renegat verächtlicher gehandelt.

Lord Haldane reiste im Jahre 1913 nach den Vereinigten Staaten und Kanada. Nur ein einziges Mal in der Geschichte Englands hat ein Großsiegelbewahrer während seiner Amtszeit das Land verlassen. Lord Haldane hatte für diese Reise ebenfalls besondere Erlaubnis einzuholen, und man darf wohl annehmen, daß diese nur erteilt wurde, weil seiner Mission nach dem amerikanischen Kontinent besondere Bedeutung innewohnte.

Dies zeigt sich auch in der Rede, die er vor amerikanischen und kanadischen Juristen in Toronto hielt. Dort verkündete er einen neuen Grundsatz internationaler Politik, für den er das deutsche Wort „Sittlichkeit" brauchte. In England wurde dieses Wort mit „national good form" (nationale Anständigkeit) übersetzt und wir können uns mit diesem Ausdruck als mit demjenigen begnügen, der in der englischen Sprache dem Worte „Sittlichkeit" in internationalen Beziehungen am nächsten kommt. Der Grundgedanke der Haldaneschen Rede bestand in einem Appell für einen engeren Zusammenschluß aller Nationen, die durch Tradition, Geschichte, Religion und Kultur miteinander verwandt sind. Und Lord Haldane erklärte, er sei ermächtigt, zu sagen, daß dies die Politik der englischen Regierung sei.

Seit dieser Erklärung waren kaum zwölf Monate verflossen, als der Krieg zwischen England und Deutschland ausbrach: Englands Krieg gegen eine Nation, von der Engländer sagten, daß sie zu jenen gehöre, die mit England gemeinsame Traditionen in Geschichte, Religion und Kultur besitzen. Alle „national good form" ist in England zum Teufel gegangen. (Verzeihung für dieses Wort, aber wo anders kann sie hingegangen sein?) Lord Haldane war einer der ersten, der seine Lehre von internationaler Sittlichkeit über Bord warf. Er ließ sich zum Vorsitzenden eines Ausschusses ernennen, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, nur Mittel und Wege zu finden, wie Deutschlands Handel und Industrie von den Weltmärkten vertrieben werden kann.

Das ist Lord Haldane, der englische „Gentleman". Der dünne Firnis deutscher Kultur ist von seinem wahren Charakter abgefallen — einem Charakter, der durch und durch brutal englisch ist. Haldane schien das Bedürfnis zu fühlen, seine Haltung zu rechtfertigen, denn er hielt in Newcastle eine Rede über die Gründe, die England zur Kriegserklärung bewogen haben. Es war der alte „cant" über den deutschen Mili-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tarismus, welcher alles Gute und Edle im Charakter des deutschen Volkes ertötet. Er möchte diesen Militarismus zerstören, um die deutsche Kultur von seinem Joch zu befreien. Haldane sollte Deutschland besser kennen — und er kennt es auch besser. Würde er sonst nicht die militärische Organisation Deutschlands in England nachgeahmt haben, soweit dies möglich war? Eine Arbeit, die, wie er erklärte, er mit keinem anderen Amt im Staate vertauschen würde? Er muß wissen, daß er den „deutschen Militarismus" nicht zerstören kann, ohne das deutsche Volk zu vernichten. All die anderen mögen über den „deutschen Militarismus" winseln, weil er sie verhinderte, Deutschland anzugreifen, ehe es groß wurde. Aber es fehlen mir die Worte, um das zu charakterisieren, was Haldane, der „Deutschenfreund", getan hat, als er sich zu Deutschlands Feinden gesellte.

H. A. W. in der „Continental Times", Berlin.

Wie England Krieg führt.

Daß das meerbeherrschende Albion uns seine brutale Faust zuerst auf See zeigen würde, ließ sich erwarten. Einen Vorgeschmack der englischen Kriegführung erhielten wir durch die folgende Meldung des Wolffschen Büros am 31. August 1914:

„Nach einer Meldung aus Las Palmas ist der als Hilfskreuzer ausgerüstete Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große" von dem englischen Kreuzer „Highflyer" zum Sinken gebracht worden, als er in den neutralen Gewässern der spanischen Kolonie Rio del Oro vor Anker lag.

Gegen diese, jedem Völkerrecht widersprechende Verletzung der Neutralitätsgesetze muß Protest erhoben werden. Großbritannien hat durch die Mißachtung der stets von allen Nationen theoretisch und praktisch anerkannten Unverletzlichkeit neutraler Hoheitsgewässer gezeigt, daß es sich nicht scheut, über die Hoheitsrechte neutraler Staaten hinwegzugehen."

In der Folgezeit hat dann England klar zu erkennen gegeben, daß es sich an völkerrechtliche Abhandlungen nicht gebunden halte, und die Ernennung Lord Fishers zum Ersten Seelord zeigte klar, daß jetzt der Seekrieg von Englands Seite als Seeräuberkrieg geführt werden sollte. Lord Fishers Ansichten in dieser Richtung waren seit Jahren ausgesprochen.

„Lord Fisher kehrt zur Admiralität zurück in dem kritischen Augenblick, wo gerade noch Zeit ist, die Seeleute von den Rhetorikern zu erretten und die Flotte von den Diplomaten zu befreien." So beginnt eine Auslassung des konservativen Politikers und Schriftstellers Thomas Gibson Bowles über die Londoner Erklärung. Bowles stimmt einen Triumphgesang an darüber, daß jetzt schon der größte Teil der Haager

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abkommen von 1907 unwirksam geworden sei. Er wünscht, daß auch die andern Haager Abkommen ihnen folgen möchten und erklärt dann von der Londoner Deklaration, sie sei bekanntlich nicht ratifiziert worden, sie sei deshalb ohne Autorität, sie sei tot und dahin und ohne irgendwelche Wirksamkeit. Im Anfang des Krieges habe das britische Auswärtige Amt, um „sein Gesicht zu wahren", sich im großen und ganzen noch auf den Standpunkt der Deklaration gestellt. Jetzt aber, nach der Verordnung vom 29. Oktober, sei, trotz deren Unklarheit, die Londoner Deklaration vollständig zerbröckelt worden. Gibson Bowles tadelt freilich mit großer Schärfe, daß die Admiralität eine neue „Deklaration" aufgestellt habe, denn so würde von neuem versucht, die militärische Tätigkeit der britischen Flotte in die papiernen Fesseln der Bureaukraten zu schlagen und das alles nur, um das Gesicht einiger hohen Beamten zu wahren. Von Lord Fisher hofft Herr Bowles, er werde sich das nicht gefallen lassen, denn er wisse, was Krieg wirklich ist.

Gibson Bowles gilt in England als eine Autorität auf diesen Gebieten. Vor Jahren erschien ein Buch von ihm über die Pariser Deklaration und 1910 ein zweites, das sich den Kampf gegen die Haager Uebereinkünfte und die Londoner Erklärung zur Aufgabe machte. Es ist nicht zum wenigsten seiner agitatorischen Tätigkeit zuzuschreiben, daß die Londoner Erklärung seinerzeit von Großbritannien nicht ratifiziert worden ist. Für Bowles bedeutet jede internationale Bestimmung über Führung des Seekrieges eine Einschränkung der britischen Ozeansuprematie und damit eine unerträgliche Beleidigung des britischen Volkes. Sich in die Abhängigkeit internationaler Verträge zu begeben — so sagt er —, sei stets der Beweis für die Unfähigkeit der jeweiligen Staatsmänner, nie aber für die politische oder wirtschaftliche Notwendigkeit für England, es zu tun. Für Bowles bildet schrankenlose Anwendung des **sink, burn and destroy** (Versenken, Verbrennen und Vernichten) das selbstverständliche Attribut und ebenso das Erfordernis für die Machtstellung und Wirtschaftspolitik Großbritanniens.

Der alte britische Seeräubergeist, mit dem England die Welt politisch und wirtschaftlich unterjocht hat, kommt hier wieder ans Tageslicht, und eine Probe aufs Exempel wurde durch die Festnahme des Lazarettschiffes „Ophelia" am 13. November gemacht. Die Besatzung des deutschen Lazarettschiffes „Ophelia", das wider alles Völkerrecht von einem englischen Kreuzer an der Ausführung seines Rettungswerkes in der Nordsee gehindert und beschlagnahmt wurde, in Gravesend an Land gebracht worden: als Kriegsgefangene! Die Aerzte und Krankenpfleger der „Ophelia", jeder mit dem Abzeichen des Roten Kreuzes versehen, wurden, durch eine Abteilung Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht, durch Gravesend hindurchgeführt. Das „harmlos aussehende Rote-Kreuz-Schiff", so begründete man das englische Vorgehen, sei vor Yarmouth (in Wirklichkeit wurde die „Ophelia" nahe der holländischen Küste beschlagnahmt) aufgegriffen worden, und man hätte dann bald herausgekriegt, daß hier ein niederträchtiger Betrug zugrunde liege. Daß man keine Minen gefunden habe, mache ja wenig aus, denn wie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der „Daily Telegraph" sagt: „Die See ist weit und tief genug". Das Lazarettschiff sei nur ein verkapptes Werkzeug deutscher Niedertracht gewesen."

Alle diese Lügen dienten selbstverständlich nur dem Zwecke, die absolute Willkür der englischen Maßnahmen vor den Neutralen zu verschleiern, Maßnahmen, wie sie kein anderer Staat gewagt haben würde. Für Deutschland wäre der Grundsatz, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der zweckmäßigste gewesen. Trotzdem wurde er nicht durchgeführt, selbst nachdem die Engländer die offenen Hafenstädte Dares-salam, Swakopmund, Lüderitzbucht und Duala völkerrechtswidrig beschossen hatten.

Aehnliches haben sie ja auch im Luftkrieg getan. Englische Flieger haben auf Düsseldorf, Freiburg und Friedrichshafen Bomben geworfen und dabei Zivilpersonen und Frauen schwer verletzt. Das bringt der Krieg mit sich, und wir klagen nicht darüber. Als aber deutsche Kriegsschiffe die Befestigungen und militärischen Anlagen an der englischen Ostküste bombardierten, erhob sich drüben ein wüstes Schimpfen und Schmähen über die deutschen „Frauen- und Kindesmörder", als ob man von dem Bombardement unbefestigter deutscher Städte durch englische Bomben nichts wüßte.

Erbärmlicher noch ist der Versuch, durch Bestechung neutraler Kapitäne diese zum Versenken ihrer Schiffe zu veranlassen, und die Schuld dann auf deutsche Unterseeboote zu schieben. Die „Kölnische Zeitung" brachte darüber die folgende Meldung:

„Der Kapitän eines holländischen Schiffes erklärte in Rotterdam: Die englische Regierung habe ihm 100 000 Pfund Sterling (über zwei Millionen Mark) anweisen lassen, falls er sein Schiff versenken und dann in Rotterdam melden wolle, es sei durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht worden."

Die Nachricht klingt so unerhört, daß man zunächst eine Bestätigung abwarten muß. Im Hinblick auf den amtlichen Mordanschlag gegen den irischen Patrioten Sir Roger Casement erscheint die Machenschaft jedoch durchaus nicht unglaublich.

Auch die englische Kriegführung zu Lande ist nicht frei von Brutalität, namentlich was die asiatischen Hilfstruppen anbetrifft.

Die schwedische Zeitung „Appell" schrieb darüber in bitterem Sarkasmus: Die Neger scheinen doch nicht die Wirkung gehabt zu haben, die man erwartete, da das stolze Albion eines Tages nach Helfern von einer noch anderen Farbe schicken mußte. Diesmal von Indien! Bei ihrer Landung in Europa fand man sogleich, daß sie noch malerischer, noch interessanter und doppelt so tapfer und doppelt so wild seien als die Neger von Senegal.

Und aus London wurde telegraphiert, daß die Deutschen beim Anblick der Inder völlig verstummten. Die Neger hatten sie geblendet, aber diese Kiplingschen Figuren nahmen ihnen ganz den Atem. Im Kampfe taten sie Wunderwerke und vernichteten die Deutschen bataillons- und regimenterweise!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wie kämpfen sie erst im Aufklärungsdienst! Ganz nagelneue Methoden! Wie Schlangen krochen sie im Gelände vor und warfen sich auf die deutschen Posten, welche gar nicht so weit kamen, nur einen Laut von sich zu geben, bevor ihnen mit den langen Messern der kriechenden Helden die Gurgel abgeschnitten war.

Diese bewunderungswürdigen indischen Messer!

Solches und Aehnliches wurde telegraphiert aus London, der Stadt der Wahrheit vor allen anderen Städten, und ohne weiteres der Oeffentlichkeit aufgetischt. Nicht der geringste Kommentar, kein Wort des Unwillens oder des Abscheus. Nein, so war es kulturell und ganz in der Ordnung.

Aber — laßt eine deutsche Kugel ein Schloß treffen, eine Kirche oder irgendein dem Luxus dienendes Gebäude in Belgien oder Frankreich — ja, dann gibt es Leben in der Presse des „arbeitenden" Volkes. Und welch ein Wesen und Geschrei! Da wird mit großem Abscheu von Barbarei geschrieben, und kleine Schulmandarinen steigen auf ihre Katheder und halten Vorlesungen über Kultur.

Aber das indische Messer ist nicht zu allen Zeiten bewundert worden. Bei dem großen Sepoyaufstand, als Indien sich von England freimachen wollte, da wurde dieses lange, scharfe Messer in der englischen Presse nur mäßig geschätzt. Damals betrachtete man es als ein Symbol der Barbarei und gemeinster Hinterlist, als die Waffe einer niederen Rasse gegen eine höhere und kulturbringende.

Jetzt aber lautet es ganz anders! Wenn diese gekauften Helden und Halbwilden aus dem Heimatlande der Cholera, des Tigers und der chronischen Hungersnöte zum Kampf in Europa auf Flanderns Gefilden gegen deutsche Bauern und Handwerker, Studenten und Kaufleute geführt werden, gegen die zu einem gleichen Zweck verbrüderten Söhne einer großen Kulturnation, da natürlich kämpfen die Wilden für Zivilisation und Freiheit! Sie kämpfen nicht für England, das ihr Vaterland erdrückt und aussaugt, das sie gekauft hat für geringen Sold! Nein, sie kämpfen für den Fortschritt und für Kultur!

Sie kämpfen für die Freiheit der kleinen Nationen!"

Am 2. September veröffentlichte das Wolffsche Telegraphenbureau folgende amtliche Bekanntmachung:

Unsere Armeen haben, wie schon gemeldet, den gefangenen Franzosen und Engländern Tausende Infanteriepatronen mit tief ausgehöhlten Geschoßspitzen abgenommen. Die Patronen befanden sich zum Teil noch in der mit dem Fabrikstempel versehenen Packung. Die maschinenmäßige Anfertigung der Geschosse ist durch Zahl und Art unzweifelhaft festgestellt. Im Fort Longwy wurde eine derartige Maschine vorgefunden. Die Patronen wurden also von der Heeresverwaltung den Truppen in dieser Form geliefert. Gefangene englische Offiziere versichern auf Ehrenwort, daß ihnen Munition für die Pistolen ebenfalls mit derartigen Geschossen geliefert worden sei. Die Verwundungen unserer Krieger zeigen die verheerende Wirkung dieser Dumdum-Geschosse. Während Frankreich und England unter grober Verletzung der Genfer Konvention Geschosse zulassen, deren Verwendung ein Merk-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mal barbarischer Kriegsführung ist, beobachtet Deutschland die völkerrechtlichen Bestimmungen genau. Im gesamten deutschen Heere wird kein Dumdum-Geschoß verwendet.

Der Gebrauch von Dumdum-Geschossen durch die Engländer war schon früher gemeldet, unsere Regierung hatte jedoch erst einwandfreie Feststellungen machen lassen, ehe die Anklage in der Oeffentlichkeit erhoben wurde. Offiziere der Gordon-Hochländer haben eidlich versichert, daß sie Dumdum-Geschosse vor ihrem Abgang zur Front erhalten hätten, und das Geheimnis des englischen Geschosses wurde gelüftet, als man bei der Untersuchung fand, daß das Geschoß aus zwei Teilen bestand, die nur durch den dünnen Geschoßmantel zusammengehalten wurden. Durch das Hineinstecken der Geschoßspitze in das Loch der Magazinsperre am englischen Lee-Metford-Gewehr und durch leichten Druck kann die erstere abgebrochen werden; die Patrone wird dadurch zum Dumdum-Geschoß. Ein englischer Rekrut schrieb auch seinen Eltern (der Brief wurde in einem englischen Blatte veröffentlicht), daß der instruierende Unteroffizier ihnen erklärt habe, daß keine Dumdum-Geschosse verwendet werden dürften; er hätte ihnen aber am Gewehr gezeigt, wie man aus einem gewöhnlichen Geschoß ein Dumdum-Geschoß macht!!

Eine genaue Beschreibung des englischen Dumdum-Geschosses und seiner Wirkung finden wir in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom 18. Dezember 1914, den wir hier in vollem Wortlaut zum Abdruck bringen:

Englische Dumdum-Geschosse.

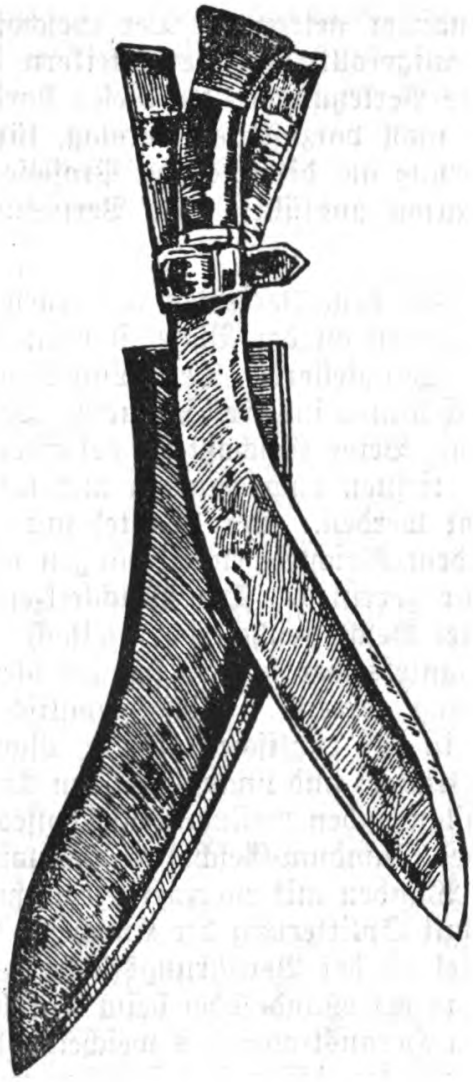
„Das Londoner Kriegsamt hat sich erst dieser Tage bewogen gefühlt, den Gebrauch von Dumdum-Geschossen, der bekanntlich durch internationale Abmachungen verboten ist, in einer amtlichen Erklärung in Abrede zu stellen. Es hat sich dabei allerdings um die eigentliche Anklage gegen die englische Barbarei vorsichtig herumgedrückt und sich so angestellt, als handle es sich bloß um eine Revolvermunition. Diesen Versuchen, die öffentliche Meinung des In- und Auslandes irrezuführen, muß mit aktenmäßigen Belegen entgegengetreten werden. Wie wir früher bereits mitgeteilt haben, besteht das englische Infanterie-Geschoß, um das es sich hier handelt, aus zwei Teilen, einer Aluminiumspitze und dem eigentlichen Bleikern. Beide Teile werden durch den Stahlmantel äußerlich zusammengehalten, innerlich sind sie nicht miteinander verbunden. Schon dieses normale englische Infanterie-Geschoß wirkt als Dumdum-Projektil, da die beiden Teile sich beim Aufschlagen auf einen Knochen oder einen harten Gegenstand trennen und der Geschoßmantel sich dabei mit scharfen Rändern aufrollt, so daß ganz furchtbare Wunden entstehen. Da die Aluminiumspitze auch leichter ist als der Bleikern, das Geschoß also in seinen einzelnen Teilen eine verschiedene Dichte besitzt, ergeben sich hierdurch gewisse Umstände, die für die durch dieses Geschoß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

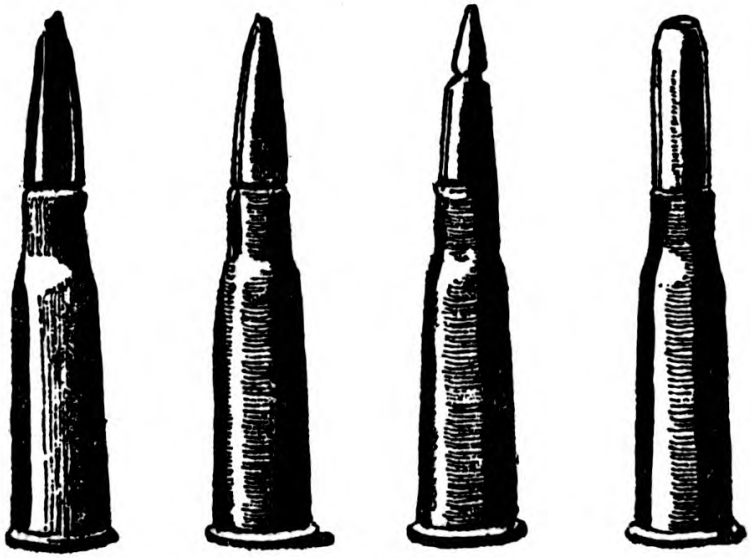
Verletzten besonders ungünstig sind. Wie aber ebenfalls schon mitgeteilt, präparieren nun auch die englischen Soldaten dieses Geschoß noch weiter, indem sie für den Nahkampf die Aluminiumspitze beseitigen, so daß nur noch der Bleiteil in einem offenen, von scharfen Rändern umgebenen Stahlmantel übrig bleibt. Das Schloß des englischen Infanterie-Gewehrs besitzt eine Oese, die an sich zu anderen Zwecken zu dienen scheint, in die aber merkwürdiger- und auffälligerweise die Spitze der Patrone genau hineinpaßt. Mit einem kräftigen Druck gelingt es, so die Spitze (den Aluminiumteil) leicht abzubrechen, und das richtige Dumdum-Geschoß ist fertig. Man hat sowohl von den hier beschriebenen Patronen wie von den fertigen Dumdum-Geschossen große Massen in den englischen Schützengräben gefunden. Die englischen Soldaten wissen auch sehr genau, was sie tun und daß ihre Geschosse dem Kriegsrecht zuwiderlaufen. Es ist charakteristisch hierfür, daß ihr erstes Wort, wenn sie in Gefangenschaft geraten, ist: „No Dumdum!" Warum verwahren sie sich dagegen, wenn sie dazu keine Veranlassung hätten; wenn sie nicht wüßten, daß ihre Kameraden Dumdum-Geschosse in Massen verwenden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß das deutsche Infanterie-Geschoß sich absolut nicht, wie das englische, abbrechen läßt. Es besteht aus einem soliden Bleikern, der ganz von einem Stahlmantel umgeben ist; wollte man versuchen, es — wie das englische — abzubrechen, so löst es sich eher, wie Versuche ergeben, aus der Patronenhülse heraus. Ebenso ist es mit dem französischen Infanterie-Geschoß. Nur das englische hat diese merkwürdige und auffällige Vorbereitung, nur dieses besteht aus zwei Teilen, nur dieses verursacht die fürchterlichen Wunden. England ist also nicht nur die Heimat des völkerrechtswidrigen Dumdum-Geschosses, es hat diese teuflische Erfindung auch zur — wie man anerkennen muß — größtmöglichen Vollendung gebracht.

Um das hier Ausgeführte besser zu veranschaulichen, bringen wir einige Abbildungen von Dumdumgeschossen, wie sie von den Engländern verwendet worden sind. Wer sich einigermaßen mit diesen Fragen befaßt hat, dem muß es ohne weiteres klar sein, wie ein solches Geschoß im menschlichen Körper wirkt. Die Entschuldigung, daß es sich bei den festgestellten gräßlichen Wunden nur um sogenannte Querschläger handelt — Geschosse, die infolge Abprallens von Gestein usw. breitgedrückt oder auch nur quer anstatt mit der Spitze nach vorn in den Körper eindringen — handelt, kann nicht geltend gemacht werden. Vereinzelte dieser Fälle sind sicher vorgekommen, aber das Beweismaterial deutet darauf hin, daß sowohl Dumdumgeschosse von der englischen Militärverwaltung geliefert wurden, als auch, daß das gewöhnliche Geschoß von den Soldaten in ein Dumdumgeschoß umgewandelt wurde. Die „Frankfurter Zeitung" gibt die Abbildung eines englischen Infanterie-Geschosses wieder, das in der chirurgischen Klinik in Heidelberg aus dem Körper eines verwundeten deutschen Soldaten herausgeschnitten werden mußte. Es handelt sich, wie leicht ersichtlich ist, um ein englisches Vollgeschoß, von dem die Spitze nicht entfernt worden war, also um ein durchaus normales englisches Infanterie-Geschoß. Die oben erwähnten beiden Teile des Geschosses haben sich aber im Körper des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Kukri-Messer, die Wurfwaffe der indischen Ghurkas.



Dumdum-Geschosse.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwundeten voneinander getrennt. Der Geschoßmantel ist zerrissen und hat sich zackig aufgerollt, auch der Bleikern ist völlig deformiert. Wer sich hiernach die Verletzungen, die dieses barbarische Geschoß verursachen kann, noch nicht vorzustellen vermag, für den fügen wir die nachstehende Schilderung an, die uns von Professor Hirschel in Heidelberg, der die Operation ausführte, zur Verfügung gestellt wird; sie lautet:

Es handelte sich bei dem Verletzten um einen Becken- und Gesäßschuß. Der Einschuß vorn an der Blase ist breit klaffend und hat die Größe eines kleinen Handtellers. Der Wundkanal ist breit, trichterförmig und reicht nach hinten ins Gesäß hinein. Letzteres ist ausgedehnt zerstört und zerrissen. Beide Geschoßteile befanden sich in der Wunde. Der Bleikern ist am tiefsten eingedrungen und konnte unter der Haut des Gesäßes entfernt werden. Der Mantel mit der Aluminiumspitze blieb unterwegs in dem Weichteilgewebe hängen und hat einen großen Teil der Muskulatur zerrissen. Die Weichteilzerstörungen lassen sich leicht erklären aus der Beschaffenheit des vielfach gezackten und gebuchteten harten Stahlmantels, der überall hängen bleibt und das Gewebe in großer Ausdehnung zerreißt. Dieses englische Dumdum-Geschoß, das, wie es scheint, in der englischen Armee allgemein eingeführt ist, erweckt im ganzen betrachtet und unangeritzt den Anschein eines gewöhnlichen, nicht zu beanstandenden Vollmantelgeschosses. Seine Wirkungsweise ist aber die eines Dumdum-Geschosses, und wie wir gesehen haben, setzt es ausgedehnte Wunden mit enormen Zerreißungen der Weichteile und jedenfalls auch mit Splitterung der Knochen. Das Geschoß braucht wohl am Stahlmantel an der Berührungsfläche der beiden Kerne nur angeritzt zu sein, um in der Wunde oder beim Aufschlag eine Sprengung des Mantels und ein Heraustreten des weichen Bleikerns bewirken zu lassen. Auch ohne vorherige Läsion des Stahlmantels wird das Geschoß beim Aufschlag auf den Knochen wahrscheinlich platzen und die geschilderte Wirkung hervorrufen. Daß das Geschoß, um als Dumdum zu wirken, nicht erst abgebrochen werden muß, ist aus den vorgefundenen Geschoßteilen einwandfrei ersichtlich.

Der Schuß erreichte unseren Verletzten aus etwa 150 Meter Entfernung, und wahrscheinlich ist das Geschoß quergestellt aufgeschlagen, da schon der Einschuß abnorm groß ist.

Die Engländer benützen also ein mit ausgesuchter raffinierter Gemeinheit, die an ein geniales Verbrechertum erinnert, hergestelltes Geschoß, das äußerlich harmlos erscheint, in Wirklichkeit aber bei jeder Benützungsmöglichkeit ein Dumdum-Geschoß darstellt.

Die Geschoßteile sind der „Frankfurter Zeitung" im Original vorgelegt worden. Das Blatt bringt außerdem Abbildungen von Handwunden, die durch englische Geschosse hervorgerufen worden sind; sie veranschaulichen die geradezu fürchterlichen Wirkungen der barbarischen Kampfweise der englischen Kulturnation. Obgleich die Geschosse in der Hand nur einen ganz kurzen Weg zurücklegen, diese enormen Zerstörungen! Dem noch etwas hinzuzufügen, ist überflüssig. Die Entrüstung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beim Anblick dieser Wirkungen (ein „durchaus humanes Geschoß", sagt das Londoner Kriegsamt!) wird eine völlig einheitliche sein.

So unerfreulich dieses Kapitel auch ist, es schien notwendig, diesen genauen Beweis für die Barbarei Englands im Angesichte der übrigen Kulturwelt zu führen. Würde es sich um ein deutsches Geschoß handeln, wir möchten den Lärm hören, der sich darüber in den „neutralen Staaten" erheben würde. Aber es handelt sich um ein englisches Geschoß, und so müssen wir die beschämende Beobachtung machen, daß die übrigen Länder so tun, als ginge sie die Sache nicht an und als handele es sich hier nicht um eine Kulturfrage von allgemeiner Bedeutung. Wir sind eben die „Barbaren", gegen uns scheint alles erlaubt. England aber — nun England gebietet nicht nur über den internationalen Nachrichtendienst, sondern anscheinend auch über die internationale Presse.

Wir werden uns also auch hier selbst helfen müssen!"

Schließlich haben wir auch das einwandfreie Zeugnis eines neutralen Arztes.

Der in medizinischen Kreisen wohlbekannte schwedische Arzt Dr. Ekgren hat über seine Beobachtungen an deutschen Verwundeten folgenden Bericht erstattet: „Zurückgekommen von einer mit amtlicher Erlaubnis unternommenen kurzen Reise, die mich von Berlin aus auch nach Frankfurt a. M. und der Festung Mainz geführt hat, um in Deutschland einige Lazarette zum Studium der Verwundungen zu besuchen, halte ich es für unabweisbare Pflicht, zu berichten, daß ich sowohl in den Krankenhäusern Frankfurts wie in dem Festungsgarnisonlazarett zu Mainz verwundete deutsche Soldaten gesehen und untersucht habe, deren Verletzungen derartig schwer waren und deren Wunden (mit kleiner sowohl Einschuß- wie Ausschuß-Oeffnung und einer gewaltigen explosionsähnlichen Zerstörung im Inneren des Wundkanals selbst) einen so eigenartigen Charakter trugen, daß man mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen kann, es seien in diesen Fällen stumpfgemachte und sogar ausgehöhlte Projektile oder sogenannte Dumdum-Geschosse völkerrechtswidrig verwendet worden. Auf welche Entfernung die Schüsse abgefeuert worden sind, spielt ja erfahrungsgemäß eine große Rolle, auch ist die Frage von Querschüssen ja von einem gewissen Gewicht, doch dürfte sie in den oben genannten Fällen kaum von größerer Bedeutung sein. Das mir in einem Falle (Städtisches Krankenhaus Sachsenhausen) gezeigte Röntgenbild legt auch, meiner Ansicht nach, für die deutliche Einwirkung einer im Innern der Wunde gefundenen Explosion beredtes Zeugnis ab."

Gegenüber diesen unwiderleglichen Tatsachen hilft alles Ableugnen der Engländer nicht das geringste. Sie haben eben alle Praktiken aus früheren Kriegen, die sie geführt haben, wiederholt. Natürlich tischten sie wieder Lügen über Grausamkeit der deutschen Kriegführung auf. Alle möglichen Gerüchte aus Belgien und Nordfrankreich wurden übertrieben und verzerrt und als Tatsachen hingestellt. Demgegenüber haben schon die Korrespondenten amerikanischer Blätter ohne Ausnahme festgestellt, daß an allen diesen Schauergeschichten nicht ein Tipfelchen wahr ist, wie sie sich an Ort und Stelle überzeugen konnten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Tat, wir haben es nicht nötig, unseren Sieg durch Bestialität zu erreichen und unsere soldatische Ehre durch Handlungen zu beflecken, die wohl ein Söldnerheer, nicht aber ein Volksheer begehen kann. Wenn harte Maßnahmen getroffen werden mußten, so geschah dies nur, um unsere Truppen gegen Hinterlist zu sichern, denen sie in Feindesland ausgesetzt waren.

Die Behandlung der Kriegsgefangenen in England und den Kolonien.

Einleitend wurde schon erwähnt, welcher unwürdigen Behandlung die in England lebenden Deutschen ausgesetzt waren, die nicht rechtzeitig hatten flüchten können. Beschimpfungen durch den englischen Pöbel und die Vernichtung ihres Eigentums blieben ungestraft. Sie selbst waren rechtlich fast vogelfrei. Jeder englische Lump hatte das Recht, sich an ihrem Eigentum ungestraft zu vergreifen. Dagegen wurden sie für Uebertretung der Polizeivorschriften zu Gefängnis und sogar zu Zuchthaus verurteilt. Ein deutscher Bäcker im Alter von 44 Jahren, der schon 28 Jahre in England wohnt und seit 15 Jahren eine eigene Bäckerei besitzt, ist zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er der Polizei nicht mitgeteilt hatte, daß er seit Ende August in einem Kosthause Wohnung genommen hatte. Ein deutscher Kellner erhielt sechs Monate, weil er, in Lothringen geboren, törichterweise es für vorteilhaft gehalten hatte, sich als Franzose eintragen zu lassen. Er erklärte, daß er nicht in dem deutschen Heere gedient habe und Deutschland nicht als seine Heimat anerkenne; sein Vater habe 1870 gegen die Deutschen gekämpft, und er betrachte sich als Franzose. Allein, in dem Gerichtsbericht heißt es, es seien bei dem Manne Papiere gefunden worden, die auf das deutsche Heer Bezug hatten. Ohne Zweifel haben auch die englischen Richter den Verstand und die rechtliche Gesinnung verloren. In London hat einen deutschen Gelehrten, Friedrich Schamberger, eine Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis mit Zwangsarbeit — entsprechend dem deutschen Zuchthaus — mit nachfolgender Ausweisung getroffen, weil er in seiner Wohnung zwar einige Patronen, jedoch keine Schußwaffe hatte.

Nach Meldungen holländischer Blätter wurden u. a. in jüngster Zeit ein deutscher Friseur, der es versäumt hatte, sich als Ausländer registrieren zu lassen, und ein deutscher Fabrikdirektor, der sich als Schweizer ausgab, zu sechs Monaten, ein deutscher Uhrmacher, der das Verbrechen beging, einen photographischen Apparat zu benutzen, zu drei Monaten Zuchthaus (hard labour) verurteilt. Das sind aber noch nicht einmal die brutalsten Bestrafungen; wie Dr. Karl Peters im „Tag" mitteilte, sind derartige Zuchthausstrafen auch über Deutsche in London deshalb verhängt worden, weil sie die ihnen angewiesene Zone unbedachterweise überschritten, und dasselbe Schicksal traf Deutsche in den Provinzstädten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es sind nach englischen Zeitungsberichten auch schon eine Anzahl Deutsche als Spione erschossen worden. Ob Spionage wirklich nachgewiesen war, möchten wir bezweifeln, denn in den letzten Jahren sind in England unzählige Mißgriffe in dieser Hinsicht vorgekommen. Im übrigen zeigt die Stimmung, die in den Briefen an die Presse zum Ausdruck kommt, daß der Engländer innerlich mit dem Kosaken ziemlich nahe verwandt ist.

Die Londoner „Daily Sketch" enthielt z. B. Vorschläge für die Behandlung der Deutschen, die in England zurückbleiben: 30 000 nach ihrer Schätzung. Da schreibt einer: „Man handle wie im Burenkriege. Man sammle sie in einem Lager oder in einem besonderen für sie eingeräumten Dorf unter strenger militärischer Aufsicht." — Ein anderer meint: „Alle Deutschen, deren die Polizei habhaft werden kann, bringe man auf alte Schiffe, die man fünf Seemeilen hinausfahren und als Scheibe für unsere neuen Naval Volunteers dienen lassen kann." „Ich habe," schreibt ein dritter, „mehrere deutsche Damen zu Freundinnen oder was man so nennt. Eine ist mit einem Offizier des stehenden Heeres verheiratet. Sie erklärte im Vertrauen, daß Deutschland sich bis an die Zähne bewaffne, um nach England zu ziehen, und daß der Angriff in einer Weise erfolgen würde, die England zum Kampfe zwingen müßte. Ich kenne die Deutschen und weiß, daß sie schlimmer sind als die Indianer und die Eingeborenen und die Basuto und alle mir bekannten Stämme. Sie sind sehr unaufrichtig und doppelzüngig. Natürlich möchten sie naturalisiert sein des Schutzes halber." — Ein vierter läßt sich vernehmen: „Man jage alle in England bleibenden Deutschen mit Sack und Pack hinaus, ob sie wollen oder nicht, ungeachtet ihrer bangen Versicherungen der Treue gegen England, und man lasse keinen Deutschen mehr in unser Land zurückkehren, und sei er auch noch so brav." — Ein fünfter schlägt vor: „Man lasse aus unseren Gefängnissen außer Fälschern und Mördern alle körperlich tauglichen Gefangenen hinaus, die im Heer und in der Flotte dienen wollen, und lasse die deutschen Reservisten und Kriegsgefangenen die Arbeit in den Strafanstalten verrichten. Da England diese Leute ernähren und unterbringen muß, so mögen sie auch für ihren Unterhalt sorgen." — Ein sechster sagt: „Das Richtige wäre ein Ausweisungsbefehl mit nachfolgendem leisen Wink, das Land zu verlassen. Wozu sie festhalten? Warum nicht einsehen, daß 30 000 Feinde in unserer Mitte, die unser ganzes Treiben beobachten, eine Bedrohung für uns, eine kleine Armee an sich bilden? Wir sollten ihnen nicht feindlich sein?" — Der siebente meint: „Ich bin nicht blutdürstig, allein, in jedem anderen Lande werden überführte Spione erschossen, und es heißt beinahe Spiel treiben mit der materiellen und moralischen Sicherheit des Landes, wenn wir sie, wie es zu geschehen scheint, kaum anders als unsere gewöhnlichen Verbrecher behandeln."

Diese unglaublichen Roheiten waren natürlich nur das Echo der von den Zeitungen selbst veröffentlichten Hetzartikel. Kein Wunder, daß der Janhagel von Schmähungen auch zu Tätlichkeiten überging. Als z. B. die kriegsgefangene Besatzung der „Ophelia" durch die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Straßen von Gravesend geführt wurde, beschimpfte man sie in empörendster Weise. Dichte Menschenmengen umgaben sie, und wie der „Daily Telegraph" mit Befriedigung feststellt, kam ein Weiberhaufen angestürmt, der schreiend verlangte, man solle ihnen die Deutschen nur überlassen, sie würden sie schon zurichten. Ein englischer Seesoldat riß einem der Deutschen sein Abzeichen des Roten Kreuzes ab, das dieser, wie das genannte Blatt sagt, augenscheinlich „entehrt" hatte. Unter Gebrüll und Schmähungen ging der Zug dann weiter, und wiederholt wurde von der Menge begonnen, die Deutschen tätlich zu mißhandeln. Der „Daily Telegraph" schließt: „Gefangen, erniedrigt, entehrt und gedemütigt und ein Gegenstand der Verachtung, gelangte der Zug auf dem Bahnhof an, um nach Chatham instradiert zu werden."

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es den englischen Begleitmannschaften ein leichtes gewesen wäre, die Deutschen zu schützen. Man hatte aber im Gegenteil vorher die Lügen über die angeblichen Eigenschaften der „Ophelia" als Minenschiff verbreitet. Ein Wort des begleitenden Offiziers hätte genügt, um die Beschimpfung und Mißhandlung der deutschen Aerzte und Sanitätsgehilfen und des Zeichens des Roten Kreuzes, das sie trugen, zu verhindern.

Wenige Tage nach der Kriegserklärung begann die schon eingangs gekennzeichnete Jagd auf die Deutschen. Wie Herden Vieh trieb man sie zusammen und brachte sie auch wie Vieh in Ställen unter. Welche Praktiken dabei manchmal angewendet wurden, hat Dr. Karl Peters im „Tag" geschildert:

„Als sich die Deutschen zu Tausenden bei dem amerikanischen Konsulat gesammelt hatten, um eine Unterstützung entgegenzunehmen, erschien plötzlich eine Reihe von Möbelwagen; daraus sprangen englische Polizisten, welche etwa 200 Deutsche aus der Menge herausgriffen, ganz nach Belieben, und in die Möbelwagen sperrten, welche sie verbarrikadierten. Diese wurden unter Bedeckung ebenfalls nach Olympia gebracht, die Leute durften sich nichts von ihrer Wäsche oder von ihrem Privateigentum holen, sondern sie wurden eingepfercht, wie sie just dastanden. Kann man sich eine brutalere Behandlung vorstellen? Wenn man solche oder ähnliche Darstellungen täglich las oder hörte, mußte das Herz besonders bitter werden im Vergleich mit den prahlerischen Fanfaronaden der Zeitungen, welche von deutschen Roheiten im Felde ihren Lesern nicht genug zu erzählen wußten und dadurch das englische Volk immer gehässiger gegen die Deutschen stimmten. Das ist wahrhaft das Volk, welches sich bläht, den Kampf für englische Zivilisation gegen die „Hunnen" zu führen.

Die Gesellschaft ist eben verwöhnt durch die Jahrhunderte lange Unterordnung des Deutschtums unter das Engländertum. Das hat diese Art so arrogant und unverschämt gemacht, daß sie sich derartige Ausschreitungen gegen uns Deutsche erlaubten."

Auf diesen Andrang von „Kriegsgefangenen" war man in England selbstverständlich nicht vorbereitet — wie man in England niemals auf etwas vorbereitet ist, was von dem Althergebrachten, Alltäglichen ab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weicht. Hierin liegt die Ursache zu all den Uebelständen, die wir im Verlauf der letzten 6 Monate von Dutzenden von Personen gehört haben, die drüben eine Zeitlang interniert waren. Dort, wo der Kommandant der Kriegsgefangenen-Lager besonders stark gegen die Deutschen eingenommen war, wurden zu dem Unglück noch Quälereien und Schmähungen gefügt.

Selbst deutsche Frauen wurden brutalisiert — beinahe wie in Frankreich. Eine preußische Offizierswitwe gab in Köln die folgenden Ausführungen an amtlicher Stelle zu Protokoll:

„Bereits im August wurde für uns Deutsche eine Verordnung erlassen, daß wir uns vom Wohnorte nicht über fünf englische Meilen ohne Erlaubnis entfernen dürften. Am 3. 9. 14 wollte ich zu einem befreundeten Pfarrer gehen, um mir zur Erreichung der Erlaubnis zur Abreise von England ein Zeugnis ausstellen zu lassen, daß ich keine feindlichen Absichten gegen England hegte. Ich wandte mich deshalb an die Polizei mit der Frage, ob mir der acht englische Meilen betragende Weg zu dem Pfarrer zu diesem Zweck erlaubt sei. Der Polizeibeamte Laing, der zweite Detektivbeamte der Grafschaft, antwortete mir All right. Später stellte sich heraus, daß ich in Wirklichkeit eine schriftliche Erlaubnis hätte haben müssen. Ich wurde wegen dieser Uebertretung angezeigt und zum 22. 9. 14 vor das Grafschaftsgericht geladen, und zwar vor den Sheriff Orr. Meine schottischen Freunde, ein höherer Schiffahrtsbeamter von Musselburgh, auch der Pfarrer, in deren Häusern ich freundschaftlich verkehrte, meinten, es würde wohl ohne eine Verwarnung nicht abgehen. Als ich am 22. 9. der Vorladung folgte, war ich erstaunt, vor den Schranken des Gerichts den großen Apparat von Anklägern und Richtern aufgewandt zu sehen. Ich wurde auf die Anklagebank geführt, dort von einem Polizisten bewacht, viel Publikum war auf den Tribünen. Ich bin der englischen Sprache völlig mächtig und erzählte den Fall auf Befragen mit voller Klarheit, in der ruhigen Ueberzeugung, kein Unrecht begangen zu haben. Der Staatsanwalt zieh mich der Lüge und der Sheriff Orr, der auch den Schotten als höchst unangenehme Persönlichkeit und als besonders hart bekannt war, bestrafte mich, wie er sagte, um ein Beispiel zu statuieren, mit fünf Tagen Gefängnis und sofortiger Verhaftung. Mein Entsetzen über diese furchtbare Härte wuchs noch, als sich sofort nach dem Spruch vor meinen Füßen in der Diele eine Klappe öffnete, die in ein völlig dunkles Loch sehen ließ. Ich mußte durch diese Oeffnung auf einer leiterartigen Treppe hinabsteigen und befand mich bald, nachdem sich die Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, in einem Keller, in Gesellschaft von gemeinen Verbrechern und Polizeibeamten. Von da wurde ich nach einiger Zeit von einem Beamten in eine sehr dunkle, bitterkalte Zelle mit Steinboden geführt, wo ich zitternd 1½ Stunden zu verbleiben hatte. Dann wurde ich auf die Straße herausgeführt und vor zahlreichem Publikum mit zwei aneinander gefesselten und einem dritten gemeinen Verbrecher zusammen in den festverschlossenen Verbrecherwagen verladen. Der begleitende Polizist nahm auf dem Bock — nicht im Wagen — Platz. Die Fahrt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dieser Gesellschaft dauerte mindestens eine Viertelstunde. — Im Calton Jail-Gefängnis angelangt, wurde ich in eine kalte, etwa einen Meter im Geviert messende Zelle mit Steinboden geführt, in der ich — vor Frost bebend — 1½ Stunden zu warten hatte. Bewegung in dieser Zelle war bei ihrer Kleinheit gänzlich ausgeschlossen. — Als mich dann endlich zwei Mädchen herausholten, konnte ich kaum noch stehen. Sie führten mich in ein Bad. Dort mußte ich mich vor ihren Augen nackt ausziehen, wobei sie sich aufs intimste über meinen Körper unterhielten. Ich mußte dann die Sträflingskleidung anlegen, die übrigens sauber und ordentlich war. — Besonders furchtbar für mich war die Untersuchung durch den Gefängnisarzt. Der Name ist mir leider unbekannt geblieben, ich kann ihn aber zweifelsfrei feststellen. Ich werde das tun und den Namen später noch veröffentlichen. Es war ein Mann von etwa 50 Jahren. Ich kam mit etwa zwölf Verbrecherinnen zu ihm hinein. Während diese in höchstens 3 Minuten abgefertigt waren, behielt er mich allein zurück und untersuchte mich in einer Art, die ich mindestens als völlig „unnötig" bezeichnen muß. Hierbei schimpfte er, mehr zu sich selbst, als zu mir, in den gemeinsten Ausdrücken auf die Deutschen, unsere Armee, unsern Kaiser. Plötzlich wandte er sich direkt an mich und sagte: „Ihr Kaiser ist doch ein „scoundrel" (das verächtlichste Schimpfwort, welches der Schotte kennt). Antworten Sie, haben Sie Ihre Zunge verloren? Sie sollen antworten." Als ich ganz ruhig sagte, ich sei anderer Meinung, schimpfte er weiter und sagte: „Er hat es aber bewiesen. Sie können auch keine andere Ansicht haben, Sie wollen es nur nicht sagen." Als Kost erhielt ich gegen 7 Uhr morgens und nachmittags einen fast ungenießbaren Haferbrei mit kalter Milch: mittags ein Stück Brot und eine, stets sehr gute, aber unmäßig gepfefferte Suppe, die starken Durst erzeugte, was quälend war, da Wasser nur unter Schimpfen ganz unzulänglich gereicht wurde. Am Freitag erhielt ich, unter dem Vorwande, es sei Reinmachetag, da hätte zu so etwas niemand Zeit, überhaupt nicht einen Tropfen Wasser. — Meine Zelle war wie jeder andere Raum des Gefängnisses sehr reinlich und sauber. Beschäftigt wurde ich mit Bindfadenarbeiten. Wenn Angestellte meine Zelle betraten, was aus Neugier sehr oft vorkam, oder ich hinausgeführt wurde, mußte ich mich mit dem Gesicht nach der Wand aufstellen, bis es mir erlaubt wurde, mich umzudrehen. Als ich entlassen werden sollte, wurde ich in einen langen, geräumigen Korridor geführt. Dort mußte ich mich unter dem Eindruck, durchaus nicht ganz sicher vor Blicken zu sein, völlig nackt ausziehen, dann wurde ich in ein Zimmer geführt, in dem ich meine eigenen Kleider, jedes Stück sauber eingewickelt, vorfand. — Im Anschluß an diese furchtbaren Tage erkrankte ich schwer. Ich mußte lange das Bett hüten und habe mich auch jetzt noch nicht erholt. Rühmend muß ich hervorheben, daß meine schottischen Bekannten und Freunde mit mir empört waren, und daß die letzteren mich wieder freundlich bei sich aufnahmen, trotzdem sie sich dadurch Unannehmlichkeiten aussetzten. Auf mein mehrfaches Ansuchen erhielt ich am 8. 11. endlich die Erlaubnis, England zu verlassen."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die verschiedenen Konzentrationslager, in denen man die Deutschen aus England, die auf hoher See aufgegriffenen Deutschen und die wenigen Kriegsgefangenen untergebracht hatte, spotteten aller Beschreibung. Wir lassen hier die Berichte von freigelassenen Internierten, um deren Veröffentlichung sich namentlich das „Hamburger Fremdenblatt" verdient gemacht hat, für sich selbst sprechen:

Aus dem Gefangenenlager Newbury ist es auf eine hier nicht näher zu erörternde Weise dem Herrn Emil Selcke, Hamburg, Kuhberg 15, der mit anderen Deutschen aus Brasilien kam und auf einem holländischen Schiff von den Engländern gefangen genommen wurde, gelungen, durch Vermittelung des amerikanischen Botschafters in London freizukommen. Die in demselben Rennstall mit ihm internierten Deutschen, 1340 Mann an der Zahl, darunter viele Hamburger, haben ihm ausdrücklich aufgetragen, die Wahrheit über die ihnen zuteil werdende Behandlung mitzuteilen, damit sie allgemein in Deutschland bekannt werde. Herr Selcke hat außerdem den militärischen Behörden sein Material und die in seinen Händen befindlichen Schriftstücke ausgehändigt. Das folgende sind die nackten Tatsachen, zu denen wir nur erwähnen, daß die genannten Namen deutscher Gefangener und ihre Wohnsitzbezeichnung aus dem Gedächtnis gegeben sind:

Herr Selcke, von Beruf Tierhändler, befand sich mit vielen Deutschen von Brasilien auf der „Hollandia". In Las Palmas wurden bereits 83 Deutsche von dem Kreuzer „Cornwall" übernommen. In Plymouth wurden sie sämtlich gefangen genommen. Nach fünftägiger Internierung in Devenport wurden sie nach Newbury geschafft und dort in einer alten Rennbahn interniert. Acht bis zehn Mann liegen in einer Pferdebox zusammen auf einem Stroh, das bei Selckes Entlassung seit sechs Wochen nicht erneuert war und nur noch aus Häcksel besteht. Sie erhalten jeder zwei dünne Decken, weiter nichts. Auch keinen Tisch, keine Sitzgelegenheit, überhaupt nicht das geringste, so daß sie auf der Erde zu liegen gezwungen sind. Der Rennstall, der nicht geheizt wird, hat unter dem Dach offene Ventilationsluken. Ein Versuch, sie mit Papier zuzustopfen, wurde von dem englischen Oberst verboten. Das Papier wurde entfernt mit der Bemerkung: „Das dürfe nicht sein," so daß die Gefangenen, um sich gegen Zug und Regen von oben zu schützen, ihre Köpfe mit den Handtüchern umwickeln (die sie allerdings ebensowenig wie Seife (rote Hundeseife) geliefert bekommen, aber sich für schweres Geld kaufen dürfen). Irgendwelche Beleuchtung wird nicht verabfolgt. Um fünf Uhr nachmittags muß alles ins Stroh kriechen. Ihre Koffer erhielten die Gefangenen nach drei Tagen zugestellt.

Vor dem Gebäude ist der Boden lehmig und so tief aufgeweicht, daß bei dem anhaltend regnerischen Wetter ein Umhergehen nicht möglich ist. Trotzdem müssen die Gefangenen sich ihr Essen selber im Freien kochen. Der Feuerherd besteht aus einem Graben und zwei Reihen Ziegelsteinen, darauf vier große Asphaltkessel, die ständig unbedeckt stehen und mittels einfachen Auswischens durch ein Tuch abwechselnd zum Kochen von Tee und von Wassersuppe benutzt werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Tee wird durch alte Säcke gegossen, so daß er völlig schmutzig ist, die Wassersuppe, mit einem geringen Zusatz von Fett, enthält vielleicht für jeden Gefangenen einen Kubikzoll Fleisch. Die Gesamtnahrung besteht aus: morgens sieben Uhr eine Tasse Tee und ein Stück trocken Brot, mittags: ein Napf der besagten Wassersuppe, pro Mann je zwei Kartoffeln (nicht mehr) und ein Stück trocken Brot. Abends wieder den Tee und trocken Brot. Da selbst dieses Essen oft nicht reicht, sind Beschwerden erfolgt, auf die hin die Beschwerdesteller in einen besonderen Stall auf drei Tage bei Wasser und Brot eingesperrt wurden. Die entrüstete Beschwerde zweier Deutschen wurde mit drei Tagen strengem, vierzehn Tagen Mittelarrest und neun Monaten Festung bestraft. Das Essen wird vor dem Stall stehend eingenommen.

Unter den Gefangenen befinden sich 13 bis 14 deutsche Aerzte, die aus eigener Kraft eine Art Organisation unter ihren Mitgefangenen geschaffen haben. Herr Selcke nennt uns die Namen: Prof. Dr. Reutlinger (Buenos Aires), Dr. Steidel (Porto Allegre), Dr. Oskar Meier (Blumenau-Brasilien), Dr. Christian Johnsen (Blumenau, geboren in Flensburg), Dr. von Mangelsdorf, Dr. Steinmeier (früherer Schiffsarzt auf der „Cap Roca"), Dr. Luz (Blumenau), Dr. Traubmann (Rio), Dr. Oestetter aus Schwaben, ferner noch vier Aerzte, die auf dem holländischen Dampfer „Frisia" vor etwa zehn Tagen verhaftet worden sind. Außerdem nennt Herr Selcke den Grafen von Pappenheim, Oberleutnant bei der Garde in Berlin, den Herrn von Döhring, österreichischen Militärattaché in Buenos Aires.

Diese Aerzte wurden von der englischen Militärverwaltung aufgefordert, die Behandlung der kranken Gefangenen in anderen Lagern zu übernehmen, was sie jedoch ablehnten, da man ihnen eine würdige Behandlung (vor allem ausreichende Nahrung) verweigert. Der offiziell bestellte Arzt des Gefangenenlagers aber ist seines Zeichens — Zahnarzt.

Trotzdem unternahmen die Aerzte unter Führung von Professor Reutlinger eine eigenhändige Untersuchung ihrer Mitgefangenen. Es stellte sich heraus, daß sich unter ihnen 59 Syphilitiker befanden.

Gegen die mit Notwendigkeit auftretenden Läuse haben sie kein Reinigungsmittel. Trotzdem gelang es ihnen aus eigenen Vorräten einem aus Hamburg gebürtigen Matrosen von der „Mainz" (soll wohnhaft sein am Venusberg) einen Granatsplitter aus dem Arm zu nehmen. Die englische Sanitätsverwaltung hatte sich um seine Verwundung nicht gekümmert. Die deutschen Aerzte haben allnächtlich einen Wachtdienst eingerichtet.

Das ist der allgemeine Zustand. Hinzu kommt, daß alle Briefe an die englische Regierung ohne Antwort bleiben. In Briefen an ihre Angehörigen dürfen nur Mitteilungen über das persönliche Befinden stehen, sonst nichts. Außer dem Genannten müssen die Gefangenen sich alles selber kaufen und dafür horrende Preise zahlen. Die englische Militärverwaltung hat die Kantinen sämtlicher Gefangenenlager gegen hohe Pacht an einen Londoner Unternehmer verpachtet. Einigen Gefangenen, die nicht einmal ein Hemd besaßen, wurde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von den andern wenigstens mit einer Weste und einer Hose ausgeholfen. Viele gehen noch jetzt barfuß. Das aus Deutschland gestiftete Geld zur Verpflegung der Gefangenen hat die Militärverwaltung zwar zum Ankauf von Stiefeln und Wollzeug verwendet, doch müssen die Gefangenen diese Stiefel für 12½ Schilling das Paar sich erst wieder kaufen. Erkältungen machen sich fast allgemein geltend.

Wegen der mangelhaften Ernährung befürchten die deutschen Aerzte außerdem das Ausbrechen von Hungertyphus, zumal den Gefangenen zum Feuermachen nur frisches Holz aus dem Walde geliefert wird, das sie nicht in den Stall nehmen dürfen, und das daher, abgesehen von dem Qualm, der den Aufenthalt an den Feuerstätten fast unmöglich macht, so schlecht brennt, daß es an einzelnen Tagen erst gelang, das Feuer für das Mittagessen abends um acht Uhr in Gang zu bringen. Beschwerden darüber wurden mit Arrest bestraft, und mit dem Bemerken, daß auf Revolten der Tod durch Erschießen stände. Einige Tage blieb man ganz ohne Holz. Auf alle Beschwerden antworteten die aufsichtsführenden Subaltern-Offiziere mit Achselzucken. Erwähnt sei noch, daß alle Gefangenen sich auf dem Hof an zwei Pumpen waschen müssen.

Soweit die nackten Tatsachen, die der entlassene, im 60. Jahre stehende Herr zum Teil unter Tränen mitgeteilt hat. Das letzte Wort, das er von seinen Mitgefangenen hörte und das unter ihnen immer wiederkehrt, ist „Wir sind recht-, macht- und wehrlos." Uebrigens wurde er entlassen, ohne daß man sich darum kümmerte, ob er auch nur einen Penny besäße. Das Geld zur Reise nach London und zur Ueberfahrt nach Holland haben seine Mitgefangenen ihm gesammelt. In London und Folkestone wurde er verschiedentlich untersucht. Man schnitt ihm das ganze Futter seines Rockes auf, auch wurden ein Daumenabdruck und eine Photographie von ihm aufgenommen. Den anderen Gefangenen ist verschiedentlich von ihren Wächtern gedroht worden, sie kämen niemals heraus.

Herrn Selckes Angaben wurden später bestätigt durch die Berichte einiger deutscher Aerzte, die man ebenfalls, allem Völkerrecht entgegen, festgesetzt, später aber freigegeben hatte.

Die Engländer versuchten, die im „Hamburger Fremdenblatt" erhobenen Vorwürfe zu entkräften. Der Ministerpräsident, Mr. Asquith, ging selbst nach Newbury und ließ sich überzeugen, daß alles aufs vorzüglichste eingerichtet sei.

Dem englischen Ministerpräsidenten aber legte der ebenfalls freigelassene Dr. Hermann Reuchlin im „Hamburger Fremdenblatt" einige Fragen vor als Appell an das Gewissen des Ministers. Dr. Reuchlin sagt:

Am 1. November erhielt das Lager den Besuch von Ministerpräsident Asquith. Zeitungen melden zwar, daß er einen vorzüglichen Eindruck erhalten hätte. Aber sein ernstes Aussehen und wiederholtes Kopfschütteln, das wir bei den mannigfachen Fragen an Gefangene, mit denen er sich in liebenswürdiger Weise unterhielt, beobachteten, schienen uns das Gegenteil zu sagen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie sollte sich auch Mr. Asquith damit einverstanden erklären können, wenn er erfährt, daß in 60 Tagen, seit das Lager belegt wurde, das Stroh in den Ställen nie erneut, nur durch kümmerliche Zutat ergänzt wurde.

Wenn er weiß, daß die Ställe, die höchstens drei Personen fassen, von neun bis zwölf belegt wurden, wenn er hört, daß die an Zahl unzureichenden Decken nie längere Zeit an der Sonne liegen dürfen und mit dem muffigen Stroh der kalten, ungeheizten Ställe an Gerüchen wetteifern.

Hat der Herr Premierminister gesehen, wie bei den vielen Regentagen sich die Gefangenen mit ihren Tellern durch den Morast ringen müssen, um an den drei Kochherden, die Reste und Zeugen vorsintflutlicher Herkunft zu sein scheinen, ihr dürftiges und jeder Abwechslung bares Stückchen Kochfleisch mit den 1½ Kartoffeln zu holen, das dann meist schon kalt geworden und zum großen Teil verschüttet auf einer wackligen hölzernen Barriere balancierend oder, wenn hier kein Platz mehr frei ist, auf schmutzigem Boden, in knieender Haltung stehend, verzehrt wird?

Hat der Minister nicht Einblick bekommen in den trostlosen Mangel von Stiefeln und Unterwäsche, der bisher nur zum kleinsten Teile aus den Mitteln der begüterten Gefangenen und aus privater Hilfe (ich erinnere mich nur, daß Baron Schröder unterstützend eingriff) behoben werden konnte?

Findet er die ärztliche Hilfe für ausreichend, die der in seiner Privatpraxis anscheinend überaus in Anspruch genommene englische Arzt leisten kann?

Weiß er von dem Mangel an Arzneien und Verbandsachen, unter dem unsere infolge vieler Erkältungskrankheiten Schmerzen leidenden Landsleute zu schmachten haben, ein Mangel, der sich auch bei den gefangenen verwundeten Soldaten, die anscheinend infolge der Ueberfüllung der Spitäler reichlich frühzeitig entlassen wurden, überaus unangenehm bemerkbar macht?

Um solche Zustände abzustellen oder zu lindern, muß sich eine Regierung, wenn sie menschlich denkt, eben entschließen, Mittel zu bewilligen, und unsere deutsche Regierung kann ihr dabei als durchaus vorbildlich gelten. Für mich, der eben noch Zeuge dieser Mangelhaftigkeit war, spricht zum Beispiel die kurze Mitteilung der „Nordd. Allg. Ztg." Bände, die meldet, daß zur Aufnahme der neuerdings nach englischem Vorbild internierten Engländer in den Räumen unterhalb der Tribünen der Trabrennbahn Ruhleben zwei Dampflokomobilen zur Heizung aufgestellt wurden. Wo ein ernstlicher Wille ist, läßt sich auch ein Weg finden. Uebertreibungen in diesen oder jenen Berichten, an die sich kurzsichtige Gefühlsduselige gern halten möchten, kenne ich kaum. Daß der Gemütszustand sehr gedrückt ist, vor allem unter denjenigen, die sich schon viele Jahre in England als loyale Bürger bewährt haben und den besseren Ständen angehören, ist natürlich und die Behauptung des Gegenteils eine grobe Erfindung. Auch wir, am 6. September in Plymouth gegen alles Völkerrecht festgenommenen und fast zwei Monate

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückgehaltenen Aerzte wurden durch die Unmöglichkeit, eine Antwort während der langen Zeit auf unsere Gesuche an das Kriegsministerium und die amerikanische Botschaft bekommen zu können, fast der Verzweiflung nahegebracht. Noch jetzt befinden sich die Aerzte Dr. Trautmann und Dr. Welcke (München) in widerrechtlicher Haft, ebenso der Rio Grandener Pastor Kolas, der auf Isle of Man zurückgehalten wird.

Am ausdrucksvollsten ist eine Schilderung der körperlichen und seelischen Leiden, welche die Gefangenen in Newbury zu erdulden hatten, in dem folgenden Brief des Arztes Dr. Chr. Johnsen aus St. Catharina (Brasilien), der auf einem holländischen Dampfer im Hafen von Plymouth festgenommen und nach Newbury gebracht wurde. Vorher waren schon 70 andere Deutsche bei den Kapverdischen Inseln von dem Dampfer entfernt und nach Gibraltar geschleppt worden. Wir geben Dr. Johnsen das Wort:

Wir wurden in Plymouth von einem durch den Hafen kreuzenden Dampfer eingebracht, und dank der eifrigen Spionagetätigkeit der an Bord befindlichen Franzosen und Belgier wurden auch fast sämtliche Deutschen, einschließlich der Aerzte, gefangengesetzt. Mein Versuch, mich auf die Genfer Konvention und das internationale Völkerrecht zu berufen, daß ich als Arzt nicht festgenommen werden könne, wurde mit der knappen Bemerkung „You are German" abgetan, und eine energische Handbewegung, begleitet von dem Worte „please", bedeutete mir, daß ich Gefangener war. So ist es sämtlichen Aerzten ergangen.

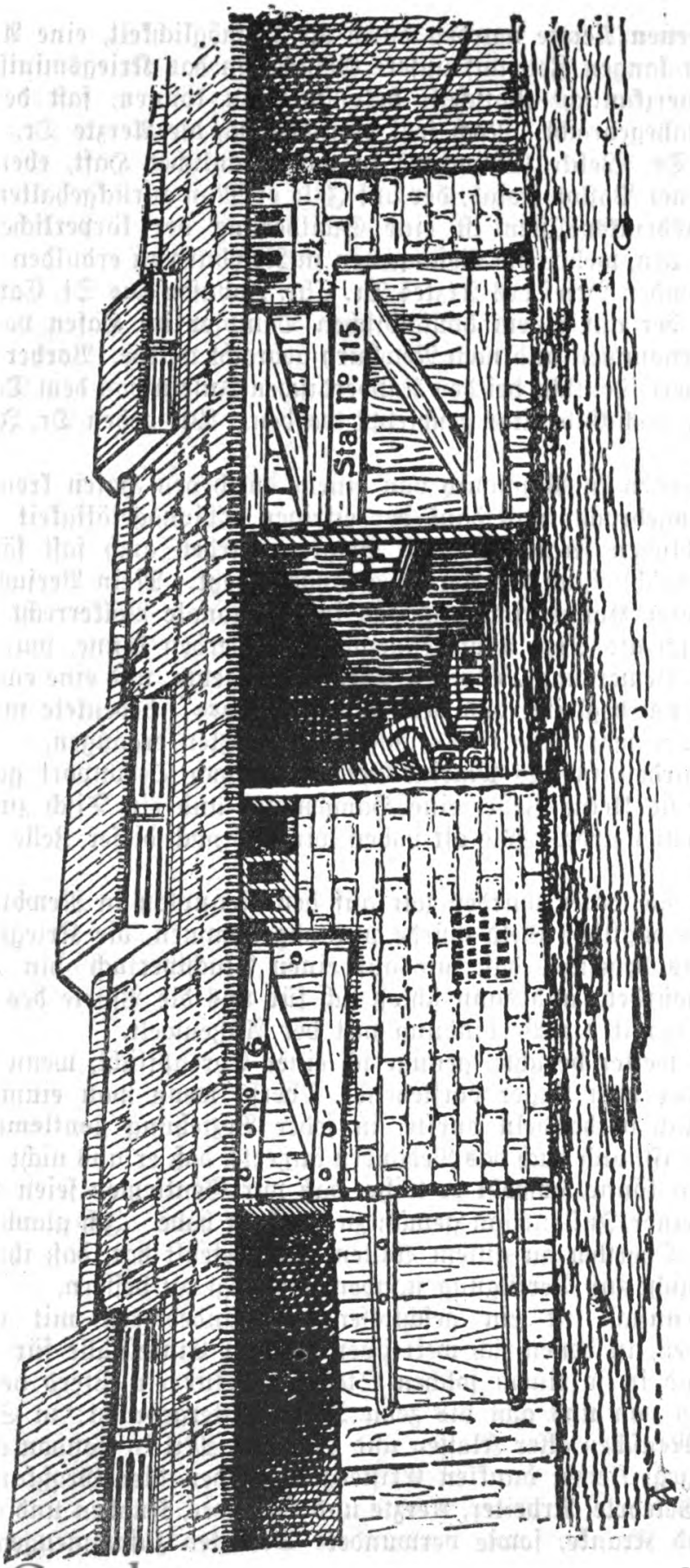
Wir wurden in das Marine-Gefängnis nach Devonport gebracht, wo jedem eine kleine Zelle, eine Hängematte und ein Tisch zur Verfügung gestellt wurde. Wie oft haben wir uns nach dieser Zelle zurückgesehnt!

Drei Tage später wurden wir auf den Rennplatz in Newbury gebracht. Das englische Geld wurde uns abgenommen, die Kriegsartikel verlesen, uns bedeutet, daß wir auf einen Fluchtversuch hin „durchgeschossen" würden, und dann schloß sich für uns die Pforte des Rennstalles und damit die Verbindung mit der Außenwelt.

Ehe ich weiter berichte, genüge ich einer Ehrenpflicht, wenn ich erkläre, daß der dem Lager vorstehende Oberst, wenn man einmal mit ihm persönlich verhandeln durfte, in jeder Beziehung gentleman-like vorgegangen ist, und auch das Bedauern äußerte, daß er uns nicht anders unterbringen könne, obwohl er wisse, daß wir Gentlemen seien wie er, da er nur seiner Instruktion gemäß zu handeln habe. Ich glaube auch, daß es dem Obersten an gutem Willen nicht gefehlt hat, daß ihm aber die Mittel nicht zur Verfügung standen, die Lage zu bessern.

Der Rennstall ist ein geschlossenes Gebäudeviereck mit einigen Quergebäuden, in denen sich weit über hundert Einzelställe für Pferde befinden, und in je einem solchen Stalle, der für ein Pferd berechnet war, wurden von uns acht bis zehn Mann untergebracht; in Summa etwa 1200 Menschen aller Klassen und Stände. Mit in London auf der Straße aufgegriffenen dunklen Existenzen wurden hier Großkaufleute, Matrosen, Gelehrte, Arbeiter, Aerzte und Offiziere, Knaben und Greise, Krüppel und Kranke, sowie verwundete Soldaten zusammengeworfen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein Gefangenen-Stall im Gefangenenlager von Newbury.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indem man ihnen als einzigen Komfort etwas Stroh und zwei Decken bewilligte. Sonst enthielt die Box nichts! In Olympia hat man den Gefangenen in den ersten Tagen auch dies noch nicht einmal bewilligt, sondern sie auf dem blanken Boden, ohne Decke und ohne Stroh schlafen lassen. Unter diesen befanden sich, wie eben gesagt, Leute der höchsten Gesellschaftsklassen, denen, wie mir, zugemutet wurde, nicht nur täglich den Pferdestall rein zu machen, sondern auch die Straße vor den Ställen zu kehren und die jeder Beschreibung spottenden Latrinen zu reinigen. Wenn wir es nicht persönlich tun mußten, so verdanken wir es nur dem Umstande, daß wir die Mittel besaßen, andere Leute für uns zu bezahlen. Man fragt sich unbedingt, wußte denn die Behörde nicht, in welchem Gesellschaftsverhältnis die gefangengesetzten Zivilisten gestanden haben? Ich kann versichern, daß jeder einzelne der dort auf Stroh geworfenen aktiven und Reserve-Offiziere ihren Rang nach der Gefangennahme angegeben haben; das hat an unserer Behandlung aber nichts geändert!

Ein Stall im einzelnen enthält einen zementierten Fußboden, eine eiserne Krippe und in einer Ecke einen kleinen Schrank, vermutlich für das Sattelzeug. Zwei ganz kleine Fenster befinden sich jederseits neben der Tür, lassen aber so viel Licht nicht herein, daß man dabei lesen kann. Die Tür der Box mußte man also offen lassen, wenn man sehen wollte; oder wenn einen fror oder der Regen hineinschlug, dann mußte man im Dunkeln sitzen. Eine Beleuchtung gab es überhaupt nicht innerhalb der Ställe, ebensowenig die Möglichkeit einer Heizung; dafür war aber das oben befindliche Wellblechdach mit einem großen offenen Luftschacht versehen, durch den der eisige Wind auch bei geschlossener Tür empfindlich hereinfuhr. Ein Versuch von uns, das Ventil mit Papier zu verstopfen, wurde von seiten des englischen Arztes als „ungesund" verboten. Einen Tisch oder einen Stuhl gab es nicht; weder zum Schreiben noch zum Essen war eine andere Möglichkeit zu sitzen als auf den Koffern, die uns am dritten Tage in die Box hineinzunehmen bewilligt wurden.

Das in absolut unzureichender Menge vorhandene Preßstroh war nach wenigen Tagen in so kleine Stücke zerbrochen, daß es weder als einigermaßen weiche Unterlage angesprochen werden konnte, noch gegen die vom Zementboden aufsteigende Kälte und Feuchtigkeit isolierte. In den ganzen acht Wochen, die ich dort gewesen bin, ist uns nicht ein einziges Mal das Stroh erneuert worden!

Als Waschgelegenheit standen auf dem Hofe drei offene Wasserleitungsrohre zur Verfügung, an denen sich 1200 Menschen waschen mußten, an denen die Reinigung der Wäsche vorgenommen werden mußte, an denen auch die Kochgeschirre ihre Säuberung erfuhren. Wie man da bei Kälte und Regen im Schmutze draußen sich reinigen konnte, das mag sich jeder entsprechend ausmalen. Aber es wurde uns ein Bad in Aussicht gestellt und auch mit drei Wannen in einem Stalle, etwa acht Tage vor meiner Abreise, eingerichtet. Zur Herstellung des heißen Wassers wurde eine Karre Kohlen geliefert und dann nichts mehr; für 1200 Menschen braucht man mehr Kohlen, um heißes Wasser herzustellen, für das die bemittelten Gefangenen hier und bei anderen Gelegenheiten aus ihrer Tasche die Kohlen kaufen mußten. Aber England

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann ja nun in seinen Berichten schreiben: Es steht ein Bad zur Verfügung.

Das Licht auf dem Hofe stammt von elektrischen Bogenlampen, die außerhalb des Stalles zur Beleuchtung für die Umgegend und die Wache angebracht sind; in unsere Ställe hinein fiel nicht ein einziger Lichtstrahl!

Als Nahrung wurde morgens und abends gesüßter und mit Kondensmilch versehener Tee geliefert und dazu ein Stück trockenes Brot in absolut unzureichender Menge und in halb durchgebackenem Zustande, so daß dessen Genuß kaum möglich war. Der Tee wurde durch alte Säcke durchgegossen, die oft bei dem Regenwetter im Straßenkot lagen und nach oberflächlicher Abspülung mit kaltem Wasser als Teefilter weiter benutzt wurden; das Getränk war einfach ekelerregend! Mittags gab es Kochfleisch mit der dazugehörigen Brühe und durchschnittlich täglich zwei Kartoffeln, das Fleisch war meist ungenießbar und die Menge absolut unzureichend. Irgendeine Abwechslung hat dies Programm innerhalb acht Wochen nicht erfahren. In den englischen Zeitungen heißt es aber, daß der Direktor eines der ersten Hotels die Zubereitung der Speisen übernommen habe. Jawohl, England! Aber aus altem Kuhfleisch und Wasser kann auch der beste Koch keine Schwedenschüssel herstellen! Nur diejenigen, die über etwas Geldmittel verfügten, waren in der Lage, sich von auswärts Konserven zu kaufen.

Die Bekleidung. Ebenso heißt es in englischen Zeitungen, daß die Gefangenen reichlich mit Kleidern, Schuhen und Wäsche versehen würden. Auch bei uns wurde pro forma das eine oder andere Stück verteilt, aber es war tatsächlich nicht mehr, als daß nur der Schein nach außen dabei gewahrt wurde! Wie unsere Leute aussehen: mit zerrissenen Kleidern, oft ohne Hemden, mit völlig auseinandergegangenen Stiefeln, oder ganz ohne solche, das spottet einfach jeder Beschreibung! Es wurde dauernd gesammelt unter uns für arme Soldaten, für Mittellose, für Tinte und Papier, Stiefelleder, Klosettpapier, für Kohlen zum Baden; aber was heißt das bißchen Privatgeld für so viele?

Der Zustand war immerhin bei gutem und trockenem Wetter auszuhalten; aber dann kamen die Kälte und Regentage ohne Ende, die das Lager in einen Morast verwandelten. Es war keine trockene Ecke im ganzen Bereich, als eben nur im Stroh zu finden. Man stelle sich die Lage vor: die Leute müssen Holz hacken, die Leute müssen kochen, mit zerrissenen Stiefeln und zerlumpten Kleidern in strömendem Regen, ohne die Möglichkeit, unter einem Dache zu stehen! Einen zweiten Anzug haben sie nicht, ein zweites Hemd besitzen sie nicht. Feuer oder einen Ofen, um irgend etwas zu trocknen, gibt es nicht, und wenn die Bedauernswerten dann zähneklappernd und naß sich in ihre Decken wickelten und auf dem Stroh trocken zu werden trachteten, so soll mich doch kein Mensch glauben machen, daß das ein Zustand ist, der auch nur annähernd menschenwürdig genannt werden könnte.

Was brauche ich da noch über allgemeine Hygiene zu reden? Die Dinge sprechen ja für sich selbst. Schwere, ansteckende Krankheiten, Menschen mit verlausten Kleidern, schlechte Ernährung, kein Feuer zum Trocknen und zum Wärmen, keine ausreichende Gelegenheit zum Baden,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei der zunehmenden Kälte keine Bewegungsmöglichkeit außerhalb des Stalles, die geradezu monströsen Zustände der sogenannten Latrinen, durch die die Luft verpestet wurde und die uns zwangen, durch den jauchig durchtränkten Boden durchzuwaten! Dazwischen Geisteskranke, um die sich niemand kümmerte; Verwundete, die vom Arzt gewissenlos vernachlässigt wurden; Krüppel und Greise, die der Pflege bedurft hätten — bedarf es da noch weiterer Ausführung über den Zustand der Hygiene dort? Zwei junge Menschenleben sind dort an Blinddarmentzündung zugrunde gegangen (aus ungenügender Hilfe?). Der eine soll sogar mit Bauchmassage behandelt worden sein! Und das macht die Kulturnation! Nach außen hin aber weiß sie sich zu decken. Schickte man uns einen Zeitungs-Reporter der „Times" zu uns ins Lager; der stellte dann fest — immer mit einem kleinen Schein von Wahrheit —, daß der Rennstall mit großen Bogenlampen erleuchtet sei (ja, Herr Reporter, draußen wohl, aber im Stall ist es Nacht!), daß das Essen von einem ersten englischen Koch gemacht wurde (jawohl, Herr Reporter, aber die Schweinerei würden Sie nicht essen, wenn sie Ihnen von dem ersten Koch vorgesetzt würde!), und nun sollte Punkt für Punkt des Artikels im „Hamburger Fremdenblatt" widerlegt werden. Die von den Gefangenen gewählten Vorsteher der einzelnen Abteilungen wurden vom Oberst aufgefordert, dies zu tun; darauf erklärten sie, das könnten sie nicht, denn sie beruhten Punkt für Punkt auf Wahrheit. Nun fragte der Oberst den sogenannten Oberkapitän des Lagers, Herrn Herrmann, ob nicht unter den im Lager befindlichen Deutschen auch Elemente gewesen seien, die froh sein könnten, heute unter Dach zu sein und Ernährung zu finden. Nun, es mag der eine oder andere im dunkeln London Aufgegriffene in trostlosem Zustande gewesen sein, aber es wären, wenn es hoch käme, unter 1200 keine fünf! Von dem Oberst und dem Zeitungs-Reporter gedrängt, unterzeichnete der unglückliche Oberkapitän in seiner peinlichen Lage die soeben gemachte Aussage schriftlich. Es erschien in der „Times" ein Widerlegungs-Artikel gegen die Ausführungen, und der endete mit folgendem Satz: „Es ist gewiß für eine Anzahl Deutscher die Lage in Newbury recht hart, aber eine große Anzahl der dort Internierten hat es in seinem Leben niemals besser gehabt. Unterzeichnet Herrmann, im Auftrage von 1200 deutschen Gefangenen."

So sieht die Wahrheit bei den Engländern aus! Wir alle haben denselben Abend versucht, durch ein Telegramm diese unglückselige Unterschrift des Herrmann zurückzunehmen; aber der Artikel erschien, und alles andere, was wir in unserer Not an Gesuchen und Telegrammen geschrieben und geschickt haben, u. a. an die holländische Regierung, es verhallte ungehört, und wir haben nie eine Antwort auf alle unsere bis zu 200 Worten langen Telegramme erhalten. Wie es heißt, hat der nordamerikanische Botschafter in London als notorischer Deutschenfeind sich der Angelegenheit der ihm anvertrauten Deutschen und Oesterreicher nicht annehmen sollen. So wurde es mir u. a. verboten, meine über mein Schicksal in Ungewißheit schwebende Frau in Südamerika telegraphisch von meinem Schicksal zu benachrichtigen; das Telegramm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kam nach vierzehn Tagen mit dem Vermerk zurück: „überflüssig". Hinaus darf nichts an die Welt, damit niemand wisse, wie es dort drinnen aussieht, aber auch hinein darf außer streng zensierter Privatkorrespondenz nichts! Eine Zeitung ins Lager zu bringen, ist strengstens verboten. Und tropfenweise bekommt man durch eine Privatnachricht oder durch Gerüchte, deren Ursprung unkontrollierbar ist, die Nachrichten deutscher Heldentaten durch den schmutzigen Filter englischer Zensur. Und davon soll man in solchen Zeiten leben!

Wie es für unsere Gefangenen bei dem jetzt hereinbrechenden Winter wird, weiß ich nicht. Wenn keine Heizung zum Wärmen und zum Trocknen der Kleider beschafft wird, ist das Elend unserer Landsleute drüben für den Winter unbeschreiblich! Zwar weiß ich, daß jeder der Deutschen drüben mit Freuden im Felde draußen noch viel größere Entbehrungen, noch viel schlechtere Zustände ertragen würde, wenn er nur im heißen Ringen um das Sein oder Nichtsein Werte schaffen kann, die für alle Zeiten unvergänglich bleiben. Aber untätig, ungehört, recht- und wehrlos auf dem Stroh faulen müssen, das ist fast mehr, als man in solchen hohen Zeiten ertragen kann. Man leidet dort drüben seelisch viel mehr als körperlich! Denke man sich einmal allen Ernstes in die Situation hinein: Man hat weit in der Ferne draußen Weib und Kind, Haus und Herd und alles verlassen, um in dieser großen Zeit nicht untätig stehen zu müssen, sondern dabei sein zu können, wenn der Wunsch so unzählig vieler Deutscher in Erfüllung gehen sollte! Und statt dessen wird man, niemand zuliebe, niemand zum Vorteil, mit seinem heißen Herzen, mit der Brust voll Schaffensdrang, auf das Stroh geworfen, von aller Welt und — wie es scheint — von aller Hoffnung abgeschnitten! Solange die Sonne scheint und es noch hell draußen ist, wo man etwas lesen und sich beschäftigen kann, ist der Zustand zu betäuben, und man wird der auf einen hereinstürmenden Sorgen und Fragen Herr. — Aber die Abende! Die fürchterlichen, dunklen, langen Abende! Wenn draußen der Regen den Hof in einen unergründlichen Morast verwandelt hat, dann kauert man, mit nassen Kleidern, frierend in seinem Stroh. Es ist völlige Nacht um einen, Nacht in einem! Keiner der Gefährten spricht ein Wort, denn man hat sich längst alles gesagt, was zu sagen war.

Anfangs hatten wir noch Mut, deutsche Lieder zu singen. Die patriotischen Lieder sind verboten worden! Dann wurde im gemeinschaftlichen Chor gesungen. „Teure Heimat, sei gegrüßt, in der Ferne, sei gegrüßt!" — Der Gesang am verlöschenden Feuer der Kochstellen ist abends jetzt längst verstummt. Es wird kein Lied mehr laut. Einer zieht sich vor dem andern mehr und mehr zurück; die Stimmung wird gereizt, jeder möchte den andern von sich ablösen — einmal nur eine Minute sich allein besinnen, nicht im Haufen mit seinen Sorgen sein! Der Gruß wird täglich kürzer, der Kopf sinkt täglich tiefer, und abweisend sucht jeder eine Ecke, in der er allein seinen großen Zorn und den galligen Haß in sich hineinwürgen kann. Man kämpft mit jeder Minute, und jeder hereinbrechende Abend erneuert und vermehrt die Unruhe und Qualen. Die Fragen, Gedanken und Sorgen werden immer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haftender! Wie unheimliche Nachtvögel, deren man nicht Herr werden kann, stürmen täglich von neuem wieder dieselben Fragen auf einen ein, und in demselben Kreislauf, der schon an Wahnsinn grenzt, wiederholen sich dieselben — unbeantwortet, hoffnungslos. „Wie lange noch? Noch acht Tage? Noch einen Monat? Noch ein Jahr so? Noch länger? Bleiben wir hier in diesem Stall? Wie wird es, wenn der Winter kommt? Kann es wohl noch schlimmer werden? Wie geht es Weib und Kind? Leben sie noch? Haben sie noch zu leben? Wie lange noch? Wie lange noch? Und das Vaterland? Und die Not der Brüder, denen man nicht helfen kann!" — Und dann preßt man seine Faust auf das Herz, um den wahnsinnigen Kreislauf zu beruhigen! Aber es kommt keine Antwort, und so geht es Stunde um Stunde, erneut dieselben Fragen! Wieder keine Antwort! So geht es Woche um Woche! Ich habe nie geahnt, daß die Dunkelheit so schauerlich sein kann, daß die Dunkelheit in einem Menschen Dinge wachruft, die an Wahnsinn grenzen, und nur der, der einmal in seinem Leben selbst gefühlt und empfunden hat, wie es in den Herzen unserer Deutschen dort drüben aussieht, nur der ahnt die Seelenqualen, die dort drüben in dieser schweren Zeit gelitten werden. **Vergeßt die Brüder nicht, die da drüben — wie lange noch? — einen Heroismus aufbringen müssen, um nicht zu verzweifeln,** um nicht irre zu werden, einen Heroismus, der nicht leichter ist als der der Mutter, die den letzten Sohn mit Freuden in die Front schickt, der nicht leichter ist, als in der Front zu ringen um Leben und Sieg!"

In Newbury waren die Zustände anscheinend am schlimmsten. Es liegen aber ähnliche Berichte auch aus anderen Lagern, wie Olympia (London), Frithill, Douglas (Insel Man) usw. vor. Ein deutscher Schiffsarzt, der ebenfalls entgegen der Genfer Konvention bei Kriegsausbruch in England festgehalten wurde, schreibt der „Frankfurter Zeitung":

„Es war am 4. August vormittags 10 Uhr, als man auch mich festhielt, und dann abends gegen 9 Uhr in Begleitung von vier Geheimpolizisten im geschlossenen Auto nach „Olympia" brachte. „Olympia" besteht aus zwei übermäßig großen Hallen, die in Friedenszeiten zu Kriegsspielaufführungen benutzt werden, jetzt aber als Aufenthalt für Kriegsgefangene dienen. Man versuchte, auch mir für diese Reise Handschellen anzulegen, wie es sonst Gebrauch wäre, und nur auf mein wiederholtes Versprechen hin, nicht fliehen zu wollen, wurde davon Abstand genommen. In „Olympia" war 14 Tage vorher Pferdeausstellung gewesen, und die Spuren davon lagen noch offensichtlich zutage. Zirka 200 Deutsche fand ich bereits dort vor, darunter Matrosen, Seeleute, einen Hauptmann a. D., der obendrein noch gehirnleidend war, einen Zahnarzt und viele Kaufleute, die zum Teil jahrzehntelang in England gelebt hatten. Die eine der beiden Hallen war durch Stricke in einzelne Felder eingeteilt, jedes Feld war etwa 200 Quadratmeter groß. 80 Mann kamen immer auf je ein Feld. Die Bewachung wurde ausgeführt durch Militär. Es war bei Todesstrafe verboten, einen der Abteilungsstricke zu überschreiten. Als Nachtlager diente für jeden ein mit Kalk bestrichenes Brett und dazu zwei Gefängnisdecken. Man

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konnte wegen Mangel an Raum nur in gestreckter Stellung schlafen. Außerhalb der Stricke waren Tische und Bänke aufgestellt, welche für Mahlzeiten benutzt wurden. Es war nur ein Waschraum vorhanden, der gleichzeitig auch das Klosett enthielt. Diesen Raum durften niemals mehr als zwei Gefangene zugleich benutzen. Sie mußten außerdem hierzu jedesmal die Erlaubnis nachsuchen, woraufhin man dann durch zwei Soldaten hingeführt wurde. Englische Zeitungen berichten allerdings, daß die schmutzigen Deutschen zwangsweise zum Waschraum geführt werden müßten.

Die Verpflegung war außerordentlich knapp und schlecht. Der ganze Ton, der in der „Olympia" herrschte, war je nach den jedesmaligen wachehabenden Regimentern, die fast täglich wechselten, verschieden. Beim irischen Garde-Regiment, das an zwei Tagen dort war, war der Aufenthalt am erträglichsten. Als Grundbedingung für die Entlassung aus „Olympia" galt die Bürgschaft zweier Engländer. Für kranke Gefangene war ein Hospitalraum vorgesehen, dem aber niemals ein Kranker überwiesen wurde. Auch fehlte es stets an Medikamenten und Verbandsstoffen. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Olympia kamen wir zu 150 Gefangenen in einen der „Camps". Diese „Camps" waren mit drei Stachelzäunen und Glasscherbenumrandungen umgeben. Die für je zwölf Gefangene aufgestellten Feldzelte waren nur so groß, daß ein Liegen auch nur in gestreckter Stellung möglich war. Jeder erhielt eine Decke und mußte auf dem Rasen schlafen. Feste Häuser oder Baracken fehlten. 16 Wasserhähne dienten für 2500 Mann! Die Unreinlichkeit nahm infolgedessen bald so zu, daß jeder von Ungeziefer bedeckt war. Die Toiletten-Verhältnisse waren unbeschreiblich schlecht. Für Zubereitung der Mahlzeiten hatte jeder selbst zu sorgen, was, weil nur nasses Holz vorhanden war, fast unmöglich wurde. Eßbestecke fehlten; man nahm die einzelnen Speisen mit den Fingern. Zwei Gefangenen-Transporte kamen während meiner Anwesenheit im Lager an; darunter waren 60 Gefangene vom Roten Kreuz, Ueberlebende der „Mainz" und der „Viktoria Luise" und ein Flieger aus Helgoland. Außerdem waren Kellner, Barbiere, Seeleute, Kaufleute, später auch weitere aus Olympia Entlassene dabei. Gleich wie in Olympia fehlt es auch in den Camps an Medikamenten und Verbandsachen jeglicher Art. Da alle deutschen Angestellten ihre Stellen in England verloren haben, nimmt die Zahl der Kriegsgefangenen dort schnell zu. In Manchester wurden letzthin reiche und vornehme Kaufleute, die als Deutsche einen großen Teil ihrer Lebenszeit in England zugebracht hatten, in Ketten geschlossen mittels Gefangenenwagen in die Camps abgeführt! Dasselbe ist in Edinburg der Fall, und auch in London sind derartige Fälle an der Tagesordnung. Geistlichen ist der Zutritt in die Camps nicht gestattet."

Der Schreiber dieses Briefes, der am 21. September aus der Gefangenschaft erlöst wurde und inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt ist, teilt noch mit, daß Mitte September allein in London 50 000 Deutsche bei der Polizei registriert waren. Trotz der vielen Wohltätigkeits-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anstalten sei die Not der Deutschen dort sehr groß, zumal da die Banken kein Geld an Deutsche auszahlen.

Dr. med. Kurt Landmann aus Offenbach war als deutscher Schiffsarzt noch vor dem Ausbruch des Krieges in Falmouth völkerrechtswidrig zurückgehalten worden. Das Schiff „Prinz Adalbert" lief am 4. August, morgens 1 Uhr, in Falmouth ein, während England den Krieg erst etwa achtzehn Stunden später erklärte. Dennoch wurde am Vormittag schon dem Schiffskommandanten erklärt, man werde das Schiff in Grund schießen, wenn es versuchen sollte, den Hafen zu verlassen. Die ganze Besatzung des Schiffes wurde gezwungen, ihr schriftliches Ehrenwort abzugeben, während der Dauer des Krieges keine gegen England gerichtete Handlungen zu unternehmen. Es wurde den Leuten gesagt, daß sie während der ganzen Kriegsdauer auf eine englische Festung kämen, wenn sie diesen Schein nicht unterschrieben. Nach Unterschrift des Scheins aber dürften wir uns in England frei bewegen. Gleichwohl wurde Dr. Landmann nach längeren Irrfahrten in London als Kriegsgefangener erklärt und nach Olympia gebracht. Die Schilderungen, die über diesen Platz gemacht werden, über das völlig unzureichende Essen und die geradezu haarsträubenden sanitären Verhältnisse, decken sich vollkommen mit unseren früheren Mitteilungen. Charakteristisch ist eine Aeußerung des Lagerkommandanten auf eine Beschwerde der Gefangenen. Es heißt darüber in dem Bericht:

Als ich mich mit anderen eines Tages bei dem Kommandanten der Olympia, einem Lord L., über das unzureichende und schlechte Essen beschwerte, gab er uns zur Antwort: „Das Essen ist für euch deutsche Schweine noch viel zu gut." Von diesem Tage an wurde das Essen noch knapper und schlechter, und keine Beschwerde half etwas. Allerdings war es an einzelnen Tagen erlaubt, sich Essen zu kaufen. Die natürliche Folge unserer schlechten Ernährung war, daß alle, soweit sie noch im Besitz von Geld waren, ihr letztes hergaben, um den nagenden Hunger zu stillen.

Interessant ist auch, was der Bericht über die Systemlosigkeit der englischen Behörden in bezug auf die Verhaftungen sagt:

Es war uns bekannt gemacht worden, daß jeder Deutsche aus der Gefangenschaft entlassen werden könnte, wenn er zwei englische Bürgen für sich stellen könnte. Ich weiß, daß diese Bedingungen von einer ganzen Reihe meiner Mitgefangenen erfüllt waren, aber nur wenige kamen wirklich frei. Sei es, daß sie sich von dem Verdacht der Spionage nicht reinigen konnten, sei es, daß die nicht miteinander im Einverständnis arbeitenden englischen Behörden sich über die Entlassung von Gefangenen nicht einigen konnten. Sicher ist, daß Angehörigen deutscher Gefangener auf Scotland Yard (der Zentrale der Londoner Kriminalpolizei) gesagt wurde, daß die Geheimpolizei nicht mehr wüßte, wo sie anfangen und wo sie aufhören sollte. Die Arbeit wuchs ihr über den Kopf. Infolgedessen ist die Erfahrung, die ich über Verhaftungen von Deutschen in England machte, leicht verständlich. Es war in den Verhaftungen kein System zu erkennen. Manche wurden drei und viermal verhaftet und wieder freigelassen, andere, die in der gleichen Lage waren,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden überhaupt nicht festgenommen und wieder andere sind trotz zweier englischer Bürgen noch heute nicht frei.

Beinahe grotesk mutet die Schilderung der Lazarettverhältnisse an. Darüber heißt es in dem Bericht:

Es gab auch ein Lazarett in der Olympia. Und zwar stand darin ein Bett. Es ist klar, daß unter den herrschenden Verhältnissen Krankheiten massenhaft entstanden. Aber dennoch wurde dieses Bett nie belegt und die Kranken blieben, wo sie waren. Nichtsdestoweniger waren 10 englische Nurses um unser leibliches Wohl beschäftigt. Was sie für die Kranken taten, blieb mir und sicher auch den Kranken selbst verborgen. Ich hörte von Kranken, die meiner Meinung nach alle die gleiche Medizin bekamen, daß ihnen vom Arzt gesagt wurde, sie könnten auch eine bessere Medizin bekommen, aber dann müßten sie sie selbst bezahlen.

Recht merkwürdig erscheint das Verhalten des amerikanischen Konsuls, an den sich der Arzt in seiner Not gewandt hatte. Er schrieb: „Mein Herr, ich bin im Besitze Ihres Briefes vom 21. I. M. bezüglich Ihrer Zurückhaltung. Das ist eine Angelegenheit, die mich absolut nichts angeht." Anstatt, wie viele andere, entlassen zu werden, wurde Dr. Landmann mit einer Reihe von Leidensgefährten sodann in das Konzentrationslager von Frithill gebracht, das damals erst angelegt wurde und jedenfalls der allernotwendigsten Einrichtungen für einen einigermaßen menschenwürdigen Aufenthalt ermangelte. Nur das Essen wird als zwar einseitig, aber immerhin ausreichend geschildert. Alle anderen Verhältnisse in dem Camp aber spotteten jeder Beschreibung. Namentlich die Wasch- und Klosettgelegenheiten waren bei der Masse der Internierten durchaus unzureichend und geradezu entsetzlich. Mit einem englischen Arzt teilte sich unser Gewährsmann in die Behandlung der Kranken und Verwundeten, für die auch die primitivsten Hilfsmittel fehlten, und die auf dem Fußboden schlafen mußten.

Es war mir, heißt es in dem Bericht, trotz aller Bemühungen nicht möglich, für die Kranken eine bessere Unterkunft zu erreichen, noch Gefangene mit ansteckenden Krankheiten zu isolieren. Ich sah an einem Tage etwa 40 Kranke mit Brechdurchfall, von denen einzelne so schwach waren, daß sie nach dem Lazarett geführt werden mußten. Da es unmöglich war, von außenher irgendwelche zuträgliche Nahrungsmittel zu bekommen, so ernährten sich manche von diesen Kranken auf meinen Rat hin tagelang von Fleischbrühe und Tee. Im Camp mußten wir zweimal täglich antreten, wir wurden gezählt und standen oft stundenlang in der Sonne, oder waren gezwungen, unser Essen oder unseren Tee wieder kalt werden zu lassen. Es verging nicht ein Tag, an dem nicht der Kommandant des Camp den einen oder den anderen: „Du verdammtes deutsches Schwein! oder Du Sohn einer H . . ." schimpfte. An einem einzigen Tage während meiner Gefangenschaft war es uns erlaubt, nach Deutschland bzw. nach Oesterreich zu schreiben. Es war uns aber verboten, irgendein Wort über die Behandlung oder über den Krieg in diesen Briefen zu sagen. Später wurde es den Deutschen überhaupt verboten, zu schreiben, mit der Begründung, daß in Deutschland gefangene Engländer auch nicht schreiben dürften. An einzelnen Tagen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kamen auch wirkliche deutsche Kriegsgefangene nach dem Camp. Der erste Transport, der mit 4000 Gefangenen angekündigt war, bestand aus 70 deutschen Soldaten, davon gehörten 60 dem Roten Kreuz an. In den letzten Tagen meines Aufenthalts im Camp wurde direkt neben unserem Zivilcamp ein Camp für wirkliche Kriegsgefangene errichtet. Da für dieses Camp noch gar keine ärztlichen Maßnahmen getroffen waren, konnte ich mit dem englischen Arzt noch zu dem ersten Truppentransport hinübergehen und nach den Verwundeten sehen. Wir verbanden die Verwundeten mit ihrem eigenen Verbandzeug, da das englische ausgegangen war. Der erste Gefangene, den ich dort sah, war der Militärarzt Dr. Funk, der von Franzosen gefangen und nach England abgeschickt war . . .

Gegenüber einem Artikel des englandfreundlichen Amsterdamer „Telegraaf", in dem das Gefangenenlager in Frithill als allen Anforderungen der Hygiene entsprechend geschildert wird, erklärt der Bericht, daß diese Angaben nicht der Wahrheit entsprechen.

Es ist nicht wahr, daß das Essen und die Mahlzeiten dieselben sind, wie die der englischen Soldaten. Es ist auch nicht wahr, daß die Gefangenen zweimal wöchentlich Besuche empfangen dürfen. Und es ist vor allen Dingen nicht wahr, daß die Gefangenen mit der humanen Behandlung zufrieden sind und von geräumigen Zelten kann keine Rede sein. Es ist auch nicht wahr, daß der gebildete Deutsche (ein Frankfurter Kaufmann, der eine Art von Kommando innerhalb des Lagers führte, eine Entschädigung oder bessere Behandlung erhielt.

Der Bericht weist weiter auf die Ende Oktober erfolgten neuen Massenverhaftungen von Deutschen und Oesterreichern hin, die nur deswegen nachgelassen hätten, weil man keinen Platz mehr habe. Dr. Landmann sagt darüber in seinem Bericht:

„Da der englischen Regierung nach meiner Erfahrung der Wille fehlt, die Gefangenen auch nur einigermaßen menschlich unterzubringen, so bin ich überzeugt, daß sich die Tragödie der gefangenen Buren jetzt für uns Deutsche wiederholen wird. Ich weiß, daß in den Camps von Frithill täglich die Leichenwagen aus- und einfahren, und ich bin überzeugt, daß, wenn keine Aenderung eintritt, Hunderte und Tausende infolge der ansteckenden Krankheiten, der ungenügenden Nahrung und der unmenschlichen Behandlung dahingerafft werden müssen."

Folgend das Schreiben eines deutschen Soldaten aus dem Lager Frithill:

Frithill, 2. November 1914.

Deinen Brief vom 6. 10. 1914 erhalten, hoffentlich Du meinen auch. Hab von Dir noch keine Antwort wieder erhalten. Du wirst Dir sicher große Sorge machen, wie es mir hier geht. Wir sind nach unserer Gefangennahme (das Gefecht wird Dich sicher nicht interessieren) von dem Hafen, St. Nazaire heißt er, mit einem großen Frachtdampfer nach Southampton gefahren, wo wir ausgeladen sind und mit der Bahn nach Frimley gefahren sind und auf einem großen Exerzierplatz in sogenannte Spitzzelte für je 12 Mann untergebracht sind. Auf dem Dampfer haben wir gefroren wie die Hunde, keine Decke, alles offen, und auf dem Fuß-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

boden wie Heringe im Faß. Es dauerte 48 Stunden, nichts Warmes, nur Schiffszwieback und Büchsenfleisch. Das Leben ist hier rein erbärmlich. Nun schon seit acht Wochen kein Zeug mehr ausgekriegt, denn es gibt hier kein Stroh in den Zelten, auf blanker Erde, erst eine kleine Gummidecke, dann die erste Zeit ein bis zwei Decken, jetzt drei. Die Decken sind nun keine sogenannten Pfühls, sondern so halb Pferdedecke und die Hälfte sogenannte Reststoffe. Beim starken Regen tropft es noch durch und bei trockenem Wetter ist ein Staub drin, daß einem alles dreckig und schmutzig wird. Das Brot knirscht einem förmlich zwischen den Zähnen, weil alles auf der Erde liegen muß. Zwischen den Zeltreihen ein Schmutz, noch schlimmer wie in einem zerfahrenen Feldwege. Unsere Verpflegung ist folgende: des Morgens 7 Uhr Tee-Empfang und Brot-Empfang; der Mann bekommt täglich ungefähr 1½ Pfund und zwei Eßlöffel voll Margarine. Dann gehts durch bis Mittag; dann gibt es einen Tag Hammelfleisch mit Rüben, Kartoffeln sieht man fast keine drin, und einen Tag Rindfleisch mit Rüben und Kartoffeln. Es wird für je 12 Mann gekocht. Es ist das reinste Spülwasser. Zu bedauern ist, daß nicht geschäumt wird, da es australisches Gefrierfleisch ist. Wird auf einem alten Pferdekarren hier angefahren und strotzt vor Schmutz und Dreck. Es würde bei uns sofort polizeilich konfisziert werden; man muß es aber essen, weil Hunger weh tut. Nach dem Essen wird der Kessel nicht heiß ausgewaschen, sondern mit altem Dreckſand ausgewaschen und wieder Wasser reingefüllt zum 5-Uhr-Tee. Oefters hat man noch den Sand zwischen den Zähnen, da auch manchmal Wassermangel herrscht. Zum 5 Uhr-Tee ißt Du nun Deinen letzten Happen Brot, hast Du nichts mehr, dann trinkst Du ihn so. Wer nun Geld hat, kauft sich noch was zu, Brot oder dergl. Aber wie wird man geschnitten. Butter 2,40 Mk. das Pfund, Schmalz 1 Mk., Brot, das bei uns 30 bis 40 Pfg. kostet, hier 60 bis 80 Pfg. Eine Zigarre zwei Groschen. Eine kleine Kerze 5 Pfg., die anderen Sachen weiß ich nicht genau, mein Geld erlaubt es mir nicht mehr, Aepfel kosten 30 bis 40 Pfg. das Pfund, eine Birne einen Groschen. Das Deutsche Reich kann noch zweimal Steuern auf Tabak machen, dann ist er noch lange nicht so teuer wie hier. Ich habe das Leben hier in dem reichen England doch anders vorgestellt, auch das Leben in englischer Gefangenschaft. Nur zur Ehre sei's gesagt, der Platzkommandant und der Kapitän sind sehr gute und humane Leute, welche uns auch anständig und höflich behandeln. Das ist aber auch alles. Sollen wir noch lange, den ganzen Winter, hier liegen müssen, dann wird sich England als erstes Kulturvolk, was es doch immer sein will, zeitlebens blamieren müssen. Das wird es doch sicher nicht tun. Wehe, wenn eine Seuche ausbricht, sind zwar schon zweimal geimpft. Dieses ist alles genau wahr und nicht gelogen; der Wahrheit die Ehre. Mache Dir nur keine Kopfzerbrechen; nicht wie die Zeitungen schreiben, sehr gut hier.

Der Brief ist anschaulich geschrieben, und über die Zustände im Gefangenenlager kann man wohl kaum im Zweifel sein. Es handelt sich um einen von Deutschland her nicht verwöhnten Soldaten, der seinem Unwillen und Ekel in so ärgerlichen Worten Luft macht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welches Maß von Elend und seelischen Leiden drückt sich in allen diesen Berichten aus und wie schwer müssen unsere Landsleute ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche fühlen. Daß in der Tat nicht übertrieben worden ist, können wir aus einer Kritik des Londoner Blattes „Daily Citizen" sehen; das Blatt schrieb:

„Wenn die Behörden nicht mehr Sorgfalt und gesunden Menschenverstand in bezug auf das Gefangenenlager in Newbury entfalten, werden sie bald vor dem Problem stehen, eine gefährliche Seuche zu bekämpfen. Ich war letzten Samstagnachmittag (14. November) in Newbury und erfuhr von einem zuverlässigen Gewährsmann, daß die Gefangenen, die alle in Zelten wohnen, keinerlei Beschäftigung haben, und daß ihre körperliche Bewegung darauf beschränkt ist, durch das Lager zu bummeln. Weder körperliche noch geistige Gesundheit ist unter solchen Bedingungen möglich. Ich weiß mich frei von sentimentalen Empfindungen wegen des „Komforts" der deutschen Gefangenen, auch schlägt mein Herz nicht im geringsten höher bei Anregungen, daß sie mit „taktvoller Freundlichkeit" behandelt werden sollten, aber sie sollten jedenfalls um ihret- und unseretwillen gerecht behandelt werden, und das Maß von Gerechtigkeit, das man ihnen austeilen sollte, besteht darin, daß sie in guter Gesundheit gehalten werden sollten."

Im Gefangenenlager zu Douglas führte die Unterbringung in Zelten, in die der Regen eindrang und die Lieferung verfaulter Kartoffeln, zu Unruhen, bei denen fünf Personen erschossen und fünfzehn schwer verletzt wurden. Volle Aufklärung über den Vorfall ist — trotz der gerichtlichen Untersuchung — nie geschaffen worden. Soviel scheint allerdings festzustehen, daß sowohl die Unterbringung der Deutschen wie auch ihre Beköstigung sehr viel zu wünschen übrig ließen. Aus diesem Grund fand vorher ein Hungerstreik statt, der die Leitung des Gefangenenlagers zur Abstellung der Beschwerden veranlaßte. Dann scheint der Schlendrian wieder eingerissen zu sein. Die verzweifelte Stimmung unter den Eingesperrten hat dann — immer vorausgesetzt, daß die englischen Berichte im Kerne richtig sind und die Leute nicht zuerst aufs schwerste provoziert wurden — eine Unruhe hervorgerufen, deren die Wachen nicht anders Herr zu werden wußten, als durch Drauflosschießen. Das Ganze ist ein neues Zeichen, wie miserabel die Organisation des Gefangenenwesens in England sei. Dabei hat man dort doch in der Hauptsache nur die paar tausend Zivilgefangenen, die friedlich im Lande wohnten und die man aus der Werkstatt oder der Schreibstube ins Konzentrationslager geschleppt hat. In Deutschland befindet sich jetzt nahezu eine ganze Million auf dem Schlachtfelde gefangener feindlicher Soldaten, und jeder von ihnen wird untergebracht und genährt wie ein Mensch. Nach Berichten der Pariser Ausgaben der „Daily Mail" und des New York Herald", die beide nicht im Verdachte stehen, deutschfreundlich zu sein, ist der Ausbruch der Verzweiflung — anders kann man es nicht nennen — auf die immer mehr anwachsende Sterblichkeit unter den Gefangenen zurückzuführen. Das würde sehr leicht stimmen können, da in den Burenkonzentrationslagern seinerzeit mehr als 20 000 Frauen und Kinder gestorben sind. England hat noch immer nichts gelernt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englische Kulturtaten in den deutschen Kolonien.

Das Vorgehen der Engländer gegen die Deutschen in den deutschen und englischen Kolonien zeitigte die gleichen Erscheinungen rücksichtslosester Brutalität, wie in England selbst. Ein deutscher Kaufmann berichtet über die Einnahme von Lüderitzbucht:

„Am 17. September zeigten sich die Engländer mit mehreren Schiffen vor Swakopmund. Nun schien es ernst werden zu wollen. Die Deutschen sprengten den Funkenturm in die Luft, und als am nächsten Tage nachmittags das Geschwader, bestehend aus drei Kreuzern und neun Transportschiffen, sich in Schußweite näherte, fuhr der Bezirkshauptmann mit den Beamten und den Militärpersonen mit der Bahn in das Innere des Landes. Nur fünf Soldaten wurden zurückgelassen, denen die Aufgabe zufiel, streckenweise die Bahnlinie zu sprengen.

Unterdessen waren die Engländer vor Anker gegangen und hatten in der Prinzenbucht eine Patrouille gelandet, die die Soldaten angriff, um die Bahnsprengung zu verhindern. Dies mißlang jedoch, und nach kurzem Gefecht, wobei die Engländer ein — Pferd einbüßten, zog sich die Patrouille nach Lüderitzbucht zurück, und die Soldaten sprengten ruhig weiter.

Sofort nachdem die Schiffe verankert waren, kam ein Boot mit einer Parlamentärflagge an Land. Bürgermeister Kreplin, Redakteur Otzen und Dr. Dommer empfingen als deutsche Vertreter die Engländer. Die Frage, ob die Stadt Widerstand leisten wollte, wurde natürlich verneint. Darauf wurden die genannten Herren als Geiseln festgenommen. Sie blieben bis zum 19. mittags in Gefangenschaft.

Am nächsten Morgen, dem 18. September, erfolgte die eigentliche Besetzung von Lüderitzbucht. Am 19. September wurde das Kriegsrecht proklamiert. Der Bevölkerung wurde verboten in der Zeit von 6 Uhr abends bis 11 Uhr vormittags die Straße zu betreten. Am 21. und 22. September begann, während gleichzeitig der Befehl zur Deportierung der Bevölkerung gegeben wurde, eine allgemeine Plünderung von Lüderitzbucht. Etwa 15 bis 20 Häuser wurden demoliert. Die Einwohner wurden in ihren Häusern festgehalten und ihrer Barmittel beraubt. Das sämtliche Geflügel wurde eingefangen und geschlachtet. Unterdessen wurde mit der Deportierung begonnen, die am 25. beendet war. Die ganze deutsche Bevölkerung wurde als Gefangene fortgeführt. Die Männer wurden nach Johannisburg und Pretoria, die Frauen und Kinder nach Pietermaritzburg gebracht. Die Nichtdeutschen wurden in Kapstadt freigelassen. Lüderitzbucht wird jetzt schwer befestigt. Die dortigen Diamantenfelder werden von den Engländern abgebaut.

Auch die in Deutschland eingetroffenen wenigen Augenzeugen der Einnahme von Duala berichten übereinstimmend, daß die Franzosen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Engländer dabei ihrem Namen als Kulturnation wenig Ehre gemacht hätten. Darüber ist von einem Angehörigen der Baptistenmission der folgende Bericht erstattet worden:

„Gleich am 27. September begannen die Feinde mit der Gefangennahme aller Weißen, ob sie Waffen getragen hatten oder nicht. Männer, Frauen und Kinder, alles wurde in rücksichtslosester Weise gefangen genommen. Selbst Angehörige neutraler Staaten befanden sich unter den Gefangenen. Die Gefangennahme der einzelnen war mit Belügung verbunden. Die Engländer suchten mit farbigen Streifwachen die Weißen auf. „Ihr habt nur mitzukommen zur Feststellung eurer Namen," hieß es, „dann könnt ihr wieder zurückkehren." Bei solch einem Versprechen nahm natürlich sich niemand etwas mit. Das Versprechen aber wurde nicht gehalten. Um aller Deutschen im eingenommenen Gebiet habhaft zu werden, hat man kein noch so gemeines, schändliches Mittel gescheut. So sind von Engländern auf das Ergreifen von fünf Postenführern am Sanaga Kopfgelder ausgesetzt worden. Diese wurden darauf von Eingeborenen einzeln überfallen und mißhandelt dem Feinde ausgeliefert, welcher den Ueberbringern das Geld auszahlte.

Am 29. September früh wurden die deutschen Mitglieder der Baptisten-Mission als Gefangene weggeführt, doch waren die Missionsschwester Hauschildt und ich der Hoffnung, daß sie bald zurückkommen würden, da man uns gesagt hatte, daß Missionare frei bleiben würden. Man hatte uns auch nicht einmal Zeit gegeben, uns von ihnen zu verabschieden. Schwester Hauschildt begleitete sie nach Bonanjo, während ich allein auf unserer Station zurückblieb, wo ich Zeuge vieler Schandtaten sein mußte. Da die Weißen alle fortgeführt wurden, glaubten nämlich die Eingeborenen, tun und lassen zu können was sie wollten. Sie raubten und plünderten daher in unseren Nachbarhäusern, was sie nur konnten.

Die folgenden Tage waren für uns sehr aufregender Art. Wir sehen es als eine besondere Gnade Gottes an, daß wir noch da sind, denn oft schwebten wir in größter Lebensgefahr. Die schwarzen Soldaten glaubten uns behandeln zu können wie ihresgleichen. Fünf von ihnen wurden uns als Wache gegeben, und wir durften keinen Schritt tun, auf dem sie uns nicht begleiteten. Außerdem wurde Tag und Nacht geschossen, und die Plünderung nahm kein Ende. Auch unsere Wache stahl, was sie nur konnte, so daß wir schließlich auch sie noch bewachen mußten. Während der ersten drei Wochen waren wir unter französischer, und in den nächsten drei Wochen unter englischer Bewachung. Mittlerweile wurde es ruhig in der Stadt. Daß die Einigkeit der Engländer und Franzosen viel zu wünschen übrig ließ, merkten wir daran, daß wir nach einiger Zeit wieder französische Wache bekamen. Doch sollte unser Weilen in Duala überhaupt bald ein Ende nehmen. Am 29. November erhielten wir die Mitteilung, daß wir am 1. Dezember nach England transportiert werden sollten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber den Ueberfall auf Nyamtang heißt es weiter in dem Bericht:

Es war am 6. November, als während des Mittagessens einer unserer Zöglinge uns meldete, daß englische Soldaten sich auf dem Hofe herumschlichen. Wir begaben uns sofort alle auf die vordere Veranda. Kaum hatten die Soldaten uns bemerkt, als etliche auch schon ihre Gewehre auf uns anlegten. Andere zerrten und stießen uns in Gegenwart von Eingeborenen, unter denen wir jahrelang gearbeitet hatten, die Treppe hinunter und zwangen uns, ohne Bedeckung in den glühenden Strahlen der Mittagssonne zu stehen und zuzusehen, wie verschiedene Soldaten durch die Zimmer gingen und alles Greifbare an Geld, Uhren und anderen Wertsachen in ihre Rucksäcke wandern ließen. Als bald darauf ein Oberst mit anderen Offizieren erschien und ich mein Befremden darüber äußerte, daß Engländer eine Missionsstation in solcher Weise überfallen, sowie mich über die schmachvolle Behandlung von seiten englischer Soldaten beschwerte, erhielt ich zur Antwort: „Krieg ist Krieg!" Auf unsern Hinweis, daß wir amerikanische Bürger seien, erwiderte uns der Oberst, daß er strenge Weisung habe, alle Weißen, ohne Ausnahme, gefangen zu nehmen, und somit auch wir bis zum nächsten Morgen zur Abreise bereit sein müßten. Sofort wurden alle Eingänge des Hauses mit Posten bestellt, Schützengräben wurden rings um den Hügel ausgeworfen, Kanonen, Maschinengewehre und Zelte aufgestellt, so daß der eben noch friedlich daliegende Missionshof, auf welchem auch die etwa 700 schwarzen Soldaten sich niedergelassen hatten, einem Kriegslager glich. Meine Bitte, doch wenigstens Missionar Orthner, der auch Amerikaner ist, zu erlauben, zum Schutze des Eigentums dazubleiben, wurde einfach abgewiesen.

Bemerken möchte ich noch, daß die Engländer schon bald nach ihrer Ankunft in Nyamtang verschiedentlich andeuteten, während der Reise dahin am Wege verschiedene Leichen von Eingeborenen gesehen zu haben; sie hoben hervor, daß man es nicht verstehe, wie deutsche Soldaten harmlose Eingeborene niederschießen könnten. Auf der Reise nach Jabassi kam der uns begleitende Offizier wieder auf die „Grausamkeiten" der deutschen Truppen zu sprechen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es noch keineswegs erwiesen sei, wer die Eingeborenen erschossen habe, falls es aber von deutscher Seite geschehen sein sollte, so könne es sich nur um Schwarze gehandelt haben, die entweder sich weigerten Lasten zu tragen, oder die beim Truppentransport versucht hätten, zu fliehen. Unter gleichen Verhältnissen würden die Engländer ebenso gehandelt haben; das sei doch noch keine Grausamkeit. Der Gegenstand wurde dann auf der Reise nicht weiter berührt. Erst nachdem wir in Duala angekommen waren, wurde ich vor das Oberkommando geladen und aufgefordert, etwas über die „Grausamkeit" der Deutschen niederzuschreiben. Ich weigerte mich und wurde entlassen. Bald erfolgte eine zweite Einladung. Wieder kam dieselbe Zumutung. Nachdem ich mich bereit erklärt hatte, zu schreiben, was ich gesehen habe, konnte ich wieder gehen. Der Inhalt meiner Niederschrift, die ich dann einreichte, handelte von der schamlosen Behandlung, welche uns und anderen Missionaren zuteil geworden war. Hierauf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde ich wieder vorgeladen und scharf verwarnt, denn mein Aufzeichnungen seien eine Anklage der englischen und französischen Soldaten und eine Verdächtigung des gesamten Kommandos. Man hatte aber den traurigen Mut, noch einen Schritt weiter zu gehen und mir in Aussicht zu stellen, am nächsten Tage aus der Gefangenschaft entlassen zu werden, wenn ich ihren Wunsch erfüllte und einen Bericht über „Grausamkeiten, verübt von den deutschen Truppen" ihnen zusenden würde! Selbstverständlich konnte ich das nicht tun. Unter der Beschuldigung, ich hätte als amerikanischer Bürger die Neutralität verletzt und die deutsche Regierung in ihren Zielen unterstützt, sind dann meine Frau und ich als Kriegsgefangene nach England gebracht worden. Selbst noch dort begründete man mein Festhalten durch Neutralitätsverletzung. Zum Glück wurde ich aber als ordinierter Missionar endlich freigegeben und nach Deutschland entlassen.

Das traurigste Ereignis für uns während der Zeit unserer Kriegsgefangenschaft war das Abscheiden der Frau Missionar Märtens. Wir mußten schmerzlich erfahren, daß die Engländer sogar kranke Frauen als Kriegsgefangene behandeln. Wohl und frisch war Frau Märtens am 29. September mit uns in Gefangenschaft. Bald nachdem wir auf der Goldküste untergebracht worden waren, machten sich aber die Folgen der mancherlei Entbehrungen und Beschwerden der vergangenen Tage bemerkbar. Sie fing an zu kränkeln. In unserer Lage als Kriegsgefangene vermochten wir nur wenig für sie zu tun. Nach der Gefangennahme war uns von englischen Soldaten fast unser ganzes Geld abgenommen worden, und wir erhielten, trotz wiederholten Bittens, nichts davon zurück.

Als wir später eine Wohnung in den Basler Missionswerken in Christiansborg bezogen, kümmerte sich die Regierung nicht mehr um uns. Trotz aller Versuche unserseits, Frau Märtens zu helfen, trat leider keine Besserung ihres Zustandes ein. Appetitlosigkeit, häufiges, quälendes Erbrechen und daraus folgende Schwäche nahmen zu. Frau Märtens wandte sich an den Basler Missionsarzt Dr. Huppenbauer. Dieser kam bereitwilligst von seiner Missionsstation Aburi, um nach ihr zu sehen und sie in Behandlung zu nehmen. Eine kleine, leider nur vorübergehende Besserung trat ein. Da wurde auch Dr. Huppenbauer in Gefangenschaft gesetzt, obwohl er als Arzt den Engländern in ihrer Kolonie diente. Frau Märtens fand dann Aufnahme im Kolonialhospital. Ihre Behandlung dort war, wie wir später erfuhren, eine traurige. Weder der Regierungsarzt, noch die Hospitalschwester nahmen sich ihrer gebührend an. Warum auch, sie war ja nur eine deutsche Kriegsgefangene!

Doch da wollte man sie auch schon nicht länger im Hospital behalten. Nach fünf Tagen mußte sie heraus und wurde nach dem Gefangenenlager gebracht. Die Unruhe im Lager, wo etwa 150 Gefangene beieinander waren, sowie die für eine Kranke ganz unerträgliche Kost, wirkten nachteilig auf sie ein. Schon nach einigen Tagen verschlimmerte sich ihr Zustand wieder. Nur einmal sah der Arzt des Gefangenenlagers auf Missionar Märtens wiederholte Bitte nach ihr, aber nur

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz flüchtig, ohne irgendwelche Anordnungen zu treffen. Nach acht Tagen war Frau Märtens wieder so elend, daß sie ins Hospital zurückgeschafft werden mußte. Obwohl das Hospital nur wenige Minuten von uns entfernt war, wurde doch jede Verbindung zwischen uns und ihr abgeschnitten. Selbst ihr Mann durfte sie nicht besuchen. Seine wiederholten Bitten um Erlaubnis blieben unerfüllt.

Frühmorgens am nächsten Tage kam der Hospitalarzt, um Missionar Märtens mitzuteilen, daß er für ihn die Erlaubnis erwirkt habe, seine Frau zu besuchen, die sehr elend und niedergeschlagen sei; er solle nur gleich kommen. Begleitet von einem bewaffneten Soldaten, trat Missionar Märtens in das Krankenzimmer ein, wo er seine Frau bereits so schwach vorfand, daß sie nicht mehr sprechen konnte. Nach ihrem Ergehen befragt, antwortete sie ihm flüsternd: „Sehr gut, sehr gut." Er blieb den Tag über bei ihr und konnte seine Frau gemeinsam mit der schwarzen Wärterin pflegen. Keine der Hospitalschwestern kümmerte sich um sie. Ihre Schwäche nahm schnell und zusehends zu. Einmal flüsterte sie müde: „Niemand denkt an mich!" Am 4. Dezember, vormittags 10¼ Uhr, entschlief die müde Pilgerin als Kriegsgefangene in Feindesland, fern von der Heimat und allen ihren Lieben.

Ein nach der spanischen Insel Fernando Po verbrachter holländischer Pflanzungsbesitzer aus Kamerun schreibt darüber wie folgt:

Nachdem die Engländer mit ihren farbigen Lagersoldaten, die zum größten Teil aus Haussaleuten bestehen, in gewaltiger Ueberzahl das kleine deutsche Häuflein tapferer und zäher Soldaten in etwa drei Monaten endlich bis zum Kilometer 145 der Nordbahn zurückgedrängt hatten, beschloß der Oberkommandierende der Nordbahntruppen, Oberleutnant v. Engelbrechten, den Endpunkt der Bahn Nkongsamba mit dem dortigen unter der Leitung des Stabsarztes a. D. Dr. Pritzel stehenden Lazarett den Engländern zu übergeben, nachdem erst noch sämtliche Maschinen durch Vergraben ihrer wichtigsten Teile für die Engländer unbrauchbar gemacht worden waren. Allen Nichtkämpfern, Ausländern, Pflanzern, Frauen und Kindern war inzwischen der Befehl zugegangen, sich nach Bare, 10 Kilometer nördlich von Nkongsamba, dem Sitze des Bezirksleiters Frank, zu begeben, ein Sammellager zu bilden und sich nach Hissung der weißen Flagge den Engländern zu ergeben. Dies wurde angeordnet, damit Schutztruppe und Europäerabteilung freiere Hand hätten und ihre militärischen Operationen ungehinderter ausführen könnten. Außerdem wollte man, indem sich eine Menge Europäer an einem Platze ergaben, verhindern, daß Mißhandlungen durch farbige Soldaten oder sonstige Eingeborene stattfinden könnten, wie es vielfach bei Festnahme der verstreut auf ihren Pflanzungen sitzenden Europäer vorgekommen war. Weiterhin hoffte man, daß durch die Anwesenheit englischer Offiziere das Plündern von Privateigentum verhindert würde. Mißhandlungen sind denn auch bei der Uebergabe der genannten Orte oder Sammellager nicht vorgekommen. Das Plündern von Eigentum ist dagegen durch die Engländer nicht nur nicht verhindert, sondern sogar systematisch unterstützt worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 11. Dezember wurde die Station Bare mit den dort versammelten Nichtkämpfern den Engländern übergeben. Gegen 11 Uhr morgens traf Oberst Heywood mit seiner Soldateska ein. Wir erhielten Befehl, uns am Polizeimeistergebäude zu versammeln, und es wurde uns eröffnet, daß es den Damen erlaubt sei, je drei Koffer, den Herren, je einen Koffer mitzunehmen. Waffen, Schießbedarf, Photographenapparate, Feldstecher wurden abverlangt. Wir gingen jeder ans Werk unter Aufsicht von Soldaten, das Notwendigste einzupacken. Lebensmittel usw. konnten wir nicht mitnehmen. Schon während des Packens stahlen die Soldaten Taschenuhren von den Tischen sowie andere wertvolle Gegenstände. Feldbetten, Kleider, Lebensmittel, überhaupt den größten Teil unserer Habe ließen wir zurück. Farbige englische Träger aus Lagos brachten die Koffer zum Polizeimeisterplatz, wo wir uns versammeln mußten. Es wurde angesagt, daß die zurückgebliebenen Lasten und das in den Häusern verbliebene Privateigentum nach einem großen Sammelhaus gebracht werden würde, um dort bewacht zu werden. Während dies uns mitgeteilt wurde, scheint aber bereits das Plündern in vollem Gange gewesen zu sein, denn wir haben, wie die meisten Europäer, von unserm Eigentum nichts wiedergesehen. Gegen 4 Uhr nachmittags setzte sich der traurige Zug in Bewegung, um die 15 Kilometer nach Nkongsamba, dem Endpunkt der Nordbahn, das sich am Tage vorher ergeben hatte, zurückzulegen. Frauen und Kinder wurden in Hängematten befördert. Auf diesem Marsch verschwanden bereits mehrere Handtaschen mit Geld. Beschwerden hatten keinen Erfolg. Gegen 7 Uhr trafen wir in Nkongsamba ein, und es wurden die Frauen und Kinder im Lazarett untergebracht, die Männer dagegen in zwei Faktoreien. Einige verbrachten die Nacht in einer gänzlich leeren Faktorei, auf deren nacktem Zementfußboden sie zu schlafen gezwungen waren, ohne Decken usw.

Am nächsten Tage wurden wir einem Verhör unterzogen, das sich auf den Besitz von Waffen bezog, da die meisten Europäer nur Browningpistolen und Revolver abgegeben hatten. Es lag begründeter Verdacht vor, daß die meisten ihre Gewehre (ich für meinen Teil nicht weniger als sechs Stück) vergraben hatten. Da natürlich jeder angab, keine Gewehre zu besitzen, oder behauptete, dieselben seien von der Schutztruppe beschlagnahmt worden, so war es erklärlich, daß der englische Major wild wurde und uns verbot, draußen vor der Wellblechbaracke zu sitzen. So verbrachten wir den zweiten Tag recht trübselig im Innern der heißen, unverschalten Wellblechfaktorei. Am Abend wurde unser Essen, bestehend aus für den Negerhandel bestimmten Sardinen und Heringen in Büchsen, herausgebracht und auf den Zementboden ausgeschüttet. Indessen waren wir guter Laune und verloren den Humor nicht, trotz unserer armseligen Nahrung und unseres mangelhaften Unterkommens. Im Laufe des nächsten Morgens wurden wir vor das Haus des Majors gerufen, und leutselig meinte der Herr, wir wären wohl alle begierig zu wissen, wie es auf dem europäischen Kriegsschauplatze stünde. Er wolle diesem Wunsche Rechnung tragen, und nun erklärte er vor allen, daß alle Nachrichten, die Gouverneur Ebermaier uns zukommen ließ, gänzlich unwahr seien. In Wirklichkeit habe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland bereits den Krieg verloren, eine Menge Kriegsschiffe seien zum Sinken gebracht usw. An den nächsten Tagen wurde uns gestattet, von 5 bis 7 Uhr abends etwa 150 Meter links und rechts des Gefängnisses die Straße entlang zu spazieren und mit den Frauen und Kindern zu sprechen.

Am 16. begann unser Abtransport in das Gefangenenlager nach Duala, das wir am Abend des 17. erreichten. Zwei zu zwei ging es durch ein Spalier englischer schwarzer Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Camp 4 „Prisoners of War", dem vorläufigen Endziel unserer Reise. Wir erhielten unsere Koffer, einzelne erhielten Decken, und dann wurden uns die Betten im ersten Stock angewiesen. Das Unterhaus bestand aus der Faktorei der Firma Victor & Follte und war verschlossen.

Am nächsten Morgen fing unsere Leidenszeit damit an, daß kein Waschwasser da war. Das Frühstück bestand aus zwei Pfund Butter für 50 Mann und vier Pfund Marmelade sowie vier kleinen Büchsen Milch und zwei Pfund Zucker. Als Getränk ein Tee sein sollendes Gebräu. Dagegen war das verabreichte Brot sehr gut. Ganze Berge von Heringen und Sardinen in Büchsen, und zwar die minderwertigste Sorte, die an die Neger verkauft werden, standen zur freien Verfügung. Zum täglichen Mittagtisch gab es gekochtes Büchsenfleisch, Sardinen und Brot mit Tee oder Kaffee. Es war nicht leicht, ersteren von letzterem zu unterscheiden, jedenfalls tranken wir es aus Durst. Bei 36 Grad Celsius tut Durst weh, und man merkt nicht sonderlich, was man trinkt. Zwei schwarze Köche sorgten in zwei Küchen für unsere Atzung, die denn auch einfach genug war. Ein paar Teller Büchsenfleisch war das Hauptgericht mittags und abends, so daß wir schon nach wenigen Tagen uns davor ekelten, ebenso wie vor den Negerheringen und Sardinen. Hätten nicht mehrere Herren Suppenplatten und Bouillonwürfel gehabt, es wäre nicht zum Aushalten gewesen, so aber dünkte uns ein Topf mit drei Liter Wasser und zwei Bouillonwürfeln, Marke Maggi, sowie eine Suppenplatte Knorr ein lukullisches Mahl. Infolge von anscheinend schlechten Negerheringen oder Sardinen holten sich einige Mitglieder unseres Gefängnisses einen Magenkatarrh mit Durchfall. Ein anderer, auch mit gefangener Holländer, der absolut das Büchsenfleisch nicht mehr herunterbrachte und lieber hungerte, hatte eines Tages einen Ohnmachtsanfall. Privatnahrungsmittel, wie Suppentafeln, Kaffee oder Kakao, in den zwei Küchen zuzubereiten, war äußerst schwierig, da die Oefen nur ganz klein waren. Außerdem hatte das Abzugsrohr des einen Ofens ein großes, von Rost herstammendes Loch, so daß der Rauch zur Hälfte in die Küche strömte. Dazu brannte die tropische Sonne auf das Wellblechdach, so daß man in einer Temperatur von etwa 60 Grad Celsius zu kochen gezwungen war.

Wir kamen alle stark herunter und magerten ab. Auf wiederholte Beschwerden hin wurde uns geantwortet, sie, die Engländer, hätten selbst nichts. Schließlich wurde uns gestattet, uns durch die fünf Negerjungen, die uns bedienten, auf dem täglichen Markte für unser Geld etwas einzukaufen. Es gelang so dem einen und andern, hier und da für teures

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geld einige Bananen zu ergattern, die wir dann kochten, zerstampften und stolz Kompott nannten. Die Dualas oder englischen Schwarzen nahmen zum Teil gar kein deutsches Geld an, auch wurde der Markt anscheinend nur wenig von Eingeborenen beschickt.

Allmählich erwachten die kaufmännischen Talente in dem englischen Sergeanten Mr. Elkington, der uns bewachte. Er erbot sich, in der englischen Faktorei für uns Lebensmittel einzukaufen gegen eine tüchtige Provision. So gelang es uns denn, einen elfpfündigen Schinken zu erstehen, für den unser Sergeant 20 Schilling haben wollte; da wir natürlich nur deutsches Geld hatten, so mußten wir 43 Mk. zahlen.

Im Laufe der Zeit waren eine Menge Eingaben an den Political Officer Mr. Paul gemacht worden betreffs der von uns in Bare und Nkongsamba zurückgelassenen Koffer und des sonstigen Privateigentums. Mr. Paul gab sich wirklich jede Mühe, die zurückgelassenen Koffer herunterschaffen zu lassen, und unsere Freude war aufrichtig, als einige Herren und Damen ihre Koffer zum Teil erhielten. Ihre Enttäuschung war indessen groß, als sie die Koffer besichtigten. Alle waren anscheinend mit Aexten und Hämmern erbrochen worden und ihres Inhalts zum größten Teil beraubt. Verschlossene Lederkoffer und Taschen waren kurzerhand mit Messern der Länge nach aufgeschnitten und ausgeplündert worden. Schwarze Soldaten erzählten mir, daß Engländer sich am Plündern beteiligt hätten. Dies stimmt auch mit der Beobachtung zweier Pflanzungsassistenten überein, die von englischen Europäern von ihrer Pflanzung geholt wurden. Das erste war, daß die Soldaten den Europäern die Uhr nebst Kette abrissen, das Geld aus den Taschen nahmen und versuchten, die Ringe abzustreifen. Dann forderten die Engländer die Schlüssel vom Geldschrank, gingen weg, jedenfalls um den Geldschrank zu öffnen, riefen dann die deutschen Pflanzer, öffneten den Geldschrank und ersuchten die Deutschen, den Inhalt nachzuzählen. Die Nachzählung ergab, daß 200 Mk. fehlten. Als die Herren ihr Ergebnis den Engländern mitteilten, wurden sie böse angefahren, ob sie wohl glaubten, sie, die Engländer, hätten das Geld gestohlen usw. Natürlich verzichteten die Deutschen darauf, noch weiter über die Sache zu reden. Allen Deutschen und Ausländern wurde das Bargeld in Duala abgenommen und angeblich auf die Bank gebracht; auch erhielten alle Empfangsbescheinigungen über das Geld. Als wir Ausländer und die Damen vom Roten Kreuz nach Fernando Po gebracht wurden, wurde uns das Geld vor unserer Abfahrt wieder ausgehändigt. Wie wir hörten, sollten die Deutschen nach England gebracht werden. Sie erhielten Kleider, Hemden, Kragen aus der Baseler Missionshandlung und wurden am 5. Januar aus dem Gefangenenlager an Bord des White-Star-Liners Laurentic verbracht, und zwar mit den Deutschen zusammen, die in der Baseler Missionshandlung untergebracht waren. Die Frauen hatten es bedeutend besser als die Männer und ihre Verpflegung war etwas besser. Auch bei uns war einige Tage lang insofern ein Wechsel in der Nahrung eingetreten, als Dörrgemüse verabreicht wurde; Reis war uns vom englischen Arzt zugesagt worden, wir erhielten aber nur einmal Reis. Herzlich froh waren die Gefangenen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als sie endlich am 5. an Bord des „Laurentic" verbracht wurden, der in der Kamerunmündung nicht weit von einem alten französischen Panzerschiff vor Anker liegt. Der französische Panzer, angeblich „Potuen", mit lang vorragendem Rammsporn, scheint eine alte Arche Noah zu sein. Am 6. wurden wir zwei Holländer, ein Stabsarzt und zwei Schwestern vom Roten Kreuz mit dem Dampfer „Boma" der Elder- und Dempster-Linie nach Fernando Po gebracht. Vor der Ueberführung der Deutschen auf die „Laurentic" wurden wir alle vom „Political Officer" gebeten, ein Schreiben des Inhalts aufzusetzen, daß wir als Kriegsgefangene von den Engländern gut behandelt worden seien. Wir taten dies indes nicht, da die Behandlung und Ernährung in Duala im Gefangenenlager direkt miserabel waren und auf die Dauer ohne gesundheitliche Schädigungen nicht auszuhalten gewesen wären.

Da mir und den andern Holländern bei der Plünderung Bares auch die Papiere und der Heimatschein abhanden gekommen waren, so bat ich Mr. Paul um einen Ausweis, daß wir Holländer seien. Er erklärte sich sofort dazu bereit, aber nur unter der Bedingung, daß wir ein Schreiben unterzeichneten, das er sofort uns vorlegte. Das Schreiben war in Maschinenschrift aufgesetzt und des Inhalts, daß wir freiwillig erklärten, als Kriegsgefangene von den Engländern gut behandelt worden zu sein. Selbstverständlich lehnte ich die Unterzeichnung ab, worauf er sein Glück bei einer der Schwestern vom Roten Kreuz versuchte. Schon war die Schwester bereit zu unterschreiben, als ich auf die Gefahr hin, Unannehmlichkeiten zu bekommen, dazwischentrat und die Dame über die Tragweite ihres Schrittes aufklärte, was denn auch zur Folge hatte, daß die Dame darauf verzichtete, das vorgelegte Schreiben zu unterzeichnen. Wütend fuhr mich Mr. Paul an und versicherte voller Wut, daß der nächste Trupp Kriegsgefangener noch viel schlechter behandelt werden würde. Dann fuhren wir mit der „Boma" nach Fernando Po, der Freiheit entgegen. Mit der größten Liebenswürdigkeit wurden wir von dem englischen Kapitän und seinen Offizieren behandelt; wir nahmen an der Messe teil und wurden in jeder Weise einfach, aber ausgezeichnet verpflegt. Mehrere Male hatte ich, von englischen Offizieren befragt, ob ich denn als Holländer keine Sympathie für England besitze, geantwortet: daß ich viel Sympathie für England gehabt habe, um so mehr, als ich ja zwei Jahre in England gelebt habe, infolge der brutalen Kriegführung der Engländer aber müsse jeder unparteiische Ausländer, der Zeuge solcher Vorkommnisse sei, seine Sympathie für England voll und ganz verlieren.

Die ganze Schuld an der Plünderung Bares ist Colonel Heywood zuzuschreiben, der es unterlassen hat, die nötigen Maßregeln zum Schutze von Privateigentum zu ergreifen, oder aber seine farbigen Truppen nicht in der nötigen Gewalt hat, um solche traurigen Vorkommnisse zu verhindern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Südafrika.

Aus Pietermaritzburg (Natal) wurde unterm 16. Oktober 1914 geschrieben:

Die deutschen Kaufherren, die als Kriegsgefangene mit Offiziersrang in Tempe bei Bloemfontein interniert waren, sind Anfang Oktober ganz plötzlich nach Methuens Camp bei Pietermaritzburg gebracht worden. Ihre Zahl hat sich vergrößert, da bei den neuen Gefangensetzungen auf das Alter und die Stellung keine Rücksicht mehr genommen und alles zusammengetrieben wurde. So wurden am 15. Oktober auch die bekannten Herren Werner und Karl Rolfes und Herr Karl Friedrich Wolff, in Firma Mosenthal & Co, ein hoher Sechziger, hier eingebracht. Die Gefangenen wohnen zu mehreren in einem Zimmer. Sie klagen nicht über schlechte Behandlung, nur ist der Raum, in dem sie sich bewegen können, sehr beschränkt und mit Wellblech und Stacheldraht umgeben und scharf bewacht. Die Korrespondenz ist genauer Zensur unterworfen. Die Gefangenen bekommen auch die südafrikanischen Jingozeitungen, die sich in wüsten Schimpfereien gegen Deutschland ergehen, nicht mehr in die Hand. In der Nähe des Gefangenenlagers von Methuens Camp sind die deutschen Frauen und Kinder aus Lüderitzbucht interniert. (Wie im Burenkrieg.)

Kanada.

Unter dem moralischen Druck, den die Bekanntgabe der unwürdigen, ja direkt verbrecherischen Behandlung der Insassen englischer Konzentrationslager ausgelöst hat, scheinen sich die Zustände in England selbst einigermaßen gebessert zu haben. Unerhört ist es aber, wie es nach wie vor unseren Landsleuten in den ferner gelegenen Konzentrationslagern ergeht.

So wird dem „Berliner Lok.-Anz." der Brief eines in Kanada im Military Prison auf Melville Island, Halifax, festgehaltenen Landsmannes zur Verfügung gestellt, in dem es heißt:

„Wir haben nun warmes Zeug und Mäntel bekommen („nun" — am 31. Dezember wurde der Brief geschrieben — im eisigen Kanada!), so daß wir wenigstens gegen die Kälte geschützt sind, sonst werden wir hier wie die Zuchthäusler behandelt. Zeitungen bekommen wir nicht zu sehen, selbst die Fenster sind zugemalt, damit wir nicht nach draußen sehen können."

Mehr ließ sich nicht mitteilen. Auch den hier gesperrten Satz: „sonst werden wir hier wie Zuchthäusler behandelt", hatte der Zensor geschwärzt. Durch Zerreiben der Farbe — vielleicht einem Erzeugnis

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der neuen chemischen Industrie Englands? — gelang es aber, ihn wieder lesbar zu machen. Irgendwelche Hinzufügungen erübrigen sich. In diesen dürftigen Sätzen ist aufs wirksamste klargestellt, in welcher unmenschlichen, völkerrechtswidrigen, empörenden Weise hier Wehrlose vergewaltigt werden.

Ebenso sind die Verhältnisse im Gefangenenlager zu Malta eine Schmach für die Menschheit. Wenn uns ein Gefangener von dort schreibt, er bitte uns, ihm „nach Beendigung seiner Gefangenschaft ein Engagement zu sichern als gut trainierter Hungerkünstler und Skelettgigerl", dann ist das ja gewiß ein Zeichen dafür, daß der Schreiber sich eine Portion Galgenhumor gerettet hat. England wird aber dadurch von der Schmach nicht entbürdet, daß es seine Gefangenen auf Malta hungern läßt.

Indien.

Der aus Indien zurückgekehrte Münchener Geologe Dr. Emil Bergeat berichtet über seine Eindrücke in den ersten drei Kriegsmonaten:

„Die mir übertragenen Aufgaben in Siam hatte ich beendet, ich befand mich auf der Heimreise nach München und traf am 3. August in Rangun ein, um von hier aus den Anschluß an Colombo zu erreichen. Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir sämtliche Banken geschlossen fanden und keine englische Bank, obwohl der Krieg gegen England noch nicht erklärt war, mehr Gelder auszahlte. Am 5. August wurde der Hafen von Rangun gesperrt. Damit waren sämtliche Deutschen in Rangun, unter denen sich auch für Tsingtau bestimmte vierzig deutsche Reservisten befanden, festgehalten. Der Engländer bemächtigte sich anfangs eine unglaubliche Kopflosigkeit. Wir waren etwa 90 Deutsche und Oesterreicher. Die Reservisten und Kriegstauglichen wurden zuerst festgenommen und später nach Ahmednagar, einem Fort aus dem 15. Jahrhundert, bei Bombay transportiert.

Die Behandlung der Deutschen wurde plötzlich inhuman. Mit jedem weiteren Tage ging der Respekt der Eingeborenen vor der weißen Rasse immer mehr verloren, und dieselben Engländer, die sonst diese ‚Wilden' schlimmer als räudige Hunde behandelten, hatten für diese Sorte von Menschen plötzlich den Schmeichelnamen ‚Bruder'. Die Verhaltungsmaßregeln wurden immer schärfer und entehrender, bis es soweit kam, daß deutsche Frauen zum Verhör und zur Untersuchung sich schwarzen Polizisten stellen mußten, daß man deutsche stramme Burschen in Konzentrationslager abtransportierte und verkommene Gurkhas die militärische Bedeckung bildeten. Von deutschen Männern und Frauen, die in Rangun verbleiben wollten, verlangte man einen Engländer als Bürgen für das Wohlverhalten, waren aber solche Bürgen gefunden, dann wurden sie als Vaterlandsverräter durch alle Blätter und alle Mäuler geschleift. Die deutschen wehrfähigen Männer schaffte man nach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ahmednagar, wo seinerzeit 4000 gefangene Buren an Typhus elend zugrunde gegangen sind. Zu uns Deutschen hielten in Rangun und seinem Hinterlande lediglich die Chinesen und Bourmesen, die empört waren über den von England frivol vom Zaune gebrochenen Krieg und die für Englands Untergang beteten.

Zu den Deutschen halten in Indien die Chinesen und Bourmesen, die mohammedanischen Geheimbünde leisten vorzügliche Propaganda-Arbeit. Ich möchte mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß es die Engländer fertig gebracht haben, die Deutschen unter die niedrigste Kaste der schwarzen Wilden zu degradieren. Auf diese Schmach gibt es nur eine Antwort: Man sperre britische Offiziere mit schwarzen Lumpen zusammen und mache da nicht viel Umstände."

Die Schulden britischer Staatsangehöriger an deutsche Firmen werden für null und nichtig erklärt. Hingegen müssen alle britischen Forderungen von ansässigen Deutschen bei Gefängnisstrafe vollkommen befriedigt werden. Die Versteigerung deutschen Eigentums geschieht nicht meistbietend, sondern das Eigentum wird an passende britische Firmen, also an die Konkurrenz, übertragen, die eine gewisse Summe zu bezahlen hat, worüber sich die britische Regierung das Verfügungsrecht vorbehält. Für die Liquidationskosten kann außerdem die damit beauftragte britische Firma 2½ Prozent Kommission von der gesamten Liquidationsmasse beanspruchen.

Ostasien.

Es ist nun eine eigenartige Vergeltung — und die englische Presse in Ostasien beklagt sich natürlich darüber —, daß viele chinesische Firmen, die Kontrakte mit deutschen Häusern in Hongkong hatten, sich weigern, die Kontrakte nun mit den britischen Nachfolgern fortzusetzen und die ursprünglich an Deutsche fälligen Zahlungen an die englischen Liquidatoren zu leisten.

Mittlerweile sind die aus Hongkong ausgewiesenen Deutschen und Oesterreicher, alles langjährig ansässige, hochgeachtete Kaufleute, in Schanghai eingetroffen, wo sie von der dortigen deutschen Kolonie auf das herzlichste empfangen wurden. Unter den Hongkongern befanden sich fast sämtliche Chefs der angesehenen deutschen Firmen Sander, Wieler & Co, Meyerink & Co., Blume & Reif, Arnhold, Karberg & Co., Carlowitz & Co., Garrels, Börner & Co., Reuter, Bröckelmann usw., Häuser, die alle von der britischen Regierung liquidiert und „übernommen" wurden. Auch eine auffallend große Anzahl alleinstehender verheirateter Frauen und Kinder befanden sich unter den Ankömmlingen in Schanghai, was sich aus der Tatsache erklärt, daß alle Männer im dienstpflichtigen Alter kriegsgefangen gehalten werden, während man ihre Familien kurzerhand aus Hongkong auswies.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Weiheiwei nahmen die Engländer den Dampfer „Paklat“ fort, der die Frauen und Kinder der Deutschen aus Tsingtau nach Tientsin bringen sollte. Darüber schrieb der „Ostasiatische Lloyd“:

Nach und nach wird aus den hier eintreffenden Briefen von Frauen, die die Fahrt der „Paklat“ mitgemacht haben, die sie und die Kinder aus Tsingtau nach Tientsin bringen sollte, ersichtlich, unter welchen Einzelheiten sich die Fortnahme dieses Schiffes durch die Engländer vollzogen hat und wie dabei die deutschen Frauen und Kinder an Bord des Dampfers in Weiheiwei behandelt worden sind. Die Aermsten sind zunächst in der Nacht, als sie von den britischen Schiffen eingeschlossen und angehalten waren, stundenlang im Ungewissen über ihr Schicksal und damit in unnötiger Aufregung erhalten worden. Selbst wenn man alle völkerrechtlichen Fragen außer acht läßt, so bleibt es immer eine unritterliche und unnötig grausame Handlung, daß die Engländer den Dampfer mit den Frauen und Kindern überhaupt festgehalten und fortgenommen haben. Gegen Frauen und Kinder führt man keinen Krieg. Vornehm und ritterlich wäre es gewesen, wenn die Engländer, nachdem sie das Schiff erkannt und seine Bestimmung festgestellt hatten, es ungehindert hätten ziehen lassen. Wollten sie das Schiff selbst schon als billige Prise nehmen, um den bösen Deutschen doch Schaden zuzufügen und mit einem neuen Erfolg aufwarten zu können, so konnten sie es anständigerweise wenigstens mit einer englischen Mannschaft und nötigenfalls unter Bedeckung nach Takureede schicken, dort Passagiere und Ladung von Bord geben und dann mit dem Schiff verschwinden. Das hätte ihnen denselben Erfolg gebracht und ihrem Ruhm und Ruf nicht geschadet. Statt dessen haben sie aber das Schiff erst beim Stilliegen nach dem Anhalten von einem Torpedoboot ständig umkreisen lassen (wozu eigentlich?), bis dieses den Dampfer schließlich rammte und die Frauen und Kinder an Bord in Todesangst versetzte. In zweckloſem Hin- und Herfahren ließen sie dann die „Paklat“ bis kurz vor Weiheiwei dampfen, wieder begleitet von Torpedobooten, und dort mußte sie bis zum Tagesanbruch warten, bis sie endlich nach Weiheiwei hinein durfte. Dort hat sich dann das Schlimmste ereignet, was den Ruf des englischen „Gentleman“ in deutschen Augen und wohl auch in denen anderer für lange Zeit schwer geschädigt hat. Nicht nur, daß die Frauen wieder bis zum letzten Augenblick in völliger Ungewißheit über ihre nächste Bestimmung gehalten wurden — eine gänzlich unnötige und unritterliche Grausamkeit —, man ließ sie auch ohne allen männlichen Schutz an Bord —, die deutsche Besatzung wurde bei Wasser und Brot gefangengesetzt und mußte auf dem Steinfußboden ihres Gefängnisses schlafen; nur der Schiffsarzt blieb auf der „Paklat“ — und gab ihnen eine englische Wache, die nichts eiligeres zu tun hatte, als sich zu betrinken, und dann die Frauen zum Teil in gemeinster Weise belästigt haben soll. Statt ihren Zweck als Wache zu erfüllen, ließ sie es ruhig geschehen, daß die chinesische Schiffsmannschaft anfing, zu stehlen und zu marodieren. Die englischen Offiziere, die von Zeit zu Zeit noch an Bord kamen, blieben allen Vorkommnissen gegenüber taub. Sie beriefen sich auf ihre Weisungen aus Hongkong. Endlich wurden dann

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sämtliche 250 Frauen und Kinder gezwungen, auf den kleinen, knapp für 80 Passagiere eingerichteten Chinesendampfer „Schenking" überzugehen, auf dem natürlich nichts vorbereitet war. Ihr Gepäck durften sie nur zum Teil mitnehmen. Dann schickte man diese überlastete Nußschale hinaus auf die See, obwohl ein Taifun gemeldet war, und diesmal natürlich ohne Begleitung. Auf Anfrage hatte der englische Kommandant aus Weiheiwei mitgeteilt, für die Passagiere der „Paklat" sei aufs zuvorkommendste gesorgt. Wenn man vergleicht, was den Frauen und Kindern zugemutet worden ist, und wie sie gänzlich unnötig gequält und beunruhigt worden sind, bis man sie schließlich auf einem kleinen Küstendampfer ohne alle Mittel und Vorsorge abschob und ihrem Schicksal überließ, so erhält man ein eigenartiges Bild von englischer Ritterlichkeit und englischer Zuvorkommenheit. Die Behandlung der „Paklat" verdient vielmehr als Muster echt britischer Roheit und Rücksichtslosigkeit vor aller Welt gebrandmarkt zu werden. Wenn England auf seinen guten Ruf Wert legte, hätte es sich rein aus blindem Deutschenhaß wehrlosen Frauen und unschuldigen Kindern gegenüber nie soweit vergessen dürfen. Das bleibt ein Makel, der sich nicht mehr fortwischen läßt und der, sofern es noch eine Gerechtigkeit in dieser Welt gibt, seine Vergeltung finden muß.

Hier eingegangene Hongkonger Zeitungen bringen Berichte über die Sitzung des dortigen gesetzgebenden Rates vom 27. Oktober, in der über die bereits kurz gemeldete Ausweisung der Deutschen und Oesterreicher aus Hongkong und die „Verfügung über ihr Vermögen" beschlossen wurde. Dies „Gesetz" in allen seinen Einzelheiten steht in so krassem Widerspruch zum internationalen Recht und jeder Zivilisation, daß es selbst die englisch-ostasiatische Presse kaum unternimmt, die offenbare Rechtsbeugung zu entschuldigen.

Besonders sind es die Bestimmungen über die Liquidation deutscher Firmen, die allerlei giftige Nadelstiche gegen nichtbritische Angestellte deutscher Häuser enthalten. Diese Angestellten verlieren alle Gehaltsansprüche an die Liquidationsmasse.

Britisch-Ostafrika.

Allem Gebrauch zuwider wurden sofort bei Ausbruch des Krieges sämtliche Deutsche auch in Britisch-Ostafrika und Uganda, ohne daß man Gelegenheit bekommen hätte, das Land zu räumen, verhaftet und in Nairobi ins Gefängnis gesperrt. Wir waren siebzig. Nachts zu zweit in engen Zellen eingesperrt, ohne Bewegung am Tag, da die Gefängnismauern nicht verlassen werden durften, mit dem unappetitlichsten, schlechtesten Essen gefüttert, mitten zwischen schwarzen Sträflingen, war schon dieser Anfang hocherfreulich. Dann wurden wir gefragt, wer zur Reserve gehört und wer nicht; nachdem alle, ohne die Konsequenzen zu ahnen, wahrheitsgetreu ausgesagt hatten, blieben die Reserveleute weiter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingesperrt und allen anderen wurde die Wahl gelassen, auf Gouvernementskosten nach einem neutralen Hafen zu fahren. Heute nach sieben Wochen sind dreißig von uns noch immer im Gefängnis. Der Rest, darunter ich — nach welchem Prinzip sortiert wurde, ist nicht ganz klar, bei mir waren die Empfehlungen wohl schuld — sitzt in einer Baracke außerhalb der Stadt, wird umsonst gefüttert und beherbergt und darf sich seit ein paar Tagen auch leidlich frei in der Stadt bewegen. Aber trotzdem!

Also auch hier dasselbe Bild wie bei der Behandlung in England selbst, aber verschärft durch die Einsperrung zwischen den Schwarzen, die in England selbst als Schimpf gilt. Die Engländer würden sich hiernach nicht beklagen können, wollte Deutschland den vielfach kundgegebenen Ratschlägen Folge leisten und seine gefangenen weißen, schwarzen und gelben Söldnerscharen ebenfalls gemeinsam internieren!

England greift selbst zum Meuchelmord.

Noch niemals hat sich der Charakter der englischen Nation in ihren politischen Führern so brutal offenbart wie im gegenwärtigen Kriege. Jede Regel des Völkerrechts wurde verletzt — wie wir auf den vorhergehenden Blättern gesehen haben —, jede Brutalität schien erlaubt, wenn sie nur Englands Zwecken diente. Nur eines schien noch zu fehlen, um zu beweisen, daß das England des 20. Jahrhunderts noch dasselbe ist wie das des Mittelalters, nämlich die Beseitigung politischer Gegner durch bezahlten Meuchelmord.

Jetzt hat sich nun herausgestellt, daß England selbst diese Waffe nicht verschmäht. Es handelt sich allerdings in dem festgestellten Falle nicht um einen Anschlag auf einen Deutschen, sondern auf einen Irländer, Sir Roger Casement; der Fall selbst steht aber in einiger Beziehung zu dem Kriege zwischen Deutschland und England. Wir geben hier die deutsche Uebersetzung eines Schreibens des englischen Gesandten in Norwegen, Mr. Mansfeldt de Cardonnel Findlay:

„Im Namen der Britischen Regierung verspreche ich, daß, wenn durch Mitteilung, die Adler Christensen macht, Sir Roger Casement gefangen genommen wird, sei es mit oder ohne seine Begleiter, der genannte Adler Christensen von der Britischen Regierung die Summe von 5000 Lstrl., zahlbar wie er es wünscht, erhalten soll.

Adler Christensen soll auch persönliche Straffreiheit genießen und freie Fahrt nach den Vereinigten Staaten bewilligt bekommen, wenn er es wünschen sollte.

M. de C. Findlay, Sr. Br. Majestät Minister."

Die Vorgeschichte dieses Kulturdokuments mutet an wie ein Stück finsterſten Mittelalters. Der Sir Roger Casement, auf dessen Kopf die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Summe von nicht weniger als 100 000 Mk. ausgesetzt ist, ist ein Irländer, der bis vor einigen Jahren englischer Generalkonsul in Südamerika war und der britischen Regierung wertvolle Dienste geleistet hat. Als dann vor zwei Jahren die Frage der irischen Selbstverwaltung wieder aktuell wurde und ein Konflikt zwischen dem Norden und Süden auszubrechen drohte, trat Sir Roger aus den englischen Diensten und organisierte in Irland und Amerika die nationalistischen Freiwilligenkorps. Bei Ausbruch des Krieges hetzte England bekanntlich durch wilde Lügen die Bevölkerung Irlands auf, um sie für den Dienst im englischen Heer gefügiger zu machen. Sir Roger Casement durchschaute die Absicht der englischen Regierung, durch den Kriegsdienst gleichzeitig die nationalistische Partei in Irland zu schwächen, und beschloß, sich bei der deutschen Regierung über deren Absichten Irland gegenüber zu informieren. Er reiste auf dem Wege über Norwegen nach Deutschland und nahm als Reisebegleiter und Führer einen Norweger, Adler Christensen, in seinen Dienst. Bei der Landung in Kristiania wurden englische Spione auf die beiden aufmerksam und veranlaßten Christensen, auf die englische Botschaft zu kommen. Hier wurde diesem gelegentlich wiederholter Besuche nahegelegt, Casements Absichten und Pläne zu verraten, seine Korrespondenz zu stehlen und ihn in die Gewalt der Engländer zu bringen. Wenn Casement dabei etwas passieren sollte, würde er, der Täter, straffrei ausgehen und außer 5000 Lstrl. (die zunächst auf Ehrenwort versprochen wurden), sollte er Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten erhalten.

Christensen teilte den Gang der Verhandlungen prompt seinem — wie er selbst sagt — Wohltäter mit, und beide bemühten sich, den Gesandten Mr. Findlay auf das Versprechen festzulegen. Dies gelang auch, wie das Schreiben zeigt, nach einigen Monaten. Außer diesem Schreiben besitzt Sir Roger Casement noch andere Dokumente über diesen Fall und den Schlüssel zur Hintertür der Botschaft, den Mr. Findlay Christensen übergeben hatte, damit er jederzeit unbeobachtet in die Botschaft gelangen könnte.

Der erbärmliche englische Mordanschlag ist an dem ehrenhaften Charakter des norwegischen Seemanns gescheitert. Englands Regierung steht aber mit dem Verbrechen belastet vor aller Welt da. Mr. Findlay hat Erklärungen über den Fall abgelehnt und auf seinen Chef, Sir Edward Grey, verwiesen; außerdem ist er am 1. März in Urlaub gegangen. Ein sehr weiser Entschluß, denn die norwegische Regierung hat in London um Erklärung über den Vorfall ersucht und würde wahrscheinlich ersuchen müssen, den Botschafter Seiner Britischen Majestät sofort abzuberufen. Mr. Findlay fällt, aber er fällt als Opfer der englischen Politik, als Sündenbock für Sir Edward Grey.

Wir müssen allerdings hinzufügen, daß es nicht das erstemal ist, daß englische Staatsmänner Irenführer zu beseitigen trachteten. Die Geschichte Irlands seit dem 11. Jahrhundert besteht in nichts anderem, als einer Kette von Raub, Mord, Unterdrückung und Vergewaltigung durch die Engländer, wie sie selbst im dunkelsten Rußland nicht möglich ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was will

der Deutschnationale Kolonialverein?

Der „Deutschnationale Kolonialverein" entstand zu einer Zeit allgemeiner Kolonial-Gleichgültigkeit und -Müdigkeit. Unsere Kolonien waren in Gefahr, uns wirtschaftlich und politisch verloren zu gehen. Der Krieg wird unsern Kolonialbesitz bedeutend vergrößern. In erhöhtem Maße gilt es daher, dafür zu sorgen, daß unsere Kolonialpolitik eine deutsche Volkssache wird und daß die Gesamtheit des Volkes an dem Segen, den unsere Kolonien bringen sollen, teilnimmt.

Der „Deutschnationale Kolonialverein" tritt deshalb unter anderem für folgende Forderungen ein:

1. In allen Kolonien ist, soweit es die klimatischen Verhältnisse ermöglichen, die Besiedelung durch deutsche Ansiedler zu unterstützen und ihnen die soziale Stellung zu gewährleisten, die der Rassenstandpunkt erfordert.
2. Die Verkehrspolitik der Kolonien ist so zu gestalten, daß der Handel mit dem Mutterlande auf alle Weise gefördert wird.
3. Eine Vertretung der einzelnen Kolonien im Reichstage ist erstrebenswert, zunächst in der Form, daß nichtbeamtete Sachverständige aus den einzelnen Kolonien an den Beratungen der Budgetkommission teilzunehmen haben.
4. Es ist der Ausbau der Selbstverwaltung zu erstreben, und zwar in der Art, daß der Landes- bzw. Gouvernementsrat, dessen Vertreter in der Mehrzahl aus freier Wahl hervorgehen sollen, nicht nur beratende, sondern in steigendem Maße beschließende Stimme erhält.
5. Die deutschen Kolonien sind in militärischer Beziehung derartig zu sichern, daß sie bei einem Kriege gegen jeden Feind sich dauernd verteidigen können.

Mitglied des „Deutschnationalen Kolonialvereins" kann jeder unbescholtene Deutsche werden. Eine bestimmte Höhe des Mitgliedsbeitrags ist nicht vorgeschrieben. Es ist jedem Einzelnen überlassen, die Höhe seines Mitgliedsbeitrages nach seinen wirtschaftlichen Verhältnissen und nach seinem nationalen Opfermut selbst zu bemessen. Durch diese Einrichtung ist es uns möglich gewesen, uns Volkskreise zuzuführen, die bisher von dem kolonialen Gedanken wenig oder gar nicht berührt worden sind.

Jeder Deutsche muß Interesse für unser Neu-Deutschland haben, das ja eine der Grundlagen unserer Weltmachtstellung bedeutet. So sollte auch jeder Deutsche durch seinen Beitritt die Bestrebungen des „Deutschnationalen Kolonialvereins" unterstützen, der unermüdlich, nachdrücklich und erfolgreich die deutsche Kolonialpolitik in nationale Bahnen zu lenken bestrebt ist.

Sorge jeder für das Wachstum des „Deutschnationalen Kolonialvereins", so sorgt er damit gleichzeitig für die Größe seines Vaterlandes und seines Volkes.

Druck von Otto Elsner A.-G., Berlin S. 42.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

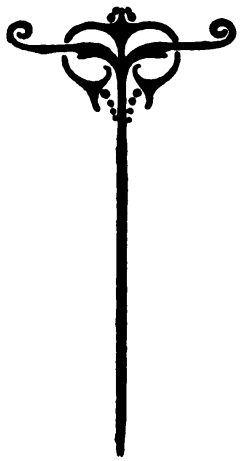
Die Saat des Hasses

Kulturdokumente über unsere Feinde

★

Zusammengestellt und bearbeitet
von H. A. Walter †

(In der Serie 64. bis 68. Tausend)



II.

Russische Barbarei

Kommissionsverlag: Chronik-Verlag A.-G., Berlin S 42

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt

	Seite
Die Russengreuel in amtlicher Darstellung	5
Rußlands Mitschuld am Kriege	9
Der erste russische Sieg: Zerstörung der deutschen Botschaft in St. Petersburg	11
Moskowiter-Tyrannei	16
Mordbrenner oder Soldaten?	28
Der Kampf gegen das Deutschtum in Rußland . .	48

Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Zum Geleit.

Die deutsche Regierung hat sich beeilt, die amtlichen Feststellungen über die Greueltaten russischer Truppen gegen wehrlose Deutsche und deutsche Kriegsgefangene der Oeffentlichkeit in Form einer Denkschrift zu übergeben. Es sind geradezu ungeheuerliche Mitteilungen darin enthalten, die sicherlich nicht wenig dazu beitragen werden, den Volkszorn zu entflammen und den Willen zur Niederzwingung des Halbasiatenstaates aufs äußerste zu steigern. Es durfte auch der Welt nicht vorenthalten werden, in welcher Weise Rußland Arm in Arm mit Frankreich und England „für die Kultur gegen die Barbarei" kämpft! Wir entnehmen über den Inhalt der Denkschrift den „Neuen Züricher Nachrichten" vom 27. April folgende amtliche Mitteilung der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft in Bern, die uns der Notwendigkeit enthebt, in einem Vorwort irgend etwas über die Berechtigung unserer Schrift zu sagen. Die amtlichen Feststellungen sprechen eine nur allzu deutliche Sprache.

Die Russengreuel in amtlicher Darstellung.

Die russischen Truppen haben im gegenwärtigen Kriege Greueltaten begangen, die mit den Geboten der Menschlichkeit wie mit den Gebräuchen zivilisierter Völker unvereinbar sind und ihre Kriegführung als eine geradezu barbarische erscheinen lassen. Diese Greueltaten richteten sich sowohl gegen die friedliche Bevölkerung der von ihnen besetzten deutschen Gebietsteile als auch gegen deutsche Soldaten, die in ehrlichem Kampfe ihnen gegenüberstanden und das Unglück hatten, in ihre Gefangenschaft zu geraten.

Nach dem anliegenden Material handelt es sich nicht etwa um einzelne Rohheiten und Gewalttätigkeiten, sondern es sind an so vielen Stellen und bei so vielen Truppenteilen Greueltaten selbst bestialischer Art vorgekommen, daß jedenfalls ein sehr großer Teil der russischen Armee von dem Geiste unmenschlicher Grausamkeit durchsetzt erscheint. Aus der großen Zahl der bereits bekannt gewordenen Fälle werden in den Anlagen diejenigen aufgeführt, die durch amtliche, insbesondere eidliche Vernehmungen oder dienstliche Meldungen einwandfrei festgestellt worden sind. Diese Fälle können indes nur als eine Auslese der tatsächlich vorgekommenen ungezählten Greueltaten angesehen werden.

Es ist aller Welt bekannt, daß infolge der barbarischen Kriegführung der Russen vorher blühende Teile Ostpreußens jetzt ein Bild trostloser Verwüstung bieten, daß ganze Ortschaften niedergebrannt und verödet

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind, daß die friedlichen Bewohner, um sich vor Raub und Mord zu retten, flüchten und Hab und Gut im Stiche lassen mußten. Nach amtlichen Feststellungen sind bei dem zweiten Einfall der Russen in Ostpreußen Tausende von Männern, Frauen und Kindern weggeschleppt, andere Tausende ermordet, etwa 20 000 Gebäude zerstört oder eingeäschert und allein bei dem zweiten Einfall etwa 80 000 Wohnungen ausgeplündert und verwüstet worden; auch die letzte russische Unternehmung gegen Memel kennzeichnet sich als wüster, von Schandtaten aller Art begleiteter Raubzug. Welche Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten die Bewohner im einzelnen erduldet haben, dafür legen die in den Anlagen enthaltenen Bekundungen ein beredtes und erschreckendes Zeugnis ab.

In jeder denkbaren Art haben die russischen Truppen die bewegliche Habe der Armen wie der Wohlhabenden gestohlen, geraubt, geplündert oder mutwillig zerstört. Vieh und Vorräte wurden ohne Bezahlung und ohne Ausstellung von Gutscheinen weggenommen. Männer und Frauen mußten den geldgierigen Soldaten ihren letzten Groschen geben. Die Wohnungen wurden durchsucht und daraus geplündert, was dem einzelnen in die Augen stach, oft von verschiedenen Truppenteilen hintereinander. Schließlich wurden sinn- und zwecklos Häuser, Wirtschaftsgebäude und Vorräte in Brand gesteckt und dadurch vernichtet.

Die Bevölkerung, darunter auch Frauen und Kinder, wurden unter nichtigen Vorwänden oder ohne jeden Grund mißhandelt, obwohl sie alles tat, um die Wünsche der russischen Soldaten wegen Unterkunft und Verpflegung zu befriedigen. Diese Mißhandlungen waren zum Teil von ausgesuchter Grausamkeit; so wurden in einem Falle die männlichen Bewohner eines ganzen Ortes, darunter der Amtsrichter, unter gleichzeitiger Bedrohung mit dem Tode ausgepeitscht. Auf Flüchtlinge wurde ohne weiteres geschossen. Vor allem aber wurden zahlreiche friedliche Bürger ohne jeden Anlaß, zum Teil sogar unter furchtbaren Martern oder in Gegenwart ihrer Angehörigen, ermordet. Junge Leute, die nichts begangen hatten, wurden, nur weil sie militärpflichtig waren, erschossen. Ein Flüchtlingstransport wurde überfallen; die Männer wurden von den Frauen getrennt und ohne irgendwelches Verfahren getötet. Ein Oberförster, der einen Transport deutscher Strafgefangener begleitete, wurde von russischen Truppen gefangen genommen, vor den General Rennenkampf geführt und — anscheinend auf dessen berüchtigten Befehl, alle deutschen Förster zu töten — kurzer Hand erschossen. Selbst vor Greisen, Frauen und Kindern machte die brutale Mordwut der russischen Soldaten nicht Halt. Besonders schwer liegt der Fall der Ermordung eines kleinen Mädchens von 2 oder 3 Jahren. Grauenhaft ist die Feststellung, wie eine ganze Familie der Mordlust russischer Soldaten zum Opfer gefallen ist; der Mann war am Tische, ein Kind an der Tür festgenagelt, der Frau waren die Brüste abgeschnitten und der Leib aufgeschlitzt. In einem anderen Falle waren Mann und Frau mit

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Zungen an den Tisch genagelt, so daß sie durch Hunger und Blutverlust zugrunde gegangen waren.

Zahllos sind endlich die Fälle bestialischer Vergewaltigungen von Mädchen und Frauen. Vielfach wurden die bedauernswerten Opfer von mehreren Soldaten nacheinander mißbraucht, teilweise auch mit Geschlechtskrankheiten von ihnen angesteckt; hochschwangere Frauen fielen den viehischen Lüstlingen zum Opfer; selbst Greisinnen über 70 Jahre wurden nicht geschont. Ein kleines Mädchen von acht Jahren wurde von zwei russischen Soldaten hintereinander vergewaltigt. Auch Offiziere haben sich zu solchen Untaten hinreißen lassen.

Ueber die Greueltaten, die von russischen Truppen an deutschen Kriegsgefangenen verübt worden sind, geben weitere Anlagen Aufschluß. In zahlreichen Fällen sind gefangene deutsche Soldaten ausgeraubt, angespieen oder sonst grundlos mißhandelt worden. Ein russischer Offizier hat deutsche Soldaten, welche die ihrigen nicht verraten wollten, mit dem Tode bedroht und tatsächlich einen von ihnen erschießen lassen. Russische Truppen haben Gefangene in enge Erdlöcher vor ihrer Artilleriestellung eingesperrt, in der augenscheinlichen Absicht, sie durch das deutsche Feuer töten zu lassen. Kosaken haben gefangenen deutschen Soldaten im Vorbeireiten die Köpfe abgeschlagen und andere schwer verletzt oder durch Abschneiden von Gliedmaßen verstümmelt. Ein deutscher Gefangener wurde in grausamster Weise an ein Göpelwerk gebunden, um dort Hungers zu sterben. In einer Scheune wurden 3 Husaren mit den Köpfen nach unten aufgehängt und mit abgeschnittenen Nasen und Ohren aufgefunden, so daß sie unter furchtbaren Qualen gestorben sein müssen.

Auch vor barbarischer Verstümmelung und Hinmordung verwundeter deutscher Soldaten sind die russischen Horden nicht zurückgeschreckt. So haben sie Verwundeten die Verbände abgerissen, um sie verbluten zu lassen; anderen sind die Augen ausgestochen, die Zunge, die Ohren, die Finger und die Füße abgeschnitten und die Schädel eingeschlagen worden. In verschiedenen Fällen haben die Greueltaten sogar den Charakter teuflischer Marterungen angenommen. So waren einem Leichtverwundeten, der mit einem Seitengewehr durch den Mund hindurch auf den Holzboden einer Veranda festgenagelt war, die Fleischteile an den Unterarmen vom Ellbogen bis zur Handwurzel abgeschält, auch die Finger bis zur Handwurzel auseinandergeschnitten worden; ein anderer, der eine Schädelverletzung erlitten hatte, war mit einem Kalb in einem Stalle derartig zusammengebunden, daß das Tier bei jeder Bewegung mit dem Maul das bloßgelegte Gehirn berühren mußte.

Das Ungeheuerlichste aber ist ein bei einem höheren russischen Offizier vorgefundener Befehl der Obersten Russischen Heeresleitung, beim Angriff alle männlichen Einwohner in arbeitsfähigem Alter von 10 Jahren ab

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor den Sturmkolonnen herzutreiben; dieser scheußliche Befehl, durch den der russische Oberbefehlshaber seinen Namen für alle Zeiten an den Pranger gestellt hat, war offenbar in der Absicht gegeben, daß die deutschen Soldaten, um dem russischen Angriff zu begegnen, ihre eigenen Angehörigen niederschießen sollten.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung glaubt dieses barbarische, jedem Kriegsgebrauch wie jeder Menschlichkeit hohnsprechende Verhalten der russischen Truppen vor aller Welt brandmarken zu sollen und legt hiermit gegen deren unerhörte Greueltaten als gegen eine Schande des 20. Jahrhunderts auf das schärfste und feierlichste Verwahrung ein.

Berlin, den 25. März 1915.

Das in dieser Denkschrift erwähnte Belegmaterial ist in einem Weißbuche der Schweizerischen Regierung mitgeteilt worden. Es kann auf der Kaiserlich Deutschen Gesandschaft, beim Kaiserlich Deutschen Generalkonsulat in Zürich und bei den Kaiserlichen Konsulaten in Basel, Genf, Lausanne, Lugano und Davos eingesehen werden.

Bern, den 21. April 1915.

gez. **Romberg**, Kaiserlich Deutscher Gesandter.

Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Rußlands Mitschuld am Kriege.

Daß das entsetzliche Völkermorden von 1914 und 1915 überhaupt ausbrechen konnte, ist Englands Schuld. Ohne die Zusage englischer Hilfe hätte Rußland nicht gewagt, den jetzigen Zeitpunkt zu einem Waffengang mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu wählen. Wir haben hierfür das Zeugnis des belgischen Gesandten in Petersburg, Baron de l'Escailb, der seiner Regierung am 30. Juli 1914 schrieb: „Heute ist man in Petersburg fest davon überzeugt, ja, man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen."

Die Verantwortung für den Weltkrieg kann aber nicht völlig auf England abgewälzt werden; Englands Verbündete sind nicht weniger schuldig. Rußland war es, das seit Jahren das Balkanpulverfaß gefüllt hatte, welches durch die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers in die Luft flog und Europa in Brand setzte. Seit Jahren sind russische Agenten in den Balkanländern, namentlich in Serbien, aber auch unter der slawischen Bevölkerung Oesterreich-Ungarns tätig gewesen, ständig zu einem Schlage gegen den Bestand der Doppelmonarchie aufreizend. Nicht nur militärisch, sondern vor allen Dingen diplomatisch ist dieser Krieg durch die russischen Panslawisten und ihren Anhang vorbereitet worden. Die Bluttat von Serajewo mag ihnen vielleicht ungelegen gekommen sein, weil sie einen offenen Bruch mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland erst zu einem späteren Zeitpunkt herbeiwünschten. Aber die geistigen Urheber des Attentates und damit des Krieges bleiben sie doch und werden ewig — allen voran M. Iswolski — das Brandmal der Blutschuld vor dem Forum der Weltgeschichte tragen.

Das amtliche Serbien hätte sich im eigensten Interesse niemals schützend vor die terroristische Mörderbande stellen können, wenn nicht Unterstützung von außen her gekommen wäre. Die serbische Regierung war schon im Begriff, das österreichische Ultimatum anzunehmen; da kam ein Telegramm aus Petersburg, und alle Vernunftgründe wurden in den Wind geschlagen. Die Mobilisation wurde angeordnet. Gleichzeitig mit Serbien begann Rußland zu mobilisieren, trotzdem nach außen hin immer wieder die Friedensliebe der russischen Regierung betont wurde. Schon am 25. Juli wurde die Mobilisation beschlossen und trotz der schwebenden Vermittelungsverhandlungen wurde in den folgenden Tagen die ganze russische Armee und Flotte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mobilisiert. Die offiziöse Pariser Agence Havas verbreitete damals die folgende Meldung:

„Man erfährt aus Petersburg, daß die russische Mobilisation, die am 25. Juli begonnen hatte, am 24. August vollkommen beendet worden ist."

Der Kriegsminister gab dagegen am 27. Juli dem deutschen Militärattaché in Petersburg sein Ehrenwort, daß noch keine Mobilmachungsorder ergangen sei, und am 29. Juli schloß sich der russische Generalstabschef unter „Offiziersparole" dieser Erklärung an. Diese Machenschaften hatten natürlich nur den Zweck, zu verhindern, daß Deutschland sich durch Mobilmachung auf den in Aussicht genommenen Angriff rechtzeitig vorbereite. „Daily Graphic", eines der Londoner anti-deutschen Hetzblätter, schrieb damals: wenn Rußland an der deutschen Grenze die Mobilmachung anordne, so sei der Friede verloren, denn Deutschland werde alsdann auch seinerseits zur Mobilmachung gezwungen, ja, man käme alsdann überhaupt dazu, an der russischen Loyalität zu zweifeln.

Die russische Regierung, gestützt von der Kriegspartei, wollte den Krieg — darüber läßt sich heute nicht mehr streiten. Unser Zorn nicht nur, sondern unser ehrlicher Haß muß sich gegen Rußland ebenso richten wie gegen England. Dabei darf uns ganz gleichgültig sein, ob der russische Bauer den Krieg wollte oder nicht. Die Regierung hat seine tierische Wut und seine Zerstörungslust gegen uns ins Feld geführt, und wir dürfen nicht milde über die Russen urteilen, weil Hindenburg und sein tapferes Heer einen undurchdringlichen Wall an unserer Ostgrenze aufgerichtet haben. Wäre es den russischen Horden gelungen, diesen Wall zu durchbrechen, dann hätten sich auf ganz Deutschlands Fluren die gleichen Szenen abgespielt wie in Ostpreußen, in Galizien und der Bukowina. Die russischen Greuel und Schandtaten, die Bestialität der russischen Kriegführung und der Vernichtungskampf gegen alles Deutsche im russischen Reiche — das alles sind Vorgänge, die nur mit der Duldung und Billigung der Regierung, der panslawistischen Kreise und der Intelligenz sich abspielen, also Kreise, die angeblich westeuropäische Kultur besitzen. Gegen dieses moderne Russentum — das mit der Verbesserung der Schulbildung in der Zukunft wachsen muß — muß sich unser unerbittlicher Haß richten — weniger gegen das irregeführte, unverantwortliche und vorwiegend noch stumpfsinnige russische Volk.

Mitleid und Schwäche dem Moskowitertum gegenüber wäre unangebracht. Unser Zorn darf nicht schnell verrauchen, sonst glauben unsere Feinde, daß nachsichtige Schwäche auch in Zukunft unsere Politik beherrschen wird. Wir müssen, wenn irgend möglich, verhüten, daß der Tag kommt, wo sie für ihre Niederlage Rache nehmen können. Nur unerbittlich strafende Gerechtigkeit kann uns die Waffen in die Hand geben, mit denen wir die Ränke zu durchkreuzen imstande sind, die nach dem Kriege wieder von Rußland ausgesponnen werden — vielleicht unter dem Mantel heuchlerischer Freundschaft. Wir dürfen Ost-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

preußen nicht vergessen und die Leiden unserer gefangenen Landsleute in Sibirien. Wir dürfen auch die rücksichtslose Brutalität nicht vergessen, mit der alles, was deutsch heißt, im Reiche des Zaren behandelt ist.

Unsere Feinde haben Haß gesät; sie müssen ernten, was sie säten. — Diesen Gedanken offen auszusprechen, halten wir für unsere Pflicht gerade im Hinblick auf gewisse Stimmungen, die heute sich zeigen und die die Gefahren nicht sehen wollen, die unserer Zukunft durch das russische Reich noch drohen. Die panslawistische Gefahr ist durch einen militärischen Sieg über Rußland noch lange nicht abgewendet. Und Rußland ist noch lange kein Land, in welchem eine friedliebende Bevölkerung eine kriegslustige Regierung in Schach halten könnte. Wer heute noch, nach allem was vorgefallen ist, einen gerechten Haß gegen das Moskowitertum verurteilt, der verdient wahrlich, der russischen Knute zu verfallen.

Der erste russische Sieg.

Zerstörung der deutschen Botschaft in St. Petersburg.

Einer der ersten Kriegsakte ist die Zerstörung der deutschen Botschaft in Petersburg gewesen. Nachrichten, die hierüber vorliegen, lassen gar keinen Zweifel darüber, daß dieser Wutausbruch des Pöbels sorgfältig vorbereitet worden ist.

Ein aus Petersburg nach Stettin zurückgekehrter Deutscher, der als Fabrikleiter tätig war, berichtet darüber in der „Ostseezeitung“:

„Schon am Vormittag jenes verhängnisvollen Dienstags waren ‚echt russische Leute‘ auf den Isaakplatz gekommen, wo ein Denkmal Nikolaus I. steht, hatten sich vor dem Denkmal betend niedergeworfen und dann mit wutverzerrten Gesichtern und geballten Fäusten nach der deutschen Botschaft hinübergedroht. Alles blieb den Tag über noch ruhig. Am Spätabend aber loderte die Volkswut in hellen Flammen auf. Eine gewaltige Menge sammelte sich, zog über den Newskiprospekt und riß zunächst das Schild der deutschen „Petersburger Zeitung“ und sodann dasjenige einer im selben Hause befindlichen deutschen Buchhandlung nieder.

In der deutschen Botschaft war der Haupteingang mit schweren bronzenen Türen verschlossen. Diese gaben dem Druck nicht nach. Der wütende Volkshaufe erbrach den Seiteneingang und ergoß sich in das Botschaftspalais. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde auf die Straße geworfen, wo rührige Hände es zu einem Scheiterhaufen zusammenschichteten. Bilder und Seidentapeten wurden kreuz und quer durchschnitten. Zwei zurückgebliebene Beamte der Botschaft retteten sich dadurch, daß sie sich unter einem Bett verbargen, ein dritter retirierte über das Dach in die italienische Botschaft. Der greise

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Botschaftsdolmetscher Kattner wollte sich ebenfalls dorthin retten, die Menge setzte ihm nach, und einer seiner Verfolger ermordete ihn mit zwei Dolchstichen. Man fand den Leichnam später sorglich in Papier gewickelt. Die Zeitungen schreiben, die Leiche habe schon zwei Tage gelegen.

Auf das Dach der deutschen Botschaft stieg ein Mann mit der russischen Fahne und hielt eine Hetzrede an das Volk, in der er die „deutschen Schandtaten" aufzählte. Der deutsche Adler wurde von der Fahnenstange heruntergerissen und an das Gebäude Feuer angelegt. Schließlich warf man unter Schmährufen das Bild des Deutschen Kaisers in die Flammen. Der Haufe tobte wohl gut drei Stunden vor und in der Botschaft. Lange schon loderten die Flammen empor, als 30 berittene Polizisten nahten. Sie hielten mit der größten Ruhe vor dem der Botschaft gegenüberliegenden Hotel und rührten kein Glied. Endlich löschte die herbeigekommene Feuerwehr den Brand. Ein höherer Polizeibeamter beruhigte dann die Menge, die ruhig nach Hause ging. Das Werk aber war getan, der aufgehetzte Volkshaufe hatte sich ausgetobt."

Friedlich aber und unversehrt steht im Lande der „Barbaren" und „Hunnen" in Berlin, Unter den Linden, das Palais der russischen Botschaft! — — — — — —

Ein anderer Augenzeuge in Petersburg schilderte in der „Kölnischen Zeitung" seine Beobachtungen über die Kundgebungen, die sich zuerst gegen Oesterreich-Ungarn und später gegen Deutschland gerichtet haben, und die er Gelegenheit hatte, von Beginn an anzusehen. Er macht folgende Bemerkungen:

„Der Ausdruck Kundgebungen ist eigentlich unrichtig, denn das durch die Straßen ziehende Gesindel war von der deutschfeindlichen Zeitung „Nowoje Wremja" anfänglich mit dreißig, später mit fünfzig Kopeken für den Mann bezahlt worden. Es bestand hauptsächlich aus halbwüchsigen Burschen, denen sich erst bei den späteren Verwüstungen die Leute des „schwarzen Hundert" — zweifellos auf höheren Befehl — anschlossen."

Dem „Fränkischen Kurier" wurde berichtet:

„Die Zerstörung der deutschen Botschaft ist ein planmäßig vorbereiteter Rohheitsakt bestellter Banden und nicht das Augenblickswerk betrunkener Pöbelmassen gewesen. Während berittene Gendarmen und Polizei für die Ordnung an dem Platze, an dem die Botschaft gelegen ist, gesorgt haben, sind ganze Kohorten Bewaffneter und mit dem erforderlichen Rüstzeug an Leitern, Beilen, Messern und Scheren versehene Trupps unbehindert in das Botschafterpalais eingedrungen und haben vor den Augen von Militär und Volk ihr Zerstörungswerk vollendet. Und während in den Botschaftsräumen die Banden hausten, den greisen Dragoman Kattner niedermetzelten, Mobiliar, Kunstgegenstände, Archiv usw. demolierten, das Gebäude in Brand steckten — eine Arbeit, die eine Reihe von Stunden beanspruchte — hielten die Gen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darmen des Zaren auf dem Platz Wache und sorgten für die Aufrechterhaltung des Verkehrs vor den Fenstern der Botschaft! Keinem von ihnen ist es in den Sinn gekommen, in das Gebäude selbst einzudringen und den Mordbuben, die nach Hunderten zählten, ihr blutiges Handwerk zu legen. Selbst auch dann nicht, als man das lebensgroße Bild unseres Kaisers auf die Straße schleppte und es der Zerstörungswut des hier harrenden Pöbels preisgab."

Ein schwedischer Korrespondent sandte dem in Malmö erscheinenden „Südsvenska Dagbladet" eine ausführliche Schilderung der Zustände in der russischen Hauptstadt zu jener Zeit, der wir die folgenden Stellen entnehmen:

Der Zerstörung des deutschen Botschaftsgebäudes ist eine systematische Agitation in den konservativen Zeitungen vorangegangen. So hatte „Wetschernaja Wremia" den Tag vor dieser traurigen Begebenheit einen längeren Artikel gebracht, in dem der Pöbel in verdeckten Worten zu Gewalttaten aufgereizt wurde. Eine große Menschenmenge sammelte sich auch am folgenden Tag vor der Botschaft. Der Mob fing an, Steine gegen die Fenster zu werfen und drang in das Haus ein, wobei der Tordiener niedergestochen wurde. Alle Kostbarkeiten wurden zertrümmert und die Möbel wurden durch die Fenster auf die Straße geworfen. Die bekannten großen Bronzefiguren auf dem Dache wurden losgerissen und auf die Straße hinabgestürzt. Das herausgeworfene Mobiliar wurde in einem großen Feuer eingeäschert, und auch Kaiser Wilhelm wurde in effigie verbrannt. Daß die Polizei und die Kosaken, die anwesend waren, dies ohne weiteres hätten verhindern können, ist ganz sicher. Statt dessen standen sie mit den Mützen in den Händen da, und das Volk rings lag auf den Knien. Mehrere Russen sagten, das seien die feierlichsten Augenblicke ihres Lebens gewesen. (!!)

Der Höhepunkt der russischen Niedertracht liegt jedoch darin, daß behauptet wurde, Hofrat Kattner sei von den Deutschen ermordet worden, ehe der Ausbruch der sinnlosen Wut des Petersburger Pöbels stattfand. Wer von den Neutralen damals vielleicht dieser gemeinen Lüge geglaubt hatte, ist wohl heute durch die Vorgänge in den zeitweise von Russen besetzten deutschen Gebieten besser belehrt worden, wessen die Russen fähig sind. Tatsächlich ist Herr Kattner noch am Tage seines Todes von vielen seiner deutschen und russischen Freunde gesehen worden.

Wie die „Nowoje Wremja" unterm 20. September meldete, wurde das Gesindel, das bei der Plünderung der deutschen Botschaft verhaftet war, wieder auf freien Fuß gesetzt. Der Untersuchungsrichter hat nach dieser Quelle festgestellt, daß die Leute nicht aus Plünderungssucht, sondern aus „edlen patriotischen Beweggründen" gehandelt haben! Hier zeigt sich also in der Rechtsprechung dieselbe Logik wie in England, wo die Zerstörer deutschen Privateigentums und Plünderer deutscher Läden aus dem gleichen Grunde unbestraft geblieben sind. Rußland und England als Verbündete sind also in dieser Art der Kriegführung einander durchaus würdig — Kulturvölker!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Moskau hat der Pöbel ähnlich gewütet wie in Petersburg. Das deutsche Konsulat soll bis auf die Mauern zerstört sein und sämtliche deutschen Geschäfte wurden ausgeplündert — unter wohlwollender Neutralität der zuschauenden russischen Polizisten und Militärpersonen.

Ebensowenig Achtung wie vor deutschem Privateigentum hatten die Russen vor der Person der diplomatischen Vertreter Deutschlands. Bei Kriegsausbruch wurden ein paar Dutzend deutsche Konsuln und Konsularbeamte in russische Gefängnisse eingesperrt. Späterhin wurde ein Uebereinkommen mit der deutschen Regierung getroffen, in dessen Verfolg diese deutschen Reichsbeamten gegen russische Konsuln und andere höhere russische Funktionäre, die in Deutschland interniert worden waren, ausgewechselt werden sollten. Einer von ihnen, der Konsul Gädeke in Abo, äußerte sich über seine Erlebnisse folgendermaßen:

„Meine Gefängniszeit gewährte mir einen tiefen Einblick in das System verständnisloser Willkür, wovon die Behandlung sogenannter „politischer Verbrecher" in Rußland und Finnland schon so oft Zeugnis abgelegt hatte. Am 3. August wurde ich mit meinen beiden Brüdern in Abo verhaftet, obwohl der eine von ihnen das finnische Staatsbürgerrecht erworben hatte und mit einer Finnländerin verheiratet war. Am Tage zuvor hatte ich, ebenso wie die anderen deutschen Staatsangehörigen, einen Ausweisungsbefehl bekommen, der mich davon verständigte, daß ich binnen drei Tagen das Land zu verlassen hätte. Da man mich verhaftete, konnte ich diesem Befehl nicht Folge leisten. Ich wurde ins Bezirksgefängnis gesetzt, wo man mich drei Monate lang in Untersuchungshaft hielt. Die Anklagepunkte, die während des Ermittelungsverfahrens erst formuliert wurden, waren fünf an der Zahl. Die beiden ersten galten dem Absender von Briefen an zwei in der Anklageschrift genannte Personen in Abo. Der Inhalt des Briefes wurde überhaupt nicht angegeben. Der dritte Punkt bestand darin, daß eine mit Namen bekannte Person am 29. November 1912, 8 Uhr abends, meine Wohnung mit einem grauen Papier in der Hand verlassen haben soll! Der vierte Anklagepunkt besagte, ich hätte einen Brief an eine russische Militärperson geschrieben. Die fünfte Anklage lautete wörtlich: Herr Konsul Gädeke soll im Juli 1913 ein verdächtige Tafel ausländische Schokolade verzollt haben! — Natürlich war es mir nicht schwer, zu beweisen, daß diese lächerlichen Anschuldigungen teils offenbar unsinnig, teils vollkommen bedeutungslos waren. Im Grunde genommen schien die Gendarmeriebehörde auch bald von meiner Unschuld überzeugt zu sein. Zu Anfang September legte man mir noch eine letzte Frage zur gewissenhaften Beantwortung vor. Ich wurde gefragt, warum ich dem Ausweisungsbefehl nicht Folge geleistet hätte... Als ob die russischen Behörden nicht selbst am besten gewußt hätten, daß gerade sie durch die Anordnung meiner Verhaftung mich gehindert hatten, der Ausweisungsorder nachzukommen.

Nun erwartete ich von Tag zu Tag, freigelassen zu werden. Aber Woche um Woche verging, ohne daß etwas daraus wurde. Endlich am

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. November kam der Gefängnisdirektor in meine Zelle und fragte mich, auf welche Weise ich nach Petersburg reisen wolle: mit Gefangenentransport oder als gewöhnlicher Passagier auf eigene Kosten. Was der Zweck der Reise war, darüber konnte mir auch der Gefängnisdirektor keine Auskunft geben. Am 4. November wurde ich auf die Polizeiwachstube übergeführt und am 5. reiste ich von Abo ab. Auf dem Bahnsteig hatten sich ein paar Freunde eingefunden, aber entgegen den erst gegebenen Versprechungen durfte ich nicht einmal von ihnen Abschied nehmen, sondern wurde mit Gewalt in ein Abteil hineingeschoben. In Petersburg wurde ich nach dem Gefängnis Spaljernaja abgeführt und dort wie ein gewöhnlicher Untersuchungsgefangener behandelt. Man nahm mir, trotz meiner Eigenschaft als deutscher Konsul, meine Barschaft ab und beraubte mich so der Möglichkeit, mir eine angemessene Ergänzung zu der mageren Gefangenenkost zu verschaffen. Erst nach weiteren vier Wochen bekam ich mein Geld zurück. Um irgendeinen Gegenstand meiner Reisetasche entnehmen zu dürfen, mußte ich jedesmal ein schriftliches Gesuch einreichen. Drei lange Wochen hat man mir jede Lektüre vorenthalten, und das, obwohl das Gefängnis über eine ungewöhnlich reichhaltige Bibliothek verfügt. Man kann sich die moralische Tortur vorstellen, die dieser erzwungene völlige Mangel an Beschäftigung verursachte. Um mir etwas zu tun zu geben, verfiel ich darauf, meine Unterkleidung methodisch zu Charpie zu zerrupfen. Zwar hatte ich nunmehr Hoffnung, binnen kurzem ausgewechselt zu werden. Aber wieder verging Woche um Woche, ohne daß etwas geschah. Schließlich am 18. Januar wurde ich mit noch sechs anderen Konsuln und Konsularbeamten, die gleichfalls im Staljernaja-Gefängnis auf ihre Auswechselung harrten, auf freien Fuß gesetzt mit dem Anheimstellen, Petersburg in drei Tagen zu verlassen. Nun ruhten wir uns ein Paar Tage im Hotel von den ausgestandenen Strapazen aus und traten dann die lange Reise um den Bottnischen Meerbusen herum an, die ohne weitere Schwierigkeiten verlief. In Haparanda wurden wir auf das herzlichste von einigen Landsleuten und schwedischen Freunden in Empfang genommen.

Meine Freude darüber, mich wieder in freier und zivilisierter Umgebung zu befinden, wird freilich getrübt durch den Gedanken, daß die russischen Behörden meinen jüngeren Bruder als Kriegsgefangenen nach dem Konzentrationslager im Gouvernement Pensa verschleppten. Auch mein älterer Bruder, der, wie bereits gesagt, das finnische Staatsbürgerrecht erworben hatte und nicht mehr im dienstpflichtigen Alter steht, wurde nach Sibirien deportiert. Welche Beschuldigungen die russische Regierung als Grund für diese Gewalttat anführt, ist nicht bekannt. Ich vermute aber, daß sie von gleicher Stichhaltigkeit sind wie die fünf ominösen gegen mich erhobenen Anklagepunkte."

Was Konsul Gädeke auch von der russischen Polizeiwillkür zu erdulden hatte, so gehört er doch noch lange nicht zu denen, die man am schlimmsten behandelte. Ein Kollege, Baron Lerchenfeld, der deutscher Konsul in Kowno war, wird beispielsweise noch am heutigen Tage in der berüchtigten Peter-Pauls-Festung eingesperrt gehalten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welche Vorwände, so fragt man sich, schützt die russische Regierung bei dieser allem Völkerrecht hohnsprechenden Behandlung vor? Insbesondere den, daß sie alle deutschen Konsuln in Bausch und Bogen der Spionage beschuldigt. Daß die russischen Behörden, die für diese Beschuldigung auch nicht den geringsten Beweis beizubringen vermögen, gleichwohl die Verhafteten monatelang in schwerer Gefängnishaft schmachten lassen, ist — so urteilen selbst neutrale schwedische Blätter — zum mindesten unerklärlich. Vergleichsweise hebt „Stockholms Dagblad" hervor, daß die in Deutschland zurückgehaltenen russischen Konsuln mit aller Zuvorkommenheit behandelt werden. Man brachte sie zunächst in die für Offiziere bestimmten Arrestwohnungen und ließ sie schon nach kurzer Zeit sogar wieder im Hotel wohnen.

Ebenso wie den deutschen, ging es in Rußland übrigens auch österreichischen und türkischen Konsuln und Konsulatsbeamten. Mit dem Tage des Kriegsausbruches kannte man eben dort keine völkerrechtlichen Abmachungen und Verträge mehr. Absoluteste Willkür herrschte, und um das Bild zu vervollständigen, fehlt eigentlich nur noch die Nachricht, daß unsere diplomatischen Vertreter mit der Knute bearbeitet worden sind. Doch wenn man auch nicht soweit zu gehen wagte, so genügt doch schon die tatsächliche Behandlung der Vertreter des Deutschen Reiches in Rußland, um in uns den unbeugsamen Entschluß wachzurufen, daß alle diese Willkürakte eine ausreichende Sühne finden müssen — sei es auch nur, um für alle Zeiten ein Exempel zu statuieren. Die Person eines Vertreters des Deutschen Reiches muß unantastbar sein — selbst im Kriege, oder vielmehr gerade im Kriege. Unsere größte Schuld — und zum Teil eine Schuld, die zum Ausbruch des Krieges beigetragen hat, war, daß wir bei den andern Staaten Verständnis und Sympathie zu erwerben suchten, anstatt die Achtung, die einem Volk von 70 Millionen zukommt, das an der Spitze der Zivilisation marschiert. Nur wer uns fürchtet, wird danach trachten, unsere Sympathien zu erhalten.

Moskowiter-Tyrannei.

Eine anmutige Diskussion hat sich in den letzten Wochen in der deutschen Presse über die Frage entsponnen, welches der gefährlichere unserer Feinde sei und mit welchem wir vielleicht einen Sonderfrieden schließen könnten.

Fragen dieser Art liegen außerhalb dessen, was die in der Heimat Zurückgebliebenen zu entscheiden haben. Das Ende des gegenwärtigen Krieges — mögen wir es noch so sehr herbeiwünschen — muß von dem Deutschland in Waffen, nicht von dem Deutschland der Feder bestimmt werden. Wer noch ein übriges dazu sagen kann, sind diejenigen unserer deutschen Landsleute, die die moskowitische Herrschaft als Kriegsgefangene oder in Ostpreußen am eigenen Leibe zu spüren bekommen haben. Wer sind wir Daheimgebliebenen und von der Wirklichkeit des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieges Verschonten, daß wir uns erkühnen dürfen zu reden, während unsere Brüder ihr Blut vergießen — daß wir vielleicht gar für uns das Recht in Anspruch nehmen, ihr Blut ungesühnt zu lassen, weil wir sonst vielleicht an unseren eigenen materiellen Gütern Schaden leiden könnten?

Wer mit uns einen Sonderfrieden schließen will, zeigt, daß er sich unfähig fühlt, uns zu besiegen. Aber was Rußland anlangt, so würde bei einem Friedensschlusse der Gedanke vorherrschend sein, daß es früher oder später um so sicherer die von ihm gewünschten Ziele erreicht. Sollen wir dann dieselben Vorgänge in höherem Maße erleben, die sich bei Kriegsausbruch im heiligen Rußland abspielten? Sollen wir wirklich unseren Stolz darin setzen, unter den Völkern immer Amboß, niemals Hammer zu sein? Nein, kein fauler Friede mit Rußland, so lange wir nicht volle Sühne für die begangenen Freveltaten erhalten und so lange wir uns nicht voll gegen eine Wiederkehr sichern können.

Ueber die Behandlung der deutschen Zivilgefangenen in Rußland sind trotz der großen Schwierigkeiten der Uebermittelung eine Anzahl Nachrichten nach Deutschland gelangt, aus denen ersichtlich ist, daß die Behandlung aller Zivilisation Hohn spricht.

Im Gegensatz zu der menschlich milden Behandlung, die das deutsche Volk nicht nur den Kriegsgefangenen, sondern auch den bei uns im Lande verbliebenen Angehörigen feindlicher Länder zuteil werden läßt, schlagen immer wieder erneut Klagen an unser Ohr über die rücksichtslose Roheit, mit der die Russen ihrem Haß gegen wehrlose Deutsche Ausdruck verleihen. Die gleichen und sogar noch brutalere Szenen spielten sich ab wie in England.

Aus dem umfangreichen Material, das als Anklage vorliegt, seien einige besonders charakteristische Fälle herausgegriffen, die dartun, wie man im Zarenreiche mit deutschen Reichsangehörigen umgeht.

Als der Krieg ausbrach, bemächtigte sich die russische Regierung zunächst aller im wehrpflichtigen Alter stehenden deutschen und österreichischen Staatsangehörigen. Gegen die Maßnahme als solche wäre nichts zu sagen, wenn nicht schon die Art und Weise empörend wäre, wie man diese Unglücklichen nach den Gouvernements nördlich der Wolga und östlich des Urals schaffte. Es war kein geregelter Transport, sondern eine gewaltsame Verschleppung unter Anwendung größter Härte.

Aber damit war es nicht genug. Bald wurden auch ältere Leute aufgegriffen, und selbst Frauen und Kinder verschonte man nicht. Ein hochangesehener deutscher Konsul, der bereits die 70 weit überschritten hat, wurde mit seiner ganzen Familie nach dem nördlichen Ural verschleppt. Obgleich der Greis sich zur Zahlung aller Unkosten erbot, ließ man ihn nicht fahren, sondern zwang ihn auf brutalste Weise, sich den Strapazen einer langen Gefangenenreise zu unterwerfen. Den von so hartem Los Betroffenen nahm man ohne weiteres die Pässe ab und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließ sie an Gepäck so wenig mitnehmen, daß es für die notwendigsten Lebensbedürfnisse kaum ausreichte.

Daß die geringen Bestände an barem Gelde, die die Deutschen mit sich führten, bald der Erpressungssucht der russischen Beamten zum Opfer fielen, war selbstverständlich. Ja, man entblödete sich nicht, den Aermsten das letzte zu entreißen, um es „dem Roten Kreuz" zuzuführen. Selten wohl ist mit einer so edlen Einrichtung, wie sie das Rote Kreuz darstellt, ein ehrloserer Mißbrauch getrieben worden.

Nach glaubwürdigen Berichten wird allein die Zahl der verschickten Männer, die zwischen 45 und 80 Jahren waren, für den Militärdienst also gar nicht mehr in Betracht kamen, auf viele Hunderte geschätzt. Versuche, die der amerikanische Botschafter in Petersburg machte, um diese zu Unrecht Verhafteten frei zu bekommen, haben bisher zu keinem Ergebnis geführt.

Daß man unter diesen Umständen im heiligen Rußland auch das Privateigentum nicht schonte, sondern Pferde, Wagen, Jachten und Automobile kurzerhand raubte, ist selbstverständlich.

Um die brutalen Verschickungsmaßnahmen gegen junge Leute, die noch fast im Kindesalter waren, und ältere Männer rechtfertigen zu können, gab man bekannt, die deutsche Regierung habe alle Staatsbürger vom 17. bis zum 45. Jahre zu den Waffen gerufen. Daraufhin begann dann in allen Städten eine große Deutschenjagd, die leider zu einem ungewöhnlichen Ergebnis führte. Mehr als einhundertfünfzigtausend deutsche Zivilgefangene befinden sich nach der neuesten Schätzung in den Gouvernements jenseits der Wolga. Und der Zustand von Tausenden von ihnen ist bei dem Fehlen jeder Hilfsmittel geradezu trostlos.

Ganz besonders schlimm müssen die Zustände in Perm und Jekaterinenburg sein. In Perm haust ein Gouverneur, der als Deutschenhasser nicht zu übertreffen ist. Dieser Menschenfreund steckt die Gefangenen, unter denen sich viele gebildete Leute, Fabrikbesitzer, Ingenieure, Bankdirektoren usw., im ganzen etwa 2000 an Zahl, befinden, in die Cholerabaracken. Hier mußten die Unglücklichen in überfüllten Räumen auf Stroh liegen und alles, was sie irgendwie an Wertsachen besaßen, wie Geld, Schmuck, Ringe, selbst Eheringe und Uhren wurde ihnen einfach gestohlen. Ein anderer Ausdruck wäre hier nicht am Platze, da über die abgenommenen Sachen keine Quittung erteilt wurde. Unter den Geschädigten befanden sich Leute, die auf diese Weise Tausende verloren.

Auch in Jekaterinenburg mußten die Deutschen unendlich viel leiden. Man sperrte die Verschickten ins Gefängnis und gab ihnen, nachdem ihnen alles abgenommen war, 36 Pfennig tägliches Verpflegungsgeld. Damit ist natürlich eine auch nur notdürftige Ernährung vollständig ausgeschlossen.

Ein Teilnehmer an diesem grausigen Lager berichtet:

„Fiebernd und hungernd lagen die weinenden Kinder mit ihren Vätern und Müttern in stinkigen, von Ungeziefer wimmelnden Zellen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf bloßem, kaltem Boden, zusammengepfercht mit angeketteten Verbrechern."

Dieses Elend wird täglich durch neue Ankömmlinge vermehrt. Auch gefangene Soldaten treffen ein, und als ganz besonders charakteristisch verdient hervorgehoben zu werden, daß u. a. auch zwanzig Sanitätssoldaten aus Oesterreich-Ungarn eingeliefert wurden.

Nach den neuesten Abmachungen zwischen den Regierungen schien es, als ob für manche der Gefangenen die Stunde der Erlösung schlage. Unlängst erging von Petersburg aus die Verfügung, daß alle deutschen Zivilisten über 45 Jahre das russische Reich verlassen dürften. Auch solle das abgenommene Geld zurückerstattet werden. Daß diese Verfügung lediglich eine papierne Maßnahme blieb, dafür sorgten schon die russischen Beamten. Keiner der Verhafteten befand sich im Besitz einer Quittung, so daß auf diese Weise ein Zurückfordern des Gestohlenen unmöglich wurde. Sehr vielen war auch das Geld bereits unterwegs abgenommen worden, so daß sie vollständig verarmt in den Gefängnissen eintrafen. Da aber der russische Staat nicht so viel Mitleid hatte, um diese unschuldig Verschleppten umsonst zurückzubefördern, so konnte nur der fahren, der Geld besaß. Wer mittellos war, mußte bleiben, und das werden vermutlich die meisten gewesen sein.

Der fortschrittliche Reichstagsabgeordnete Justizrat Dr. Ablaß, der sich beim Ausbruch des Krieges gerade in Rußland befand und vier Monate in russischer Gefangenschaft festgehalten wurde, machte, nachdem er zurückgekehrt war, einem Mitarbeiter des „Berliner Tageblatt" über seine Erlebnisse in der russischen Gefangenschaft folgende Mitteilungen: „Meine Frau und ich verließen zwecks einer Ferienreise nach Rußland Deutschland am 17. Juli und fuhren mit dem Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" von Stettin nach Petersburg. Von dort aus fuhren wir nach Rybinsk und traten hier die Wolgareise zu Schiff an. Ueber Nishnij-Nowgorod, wo gerade die berühmte Messe bevorstand, fuhren wir am 29. Juli nach Saratow. Auf dem letzten Teil der Reise hatten wir schon eine große Anzahl russischer Offiziere an Bord, ein Beweis dafür, daß die Mobilmachung schon im Gange war. Saratow selbst befand sich auch bereits vollständig im Kriegszustande. Wir eilten deshalb so schnell wie möglich mit der Bahn nach Moskau, wo uns am 1. August die Nachricht von der Kriegserklärung Deutschlands erreichte. Unser Plan, an demselben Tage abzureisen, scheiterte, weil die Züge vollständig überfüllt waren. Erst am 2. August konnten wir unsere Reise nach Petersburg fortsetzen. Dort übernachteten wir in einem Hotel in der Nähe der deutschen Botschaft; in dieser Nacht erfolgte der Sturm des Pöbels auf die deutsche Botschaft, die am nächsten Morgen ein Bild traurigster Zerstörung darbot. Allgemein verbreitete sich nun das Gerücht, daß gegen die Deutschen in Petersburg in der folgenden Nacht angriffsweise vorgegangen werden soll, und wir bezogen deshalb ein Privatquartier. Unser Bestreben, über Tornea Schweden zu erreichen, scheiterte daran, daß man uns unsere Pässe abgenommen hatte. Als wir diese zurückforderten, fand eine Haussuchung bei uns statt, die aber nichts Belastendes gegen uns ergab. Trotzdem wurden wir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Anschluß daran ins politische Gefängnis geschafft, ich selbst mit einer Anzahl anderer Deutscher ins Männergefängnis. Die Zellen dieses Gefängnisses waren vollständig überfüllt, und der Aufenthalt war ganz unerträglich, da uns die Möglichkeit, am Tage irgendwelche Bewegungsfreiheit zu haben, vollständig genommen war. Die Zelle strotzte dabei von Wanzen und anderem Ungeziefer. Als Nachtlager dienten uns Holzpritschen, auf die wir uns ohne jede Unterlage legten; weder eine Decke noch ein Kopfkissen noch irgendein anderer Gegenstand zur Bedeckung stand uns zur Verfügung. Nach zwei Tagen wurde der größte Teil der verhafteten Deutschen entlassen, ich selbst blieb mit fünf anderen Herren im Gefängnis zurück. Nach Verlauf des dritten Tages entließ man auch mich und erteilte mir den Befehl, binnen drei Tagen nach Wologda abzureisen. Meiner Frau und fünf anderen deutschen Damen, die mit uns zusammen die Reise unternommen hatten, erging es im Frauengefängnis ganz ebenso. Ein Versuch, die Damen nach Deutschland abreisen zu lassen, so daß ich nur allein nach Wologda überzusiedeln brauchte, wurde vom Stadthauptmann von Petersburg abschlägig beschieden.

Wologda war bei unserer Ankunft bereits vollständig von Deutschen überfüllt, und unausgesetzt trafen noch neue Transporte von Verschickten ein. Zum Teil wurden diese in Kasernen untergebracht, zum Teil mußten sie auch im Freien übernachten. Die Not unter ihnen war schon damals sehr groß, weil vielen jegliche Mittel zum Unterhalt fehlten. Diejenigen, die über eigene Mittel verfügten, nahmen Quartier in den Wohnungen der Bürger. Die russische Bevölkerung verhielt sich im allgemeinen in der ersten Zeit den Deutschen gegenüber in keiner Weise feindselig und war gern bereit, aus dem Vermieten der Wohnungen Vorteil zu ziehen. Aber bei dem starken Zuströmen von Deutschen aus allen Gegenden Rußlands trat sehr bald Wohnungsmangel ein. Die Armen wurden in Massenquartieren untergebracht, wo sie unter den unwürdigsten Verhältnissen die Nächte verbringen mußten. Dann begann die Polizeibehörde mit der Weiterverschickung eines großen Teiles der Neueingetroffenen nach den inneren Teilen des Gouvernements Wologda. Die Behandlung der Verschickten durch die einzelnen Polizeibehörden war durchaus verschieden. Diejenigen, die aus Moskau eintrafen, waren dort und auf dem Transport mit ausschweifender Härte behandelt worden. Die Behandlung in den Gefängnissen spottete jeder Beschreibung, ebenso auch auf den Etappen. Vielfach wurden die Deutschen durch die Straßen geführt, begleitet von Militär unter Vorantritt von Kettensträflingen, deren Ketten auf dem Pflaster klirrten. Meilenweit mußten die Verschickten bei Schnee und Eis, teilweise barfuß und in den dürftigsten Sommerkleidern, stundenlang marschieren. Auch Kranke und Gebrechliche blieben von dem Schicksal nicht verschont. Andere wurden auf offenen Booten zu Wasser in der bitterkalten Witterung nach ihrem Bestimmungsort verschickt. Viele der Aermsten starben bei diesen Transporten an Erschöpfung, Hunger, Kälte und Krankheiten. Auch die aus den Ostseeprovinzen in Wologda Eintreffenden waren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vielfach wochenlang in Einzelhaft gehalten worden, ehe sie auf dem Wege der Etappe im Innern anlangten. Allmählich begann aber doch der Zustrom der Deutschen zu versiegen. Nach oberflächlicher Schätzung waren ungefähr 3000 Deutsche in der Stadt Wologda zurückgeblieben, während wohl mehr als diese Zahl weiter verschickt wurden. Groß ist auch die Zahl der Verschickten im hohen Norden, im Kaukasus, im Gouvernement Orenburg und neuerdings in Sibirien. Die Grausamkeit, mit der die russische Regierung hierbei zu Werke gegangen ist, spottet jeder Beschreibung.

Die Stadt Wologda ist eine Gouvernementshauptstadt mit rund 44 000 Einwohnern. Der Eindruck, den die Stadt zunächst hervorruft, ist ein unsagbar trauriger. Der Zustand der Straßen gleicht einem einzigen Morast. Das Pflaster ist derartig, daß eine Passage einer körperlichen Tortur gleichkommt. Statt der Bürgersteige dienen Bretterbohlenbeläge, die teilweise schon in stark abgenutztem Zustande sind. Meine Frau und ich mieteten uns ein Zimmer mit einer Bettstelle für 16 Rubel monatlich. Betten aber liefert der Vermieter ebensowenig wie die Hotels, weil es in Rußland üblich ist, daß der Reisende sich seine Betten selbst mitbringt. Wir kauften uns deshalb zwei Strohsäcke und haben die ganze Zeit, drei und einen halben Monat lang, ohne jedes Bettzeug auf diesen Strohsäcken geschlafen, meine Frau auf der Bettstelle und ich selbst auf dem Erdboden. Als Decke diente uns eine Wolldecke, die wir noch in Petersburg gekauft hatten, und ein Mantel. Nach kurzer Zeit unseres Aufenthalts erließ die Polizei Bestimmungen dahin, daß kein Deutscher auf der Straße und an öffentlichen Orten Deutsch sprechen durfte; außerdem durften nie mehr als drei zusammengehen. Der Besuch des Bahnhofes und aller Gastwirtschaften sowie jeglicher öffentlicher Schaustellung war aufs strengste verboten, nur einige Speisewirtschaften durften zur Mittagmahlzeit aufgesucht werden. Diese Maßregeln wurden mit drakonischer Strenge durchgeführt, Zuwiderhandlungen wurden mit Gefängnisstrafen von 1 bis 3 Wochen geahndet. Die Gefängnisse waren teilweise so überfüllt, daß die später zur Bestrafung Gelangenden bisweilen wochenlang warten mußten, bis die Strafe an ihnen vollstreckt werden konnte.

Für die Unterhaltung der mittellosen Deutschen tat die russische Regierung gar nichts, sie überließ die Sorge dafür vollständig den Deutschen selbst. Nicht eine Kopeke wurde für die Beköstigung oder die Wohnung gewährt. Ueberaus traurige Szenen spielten sich auf der Polizei ab, wenn Frauen mit kleinen Kindern eintrafen, die dann obdachlos in den Vorzimmern saßen, bis sich Landsleute ihrer annahmen. Der größte Teil der Deutschen war ohne jede Wintersachen und deshalb der Kälte schonungslos preisgegeben. Soviel als möglich suchte der Hilfsausschuß dieser neuen Not dadurch zu steuern, daß er wenigstens in geringem Umfange für Alte und Kranke warme Kleidungsstücke, Decken und Strohsäcke beschaffte. Ein in Petersburg bestehender deutscher Hilfsverein unterzog sich der Aufgabe, neue Geldmittel zu beschaffen; er wurde aber bald von der russischen Regierung aufgelöst, und die Vorstandsmitglieder wurden ebenfalls nach Wologda verschickt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald nach unserm Eintreffen in Wologda wandten sich meine Frau und ich mit einer Bittschrift an den Gouverneur, uns die Ausreise in die Heimat zu gestatten. Aber Monat auf Monat verging, ohne daß wir darauf irgendwelchen Bescheid erhielten. Wir erfuhren nur, daß außer der Zustimmung des Gouverneurs von Wologda noch die des Stadthauptmanns von Petersburg erforderlich sei. Am 22. November erfuhren wir endlich, daß uns die Ausreise aus Rußland gestattet sei. Es währte dann noch einige Tage, bis wir in den Besitz unserer Papiere gelangten und abreisen konnten. Die Reise über Finnland war eine unglaubliche Peinigung. In den ältesten Eisenbahnwagen, deren Türen und Fenster vollständig mit Schlämmkreide verklebt waren, damit kein Ausblick möglich war, wurden wir — es waren etwa 100 Deutsche — dicht eingepfercht; die Türen wurden geschlossen gehalten, so daß kein Luftzug eindringen konnte. Den Müttern, die ihre kleinen Kinder nährten, war keine Möglichkeit gegeben, sich mit Milch zu versorgen; in den Wagen selbst hingen die Windeln zum Trocknen. Das Betreten der Bahnsteige war streng verboten. Die Fahrt, die unter gewöhnlichen Verhältnissen 15 bis 18 Stunden dauert, währte unter diesen unerträglichen Zuständen drei Tage und zwei Nächte."

Das „Hamburger Fremdenblatt" hat den folgenden Bericht aus zuverlässiger Quelle erhalten:

„Ich war geschäftlich einige Tage in Riga, als der Krieg ausbrach, und obgleich ich mich noch vom vierten Tage vor der Kriegserklärung ab in jeder Hinsicht bemühte, aus dem Lande zu gelangen, so scheiterten doch diese Unternehmungen alle an dem wachsamen Auge der hiesigen Behörde, die schon drei Tage vor der Kriegserklärung keinen Deutschen und Oesterreicher mehr aus dem Lande ließ. Kennzeichnet es nun schon einen geringen Ehrbegriff, wenn ein Staat seinen Gegner dadurch zu schwächen sucht, daß er Angehörige des feindlichen Staates ihrer Freiheit beraubt, so wird dieser Vorgang zur Brutalität, wenn es geschieht, ohne daß für die Frauen und Kinder der so Betroffenen hinreichend Sorge getragen wird.

Bald wurde dann den Männern, und nicht nur den militärpflichtigen, von der Behörde eröffnet: Entweder auf eigene Kosten in eines der inneren Gouvernements zu fahren, mit der Versicherung, dort frei zu sein, oder, im Falle der Mittellosigkeit, „per Etappe" dorthin transportiert zu werden. Ich kannte dieses „per Etappe" von den Erzählungen eines Bekannten, der einmal als Gefangener nach Sibirien transportiert wurde — und wie würde es hier sein? Ich stellte mir vor: 20 bis 30 Menschen wie eine kleine Herde Vieh über eine öde Steppe getrieben, vorn Kosaken, zur Seite Kosaken und hinten Kosaken — ich verzichtete. Außerdem war mir ja durch den Freischein, wenn ich freiwillig fahre, meine Freiheit gesichert. Ich beschloß also, auf eigene Kosten zu fahren. Heute tut es mir leid, denn das ganze Manöver war nur ein geschickter Geschäftstrick des russischen Staates, und Freiheit ist in diesem Lande scheinbar ein Begriff, der sich durchaus mit Gefängnis deckt. Auf alle Fälle machte der Staat mit uns auf diese Art noch ein ganz ansehnliches Geschäft, denn wenn von den Millionen

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschen hier nur 100 000 so taten wie ich, so hatte er über 1 000 000 Rubel noch schnell verdient. Ich fuhr also auf eigene Rechnung nach Samara, ausgerüstet mit der Versicherung und einem Schein, daß ich dort meine Freiheit hätte.

Als ich in Samara mit einigen jungen Leuten zusammen dort ankam, war jedoch das erste, was uns Frauen von deutschen Männern mitteilten, daß wir sofort ins Gefängnis gesteckt würden — ihre Männer säßen bereits dort. Wir drückten uns so lange, wie es irgend anging. Schließlich aber wurden wir doch verhaftet und so, wie man uns traf, ins Gefängnis eingeliefert und dort zunächst „untersucht", d. h. alles nahm man uns ab, Geld, Uhr, Ringe und sonstige Wertsachen; die Taschen wurden uns durchwühlt und wir mußten uns vollständig ausziehen. Dann wurden wir einfach stehen gelassen, nachdem noch ein Verzeichnis der abgenommenen Gegenstände angelegt worden war. Wir machten dem Polizeimeister begreiflich, daß wir nichts gegessen hätten und Hunger verspürten — er zuckte die Schultern, sandte uns aber am Nachmittag einen Gendarm, der nach unsern Wünschen betreffs des Essens fragte. Wir verlangten geringe Dinge: Brot und irgend etwas dazu. Er fragte nach Geld. Wir sagten ihm, daß man uns dies ja bereits abgenommen habe, er meinte, da könne er auch nichts für uns besorgen, und ging.

Wir schauten einander verdutzt an, dann aber brachen wir in ein wahrhaft homerisches Gelächter aus. Es fehlte uns im ganzen auch die Würdigung des Ernstes der Sachlage; unsere Begriffe reichten hierzu noch nicht aus. So waren wir also gezwungen zu hungern, und zwar bis zum nächsten Tage, und dies mit dem Bewußtsein, daß ein jeder von uns soviel Geld sein eigen nannte, um sich das herrlichste Menu leisten zu können. Am nächsten Mittag, nachdem wir also bereits hungernd 24 Stunden in dem Loche zugebracht hatten, bekamen wir dann endlich eine schlechte Suppe und ein Stück Brot. So saßen wir drei Tage im Gefängnis, damit dürfte alles gesagt sein.

Nach dieser Zeit durften wir dann, begleitet von einem Gendarm, gehen und unser Gepäck holen. Als wir zurückkamen, hieß es, wir würden weiter transportiert. Man gab uns unsere Wertsachen zurück und vom Gelde 25 Rubel, abzüglich davon noch 5 Rubel für eine Bahnfahrt 3. Klasse nach Orenburg, das unser nächster Bestimmungsort war. Für das zurückbehaltene Geld bekamen wir eine Quittung. Wir wurden dann am Abend mit mehreren zusammen, im ganzen an 300 Mann, zum Bahnhof gebracht. Dort fanden wir aber statt der Wagen 3. Klasse, für die man uns fünf Rubel abgenomme hatte, nur Viehwagen. Nachdem man uns auf unsere Einwände erklärt hatte, daß keine andern Wagen da seien und im übrigen ja die Soldaten auch mit solchen Wagen fahren müßten, packte man uns zu je 35 Mann in solch einen Wagen, der an Schmutz das Gefängnis bei weitem übertraf. Die Türen wurden von den uns begleitenden Kosaken von außen geschlossen, und so mußten wir bei fast immer geschlossenen Türen zu 35 Mann über 24 Stunden in diesem schmutzigen Kasten zubringen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachts um 1 Uhr wurden wir dann hinter der Stadt ... ausgeladen und von einem wahren Heer von Kosaken empfangen, von denen wir dann wirklich wie eine Herde Vieh in einen asiatischen Handelshof getrieben wurden. Da aber eine große Scheune schon von einigen Hundert Leidensgefährten belegt war, so ließ man uns einfach so auf dem Hofe stehen und kümmerte sich nicht weiter um uns. Also waren wir gezwungen, unser Nachtlager diesmal unter freiem Himmel aufzuschlagen. So ließ man uns fünf Tage und Nächte ohne Obdach zubringen. Ein Vertreter des Gouverneurs kam, um sich die Sache anzusehen; als man ihn nun darauf aufmerksam machte, was denn daraus werden solle, wenn es zu regnen beginne, da sagte dieser Mann *mit* seiner größten Gemütsruhe: Es wäre doch egal, ob wir hier oder wo anders krepieren.

Schon am zweiten Tage mußten denn auch einige, die bereits gefährlich erkrankt waren, in die Stadt gebracht werden. Unter diesen Kranken waren die meisten an der Ruhr erkrankt, andere an Lungenentzündung usw. Dies, und dann zu bedenken, daß wir zu etwa 1000 Mann in einem Hofe lagen, der vielleicht 150 Meter zu 80 Meter im Maß hatte und daß die Abortverhältnisse darin bestanden, daß man an allen vier Ecken dieses Hofes Gruben ausgehoben hatte, das dürfte wohl die Gewissenlosigkeit der Behörde klar genug kennzeichnen.

Da wir noch immer Zuwachs von überall her erhielten, wurde uns schließlich nach fünf Tagen auch der äußere Hof zur Verfügung gestellt. Wir gerieten dadurch in den Besitz von vielen nebeneinander liegenden Zellen, in denen man zwei Jahre früher mal Pestkranke interniert hatte.

Nach weiteren zehn Tagen hieß es, man brauche den Platz für andere Zwecke. Wir wurden gefragt, wer von uns freiwillig, d. h. auf eigene Kosten, weiterfahren wolle. Und wieder wurde uns in einer anderen Stadt die berühmte Freiheit in Aussicht gestellt. Da aber niemand von uns in dieser Sache der russischen Behörde noch traute, so meldete sich auch keiner, worauf wir dann einfach gruppenweise unter Bedeckung abgeschickt wurden. Einige von uns drückten sich noch ein paar Tage; als eines Nachts ein Trupp von 1000 aus der Gegend um Warschau ankam, da meldeten wir uns ebenfalls. Wie es schien, hatte die Behörde alles zusammengelesen, was sie nur auffinden konnte. Leute aus den gebildeten Kreisen und die zerlumptesten Zigeuner aus Polen, Männer bis zu einem Greis von 70 Jahren. Auch eine große Anzahl Frauen mit kleinen und kleinsten Kindern.

Wir meldeten uns und wurden zu 33 Mann abgeführt nach ..... Dort wurden wir auf den Hof des Polizeiamts gestellt und mußten warten. Nachdem man uns etwa 20 mal durchgezählt hatte, wußte der Polizeimeister scheinbar nicht, was er mit uns anfangen sollte. Er war jedoch praktisch und schickte uns einfacherweise auf ein anderes Polizeiamt. Dort wußte man aber schon gar nichts mit uns anzufangen, und statt uns, wie uns wieder mal versprochen worden war, nun frei zu lassen, schickte dieser geniale Mann uns einfach zurück nach dem Viehhof. Wir mußten also den Weg von etwa sieben Werst wieder durch einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

furchtbaren Schmutz zu Fuß zurück machen. Mitten in der Nacht kamen wir wieder dort an.

Am nächsten Morgen wurden wir 33 und jene 1000 dann von dem Kommandanten dort mit der Peitsche zusammengetrieben und bei schlimmem Regenwetter weitergeschickt. Bis zum Abend hatten wir mit unserer Kosakenbedeckung dann etwa 30 Werst zurückgelegt und kamen in ein Dorf, wo man wiederum nicht recht wußte, was man mit uns beginnen solle. Jedoch nach einigem Hin und Her in dem anhaltenden Regen wurde uns schließlich eine Schule angewiesen. Dort legten wir uns nun müde und durchnäßt, wie wir waren, auf den schmutzigen Fußboden nieder zum Schlafen, hungrig und durstig, da wir zwei Tage lang nahezu nichts gegessen hatten. Die anderen tausend kamen mitten in der Nacht im stärksten Regen an und mußten sogar zum Teil die Nacht auf der Dorfstraße zubringen.

Nach Verhandlungen, die etliche Tage dauerten, wurde denen, die den Mut hatten mit ihrer geringen Barschaft auf eigene Kosten zu leben, bis sie Geld geschickt erhalten konnten, dann gestattet, in dem Dorfe zu bleiben. Die übrigen wurden auf die Dörfer geschickt, um sich dort Arbeit zu suchen. Viele waren darunter, die nicht eine Kopeke Geld mehr hatten. Es wurde deshalb ein Bote zum Gouverneur geschickt, um die Behörde um Unterstützung für diese zu bitten. Aber der Bote kam zurück mit dem Bescheid, daß die Regierung nicht gewillt sei, für die Deutschen auch nur eine Kopeke zu geben. Ich blieb hier in dem Dorf, und muß sagen, daß damit die schlimmsten Leiden für mich vorbei waren, obgleich — aber es mag genug sein hiermit.

Ein aus den Ostseeprovinzen verbannter Deutscher schreibt:

„Zu achten schlafen wir in einem Stall ohne Betten und mit zerrissenen Kleidern. Das letzte Brot haben wir getreulich miteinander geteilt und seit vier Tagen haben wir überhaupt nichts mehr gegessen. Wenn wir zur Polizei kommen und unsere Not klagen, wird uns zur Antwort, wir sollten uns nur aufhängen, wenn wir kein Geld mehr hätten. Viele von uns sind schon ins Lazarett gekommen, mehr tot als lebendig. Wenn nicht bald Hilfe kommt, sind wir alle verloren. Und wenn wir denn zugrunde gehen müssen, dann wollen wir es alle zusammen tun. Dann wollen wir den Russen zeigen, wie deutsche Männer sterben!" So schrieb ein deutscher Arbeiter an seine Frau.

Daß die Verhältnisse tatsächlich so liegen, bezeugen auch unterrichtete Deutsch-Russen, die das Klima und die Verhältnisse im Innern Rußlands kennen. Ihr trauriges Urteil lautet: Nicht die Hälfte von allen Verbannten kommt zurück! Die russische Regierung dagegen, unschuldig wie sie nun einmal ist, behauptet, keinem der Gefangenen geschehe etwas. Und in gewissem Sinne mag sie damit recht haben, direkt wird ihnen nichts getan, indirekt alles. Die Verbannung bis an die sibirische Grenze — vorläufig! Die ungewohnte Kälte bis zu 40 Grad bei mangelhafter Bekleidung, die ungenügende Versorgung mit Geld — es ist den Gefangenen nur gestattet, 15 Rubel bei ihrer Abreise mitzunehmen —, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unkenntnis der russischen Sprache, die ihnen jede Verdienstmöglichkeit nimmt, das alles sind Faktoren, die ausreichen, die Menschen dem Hungertode preiszugeben. Es wird von solchen Unglücklichen berichtet, daß sie sich in Orenburg vor die Pferde eines Lastfuhrwerks warfen, weil sie nicht aus noch ein wußten in ihrer Not. Zwar sind in verschiedenen Gouvernements große Beträge zur Unterstützung der notleidenden Reichsdeutschen gesammelt worden, in Petersburg allein 300 000 Rubel, aber nur ein Teil dieser Summe hat sein Ziel erreicht. Große Beträge sind in den weiten russischen Taschen spurlos verschwunden. Die vorhandenen Mittel reichen nirgends aus, um die beklagenswerten Deutschen, namentlich Frauen und Kinder, die sämtlich nach den Gouvernements im Osten des Reiches verschickt wurden und in den armseligsten Tatarendörfern im Ural untergebracht werden, während des harten russischen Winters auch nur mit dem Nötigsten zu versorgen. In einzelnen Gouvernements herrscht Lebensmittelnot. Von den Bauern ist dann selbst für Geld nichts zu erhalten. Wer Geld hatte, sah sich auch davon bald durch die immer „hilfsbereite" russische Polizei erleichtert. Die Art, wie man die Gefangenen zu Arbeiten heranzieht, spricht jeder Menschlichkeit Hohn. In Wiatka wurden die Deutschen in erster Linie für die Kloakenreinigung verwandt und in einer anderen kleinen Stadt des Umkreises mußten sie, darunter Journalisten, Kaufleute und Ingenieure, sich zum Steinetragen verpflichten. Die Hälfte ihres Verdienstes hatten sie an die Polizei abzuliefern.

Schließlich wollen wir noch die Berichte von zwei neutralen Personen, einem Amerikaner und einem Schweden, anführen.

Ein aus Rußland nach Chicago zurückgekehrter Reisender berichtet in der „Chicago Daily News" folgendes: Das Thermometer war 4 Grad unter Null, als ich einem Gefangenentransporte begegnete. Die deutschen und österreichischen Gefangenen wurden bei dieser grimmigen Kälte in offenen Güterwagen transportiert und waren von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr bewacht. Wie wir in Nowonikolajewsk ankamen, sah ich unter anderen Gefangenen zwei Oesterreicher, die an beiden Händen verwundet waren und aufs strengste von ihren sibirischen Wächtern bewacht wurden. Auch diese befanden sich in den offenen Güterwagen, obwohl ein eisiger Wind von den Steppen her wehte und alle bis auf die Haut erkältete. Die Gefangenen erhalten nur 15 Pfennige pro Tag und leben meistens von Brot und einer Art Tee, der mit Ochsenblut gemischt ist. In der Nähe von Omsk befindet sich ein Gefangenenlager. Eine Anzahl der Gefangenen muß im Dorfe arbeiten, und kurz bevor der Schnee kam, arbeiteten sie noch auf dem Felde. In Irkutsk sind alle Deutschen gefangen genommen und nach dem Schulhause gebracht worden. Da sich unter den Gefangenen einige wohlhabende Deutsche befanden und man alles Geld in eine gemeinsame Kasse legte, hatte man es eine Weile trotz der elenden Schlafgelegenheit in der überfüllten Stube ganz leidlich. Später wurde jedoch dieses Lager aufgehoben und die Gefangenen wurden bei eisiger Kälte in offenen Karren nach dem Dorfe Verkolensch gebracht. Einige

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kamen auch nach dem Dorfe Kirsensk, und dieser Ort ist dadurch bekannt, daß von hier aus die bekannte russische Revolutionärin Sofia Breschkofskaja ihren erfolglosen Fluchtversuch machte. Der bekannte Besitzer des Hotels „Deutschland" in Wladiwostok befindet sich auch in Kirsensk. Es wird allgemein behauptet, daß viele tausend Rubel, die für die Gefangenen in Irkutsk bestimmt waren, von den russischen Beamten beschlagnahmt worden sind.

Ein Berichterstatter des Stockholmer „Aftonbladet", Herr Charlet, der sich in Rußland aufgehalten hat, sieht sich auf Grund von Kenntnisnahme offizieller Aktenstücke in der Lage, folgende grauenerregende Einzelheiten über die Leiden in Rußland internierter Deutscher mitzuteilen:

Der Bruder eines deutschen Großkaufmanns, der die deutsche Firma in St. Petersburg vertrat, wurde weit hinein ins innerste Rußland, bis in die Nähe der Uralgrenze gesandt. Mit ihm zusammen befinden sich noch zehn Gefangene; alle müssen in jener entlegenen Gegend in ganz kleinen Holzschuppen wohnen, wo es keine Schlafplätze gibt und durch die der eisige Wind hindurchpfeift. Die meisten von ihnen haben ihr Geld verloren, sind ganz mittellos und sehen dem Hungertode entgegen. Gefangene, die früher dahin gesandt wurden, befinden sich jetzt im nördlichen Teil des Gouvernements. Dort wohnen sie 1200 Kilometer von der nächsten Stadt und 400 Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt. Sie haben überhaupt kein Geld, ganz dünne Anzüge, nichts, was sie gegen die grimmige Kälte schützen könnte. Geheizt wird nicht. Ihr Essen besteht in fast ungenießbarem, hartem Schwarzbrot, zuweilen etwas Fleischabfall! Der Staat konfisziert alle Postsendungen an sie und scheint, wie es im Notrufe dieser Unglücklichen heißt, sich die Aermsten dadurch vom Halse schaffen zu wollen, daß er sie einfach verhungern läßt.

Die in einer größeren russischen Ostseestadt festgenommenen Deutschen durften als ihren Aufenthaltsort eine von acht näher bezeichneten Städten jenseits der Wolga wählen, sofern sie auf eigene Kosten dahin reisen könnten. Die Unbemittelten dagegen wurden im Zentralgefängnis untergebracht, wo innerhalb kurzer Zeit 1200 bis 1500 Deutsche angehäuft wurden. Diese wurden mit Verbrechern zusammen eingesperrt, von denen sie in verschiedener Weise belästigt wurden. Ein Lieblingsscherz der Verbrecher bestand darin, daß sie in die Suppe der Deutschen zerschnittene Ratten warfen! Nach längerer Zeit wurden jene Deutschen nach einem nördlichen Gouvernement geschickt. 3000 deutsche Kriegsgefangene wurden in einer Stadt an der russischen Grenze in Cholerabaracken untergebracht. Sie haben primitive Zelte aufschlagen müssen, um sich nicht der Ansteckung auszusetzen. Die Zahl der in den östlichen Gouvernements und in Sibirien gefangen gehaltenen Deutschen beträgt etwa 100 000. Sie sind alle Reichsdeutsche, von denen einige sich vor ihrer Festnahme nur zufällig in Rußland aufhielten, während andere dort festen Wohnsitz hatten. Nachdem die nicht Wehrpflichtigen freigegeben sind, haben viele Tausende russischer Untertanen aus Deutschland in ihre Heimat

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückkehren dürfen. Die meisten Deutschen Rußlands haben aber keinerlei Möglichkeit gefunden, zurückkehren zu dürfen. Nach einer Stadt am Ural sind mehrere tausend deutsche Männer, Frauen und Kinder geführt worden, die mit wenigen Ausnahmen von der Polizei ausgeplündert wurden. Sogar die Trauringe wurden ihnen genommen. Besonders hart ist das Schicksal einiger dort untergebrachten deutschen Seeleute. Ihre Körper sind voll von Wunden, die von Schlägen herrühren. Sie müssen hungernd Tag und Nacht im Freien zubringen. In allen russischen Gefängnissen haben die festgenommenen Deutschen die schrecklichsten Erfahrungen machen müssen. Eine ergreifende Klage rührt von deutschen Familien her, die nach einem Ort nördlich des Polarkreises geführt sind. „Wenn wir nicht an unsere Familien dächten", — so schreibt einer der unglücklichen Deutschen — „hätten wir schon längst unserem Leben ein Ziel gesetzt. Wir erhalten den ganzen Tag so gut wie nichts zu essen. Viele von uns sind so schwach und erschöpft, daß sie eher wie Tote als wie Lebende aussehen. Die Polizei antwortet auf alle Klagen: „Wenn Ihr es nicht aushalten könnt, erhängt Euch!" Alle deutsche Gefangenen in Rußland haben ihr „Gepäck verloren". Ihre Kleider sind Lumpen; sie müssen oft barfuß gehen und leiden an ekelerregenden Krankheiten. Diejenigen Deutschen, die Russisch sprechen können, erhalten zuweilen Erlaubnis, für einen Tagelohn von höchstens 75 Kopeken zu arbeiten; davon wird die Hälfte „für das Rote Kreuz" in Abzug gebracht. Die Arbeitszeit beträgt 13 Stunden. Am schlimmsten sind immer diejenigen daran, die nördlich des Polarkreises sind. Unter ihnen befinden sich viele gebildete Deutsche, auch Millionäre! Ihr Essen besteht aus Schwarzbrot und halbfaulen Stockfischen ...

Mordbrenner oder Soldaten?

Den Engländern und Franzosen gelten die Russen heute als die Verteidiger von Menschlichkeit, Sitte und Kultur gegen die deutschen Barbaren. Die Art und Weise, wie diese „Kulturträger des Ostens" ihrer neuen Rolle entsprachen, ist durch unwiderlegliche Beweise festgestellt worden. Die zeitweilig von den Russen besetzten Teile von Ostpreußen bieten heute einen Anblick, der lebhaft an die wilden Szenen mittelalterlicher Vernichtungskämpfe erinnert.

Schon am 10. August 1914 wurde in Berliner Blättern ein Brief aus Bialla veröffentlicht, in welchem es heißt:

„Wir haben hier schreckliche Tage durchgemacht. Zwei Tage und zwei Nächte haben wir zwischen Kosaken zugebracht, zwei Tage und zwei Nächte in Schlagakrug und seit Freitag hier. Am Sonntag, dem 1. August, durchstreiften Kosaken unsere Gegend und auch unser Dorf (eine Schwadron). Dreimal wurden sie in Bialla von den Grenzaufsehern und Gendarmen, sechs Mann, mit Karabinern abgeschlagen, wobei sie vier Tote und einige Verwundete hatten sowie ein totes und mehrere verwundete Pferde. Doch bedrohten sie nicht die Zivi-

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

listen. Die Nacht hindurch schliefen Kinder und Frauen in zwei Häusern, wir Männer hielten Wache. Als es hell wurde, legte ich mich mit den Meinen zu Hause hin und schlief ein. Um 5 Uhr weckte uns ein Schrei; als ich hinter die Scheune kam, brannten schon etwa 40 Häuser in der Umgegend, Richtung Polen. In Belzowen ist das erste Haus jetzt angesteckt. Zehn Fuhrwerke, mit Belzowener Leuten beladen, flohen, ich warf die Kinder herauf; wir kamen hinters Dorf auf den Berg gegen Bialla; da umringten uns zehn Schwadronen russische Reiterei, 15 Kanonen und zwei Maschinengewehre. Mich hielten sie fest, und ich mußte ihnen die Karte unseres Kreises erklären, die Browningpistole vor die Brust gehalten. Nach etwa zwei Stunden wurde ich losgelassen. Sie blieben von 6 bis 11 Uhr in Belzowen gegen Bialla und fütterten die Pferde, plünderten, schlugen und mordeten. Belzowen hat einen Toten, einen schwer Verletzten und 15 verbrannte Gehöfte. Schwiddow drei Tote, zwei Verwundete; Czybowen einen Toten, zwei Verwundete; Bialla sechs Tote, 13 Verwundete. Die Nacht vom Montag zum Dienstag im freien Felde, jeden Augenblick die Russen an unserm Lager. Dienstag kamen unsere Dragoner, unter deren Schutz wir dann nach Schlaga flüchteten."

Eine zusammenfassende Meldung im „Ostpreußischen Grenzboten" vom 18. August besagte:

„Bei Eydtkuhnen sind fast sämtliche Ortschaften in der Nähe der Grenze in den letzten drei Tagen von russischen Soldaten angezündet und zum größten Teil niedergebrannt worden. Eydtkuhnen, das von den Einwohnern geräumt ist und öde verlassen daliegt, brennt seit einigen Tagen. Den gewaltigen Feuerschein kann man von Stallupönen aus ganz deutlich sehen. Es sind ferner von den Russen folgende Grenzorte angesteckt worden: Romeiken, Eszerkehmen, Williothen, Schleuwen, Kallweitschen, Ragoßballen, Kinderweitschen, Radßen, Sodangen, Stärken. Die Einwohner mußten ihre Habe verlassen und haben meistens nur ihr Leben und die Kleider gerettet. Am Dienstag schossen die Brandstifter sogar alles nieder, was in ihren Bereich kam. In Radßen sind allein etwa sieben Personen niedergeschossen worden."

Der Landrat eines ostpreußischen Kreises schrieb der „Kreuzzeitung":

„Ich komme soeben von der Fahrt in den Kreisteil, den die Russen heute räumten, und möchte kurz schildern, wie unser armes Ostpreußen, soweit es in Feindeshand war, aussieht. Diese Gegend meines Kreises ist besiedelt mit Bauerndörfern und vielen hundert Kolonisten und bietet sonst das Bild besonders regen Lebens. Jetzt allenthalben tiefe Stille und, soweit das Auge reicht, kein lebendes Wesen. Die Männer und Jungen sind von den Russen nach Osten fortgeführt, alles Vieh ist fortgetrieben und Frauen und Mädchen sind geflohen. Wohl denen, die es noch konnten. Gleich in dem ersten größeren Dorfe, in dem ich den 85jährigen Amtsvorsteher, einen in Kreisämtern wohlverdienten Mann, suche, finde ich nur einen Hügel vor seiner Tür und ein Brettchen mit der Aufschrift: Erschossen am 3. September. Er ist ermordet worden, als er ein Mädchen vor einem russischen Soldaten schützen wollte. Im nächsten Dorfe sehe ich eine alte Frau eine frischgegrabene Stelle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachscharren; sie erzählt, die Russen hätten fünf von der Musterung heimkehrende Leute erschossen und sie suche, ob die Ihrigen darunter wären. Der Zustand auf den Gehöften und namentlich in den Wohnhäusern ist derart, daß ich wieder an das Wort denken muß: „Krieg kann man nicht schildern, man kann ihn nur erleben.“ Nicht ein Stück ist unzertrümmert, die größeren Möbel sind mühsam zerhackt, die Betten zerschnitten, aus den Kaiserbildern überall die Augen zerstochen, verwesendes Vieh ist hereingeworfen und über alles noch Wasser und Unrat geschüttet, eine unbeschreibliche Verwüstung.“

Im September wurde dann eine amtliche Darstellung von Einzelheiten gegeben, die zuverlässig beglaubigt worden waren. Diese amtliche Mitteilung lautet:

„Bei ihrem Eindringen in Teile von Ostpreußen haben die Russen zahllose Schandtaten und Grausamkeiten begangen. Aus der unendlichen Menge der darüber vorliegenden Nachrichten teilen wir hier zunächst solche Fälle mit, die durch amtliche Ermittelungen bereits zuverlässig beglaubigt sind. Eine Reihe von Landräten sind von den Russen festgenommen und nach Rußland abgeführt worden. Der Landrat von Goldap soll gezwungen worden sein, Vieh, das aus seinem Kreise von den Russen zusammengebracht worden ist, nach Rußland zu treiben. Von vielen Gendarmen des Grenzgebiets fehlt jede Spur. Fest steht, daß ein Gendarm aus dem Kreise Pillkallen erstochen worden ist. Der Gendarm aus Bilderweitschen wurde von den Russen gefangen genommen. Man hat gesehen, wie er auf einer Protze gefesselt durch Eydtkuhnen gebracht wurde. Dann ist er erstochen worden. Seine Leiche lag auf dem Marktplatz in Kibarty. Die evangelischen Pfarrer in Schareyken, Kreis Marggrabowa, und in Szittkehmen, Kreis Goldap, weigerten sich, den Russen Angaben über die Stellung unserer Truppen zu machen. Sie wurden deshalb in den Mund geschossen. Der eine ist tot, der andere wurde schwer verwundet, ohne Hoffnung auf Genesung, in das Krankenhaus nach Goldap gebracht. In einem Dorfe im Kreise Pillkallen wurden Frauen und Kinder zusammen auf ein Gehöft getrieben, die Hoftore geschlossen, das Gehöft in Brand gesteckt. Erst als die Eingeschlossenen in höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die gequälten Leute herausgelassen. Auf einem Gutshof bei Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen. Die Wirtin wurde genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie in einer Gasse, die von den russischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gebildet worden war, Spießruten laufen und wurde dabei schwer verletzt. In einem Dorfe des Kreises Stallupönen wurde unter der unwahren Behauptung, daß aus dem Dorfe geschossen worden sei, eine Reihe von Bewohnern, darunter Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erschossen. Ebenso wurden im Dorfe Schillehnen im Kreise Pillkallen zehn Personen unter dem gleichen falschen Vorgeben niedergemacht. Im Dorfe Radßen haben die russischen Soldaten fast alle Gebäude angezündet, so daß im Augenblick fast das ganze Dorf in Flammen aufging. Auf die unglücklichen Bewohner des Dorfes wurde mit Hieb- und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schußwaffen losgegangen. Getötet wurden in diesem einen Dorfe zwei Männer und acht Frauen, drei Männer wurden verletzt. Aehnliche Vorfälle von Mord, Brand und Verwüstung werden aus zahlreichen Grenzorten gemeldet. Bei den Mordbrennereien gingen die Russen in der Weise vor, daß zunächst die Domänengehöfte als königliches Eigentum mit allen Vorräten niedergebrannt wurden. Dann wurden die Güter vorgenommen und dann die Dörfer. Bis zum 18. August waren aus dem Gumbinner Bezirk 6 Domänen, aus dem Pillkaller Kreise allein über 15 Dörfer und Güter niedergebrannt. Nach den vorliegenden Schilderungen sind die Russen bei diesen Mordbrennereien ganz systematisch vorgegangen. Den Truppen zogen mit Zündmaterial ausgerüstete Brandkommandos voran, welche die Häuser mit petroleumgetränkten Schwämmen und Brandraketen anzündeten. Gewöhnlich wurden die Bewohner zuvor aufgefordert, die Häuser zu verlassen. Manche Kommandanten ließen gelegentlich die Wohnhäuser stehen und beschränkten sich auf Abbrennen der Ställe und Scheunen. Die Verheerung der Dörfer wurde häufig unter dem Vorwande vorgenommen, daß aus ihnen geschossen worden sei. In Wirklichkeit ist dies niemals der Fall gewesen. Die in den westlichen Gouvernements garnisonierenden russischen Truppen, besonders das Gardekorps, scheinen im großen und ganzen die Grundsätze des Völkerrechts eher beobachtet zu haben. Gelegentlich warnten solche Truppenführer, die bei flüchtigen Streifereien im Lande eine ihren Wünschen entsprechende Aufnahme gefunden hatten, Pfarrer und Gutsbesitzer vor der rohen und grausamen Gesinnung ihrer eigenen später eintreffenden Kameraden."

Es ist durch die Vernehmungen einwandfrei festgestellt, daß vor dem Einzug der Russen die Ortsbehörden dringlich zur Ruhe und zur Vermeidung jeden Widerstandes aufgefordert hatten und daß nicht in einem einzigen Falle die ostpreußische Bevölkerung sich zu einem Franktireurüberfall auf die Russen hat hinreißen lassen.

Ungeachtet dieser ruhigen Haltung der Ostpreußen haben die russischen Befehlshaber die Zerstörung und Niederbrennung aller Ortschaften befohlen, deren zurückgebliebene Bevölkerung zu arm war, um die geforderten Kontributionen aufzubringen. Soweit bisher Feststellungen vorliegen, sind auf diese Weise 25 größere Ortschaften gänzlich von den Russen niedergebrannt, doppelt soviele schwer beschädigt und teilweise zerstört worden.

Im Regierungsbezirk Gumbinnen wurden bisher über 360 ermordete Bewohner festgestellt. Eine genaue Angabe der Opfer der russischen Soldatenmorde ist erst später möglich."

Diese Mitteilung wurde einer Versammlung von ostpreußischen Abgeordneten und Herrenhausmitgliedern Ende Oktober gegeben mit der Bemerkung, daß von den russischen Soldaten in Ostpreußen nicht weniger als tausend Zivilbewohner ohne jede Veranlassung ermordet worden sind.

Der Berichterstatter des „Vorwärts" wußte folgendes zu melden:

Aus einem uns vorliegenden beglaubigten Bericht eines Oberleutnants der Reserve geht hervor, daß zwei Tage nach der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlacht bei Dorthenow vor etwa 14 Tagen ein von Kosaken überfallener Trupp von 21 Mann in der Weise verstümmelt war, daß jedem ein Bein oder eine Hand abgehackt wurde. Die Verstümmelten ließ man liegen. Ein Gendarm, der den Trupp begleitet hatte, lag gefesselt, die Hände auf den Rücken gebunden, auf der Chaussee. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Das sind die Bundesgenossen Englands. Auch die Zivilbevölkerung wurde nicht verschont. Aus Stallupönen haben die Russen 70 Zivilpersonen mitgenommen, ihr Schicksal ist unbekannt. Wiederholt haben die Russen die weiße Flagge geschwenkt. Stellten die Deutschen dann das Feuer ein und gingen auf die Feinde zu, dann fielen sie in Scharen unter dem aus nächster Nähe auf sie geschleuderten Kugelregen. Auch die Flagge des Roten Kreuzes wurde so mißbraucht. Ein Unteroffizier hält einen Eisenbahnzug an. Auf den Wagen flattert die Fahne vom Roten Kreuz. Man schaut nach: es ist ein Munitionszug. . . . In dem großen Teile Ostpreußens, in dem russische Heere hausten, gibt es kaum einige Orte oder Gehöfte, die nicht durch Brand oder Raub heimgesucht worden wären. Ich sah Hunderte von Wohnungen, aus denen alle beweglichen Wertsachen weggeschleppt, das Zurückgelassene sinnlos zerstört war. Eßgeräte, Betten, Schränke wurden ekelhaft beschmutzt. Infanterieoffiziere wollen keine Verantwortung für die Schandtaten tragen. Sie erklären, daß sie die Verwüstungen schon vorgefunden hätten, die von Kavalleriedivisionen angerichtet worden sind. Die Offiziere lehnen jede Gemeinschaft mit den Kosaken ab, über die sie keine Macht hätten; in Rußland hausten sie ebenso. Leider nützt diese Ablehnung der Verantwortung nichts, denn die Kosaken sind Bestandteile der russischen Armee, sie werden als Soldaten ausgerüstet und erhalten und im Kriege verwendet. . . . Die russischen Kosakengreuel werden durch sich häufende, beglaubigte Zeugnisse bestätigt. Verstümmelte Kinder und Frauen klagen diese Kriegführung an. . . ."

Wiederholt wurde behauptet, daß die Vorkommnisse nicht typisch für die russische Kriegführung, sondern im wesentlichen nur von Kosaken verübt worden sind. Demgegenüber ist festzustellen, daß Greueltaten der unmenschlichsten Art ziemlich häufig auch dort stattgefunden haben, wo keine Kosaken vorhanden waren. Die inzwischen erschienene amtliche Denkschrift bringt genugsam Belege dafür!

Hier sind noch einige weitere Angaben über die russische Kriegführung:

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" meldet, daß dem Ministerium des Innern folgender Bericht zugegangen sei:

Bujanken (Ostpr.), 8. 9. 14. Auf kurze Zeit aus dem Felde hierher zurückgekehrt, um den Zustand der Domänen, welche die Russen vom 24. bis 29. August beherbergen mußten, festzustellen, lese ich den Aufruf um Mitteilungen über begangene Grausamkeiten, angerichteten Schaden usw. Der Umstand, daß ich mit mitgebrachtem Blei schreiben muß, läßt schon auf den Zustand meines Wohnhauses und der Beamtenwohnungen schließen. Seine Exzellenz der Generalleutnant v. Hertzberg, entrüstet über den Anblick meines Hauses, ließ meinen zufällig hier mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm in Quartier liegenden Kutscher Strutz vom Schweren Reiterregiment hier zurück, um einen Schutz für das offene Haus zu bilden. Alle Schränke und Türen waren erbrochen, mit Aexten eingeschlagen, die Sachen, soweit nicht gestohlen, in alle Winde zerstreut. Meine durch die Russen zerstörten Oelporträts und andere Oelgemälde haben auf Befehl Seiner Exzellenz deutsche Soldaten vom Misthaufen gerettet. Die Wäsche war, soweit nicht gestohlen, in Tranktonnen gesteckt, mit Leim begossen, zu Haufen geschichtet im Hause. Wertvolles Meißener Porzellan zerschlagen. Die Toilette meiner Frau, soweit nicht gestohlen, in Tonnen gesteckt und mit Leim und Honig begossen. An den landwirtschaftlichen Maschinen waren wichtige Teile, Zahnräder usw. abgehauen und in alle Winde geschleppt. So ist von den vier Sämaschinen keine einzige zu brauchen. Alle Zäune, Scheunentüren zerstört. Im Park ist ein großer Teil durch Zerstörung von Bäumen vernichtet. In den Ställen sind Boxen usw. mit Aexten zerstört. Die Hühner und Schweine liegen kopflos auf dem Misthaufen. Mit dem Vieh meiner Leute ist ebenso verfahren. Zeugen sind: Exzellenz v. Hertzberg, Major v. Kameke, welcher nach den Russen hier ankam, sowie Erdmannsdorf, Oberstleutnant, Zachariae, Major. Diese Herren haben in unser Fremdenbuch, welches auch von den Kosaken beschädigt ist, ihre Entrüstung niedergelegt. In der ganzen Gegend sieht es ebenso aus. v. Kameke, Königlicher Domänenpächter, Führer der 2. Kompagnie, Landsturmbataillon."

Der nach dem Osten entsandte Kriegsberichterstatter der „Voss. Ztg." machte dieser in einem Briefe vom 13. September folgende aufsehenerregende Mitteilungen:

1. Vom Armee-Oberkommando wird uns folgendes Schreiben übermittelt:

An Armee-Oberkommando.

Zwei Tage nach der Schlacht bei Zorothowo traf ich auf der Chaussee Guttstadt—Seeburg einen Trupp Rekruten, etwa 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehackt und sie dann so an der Chaussee liegen lassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen aus Guttstadt dorthin bringen, hatte selbst keine Zeit, mich weiter um sie zu kümmern.

Gezeichnet v. Tiedemann,
Oberleutnant der Reserve Kür.-Reg. Nr. 5.

2. Ein Generalstabsoffizier berichtet uns, er selbst habe gesehen, daß ein russischer Offizier einen abgeschnittenen Frauenfinger mit einem Ring daran in der Tasche gehabt habe. Bereits seit acht Tagen hörte man, daß die Russen eine Frau im Schützengraben vergewaltigt, ermordet und ihr den Finger mit dem Ring abgeschnitten haben. Die Sache ist also bestätigt. Den russischen Offizier hat man totschlagen lassen. Eine Kugel war der Kerl nicht wert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soeben werden mir zwei amtliche Schriftstücke aus dem Armee-Oberkommando vorgelegt.

1. Der Wehrmann August Kurz, 5. Komp. Landwehr-Inf.-Regt. Nr. 19, und der Wehrmann Hermann Janseweh, 1. Komp. E. 152, erklären eidesstattlich, daß sie im Walde bei Grodtken, der erstere elf, der zweite neun Frauenleichen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschnittenen Bäuchen gesehen haben.

2. Ich habe den Auftrag erhalten von Sr. Exzellenz dem Kommandierenden General des 11. Armeekorps und seinem Chef des Tages, dem Armee-Oberkommando zu melden, daß aus Stallupönen Frauen und Kinder von den Russen fortgetrieben wurden und auch Kindern die Hände abgehackt wurden.

Gezeichnet: de la Croix, Rittmeister der Res.

Amtlich meldete Wolffs Bureau:

General Postowski an den Kommandeur des 1. Armeekorps: „Ich bitte unverzüglich weiterzugeben, an die 2. Inf.-Div. und den Stab des 23. Armeekorps 7,13 morgens an bsk. der kommandierende Befehl eine Kompagnie mit einem energischen Kommandeur auszuschicken, mit dem Auftrag, alle Förster ohne Erbarmen zu erschießen."

Wir haben bisher nur ganz einfach, ohne ein Wort der Kritik, die Tatsachen sprechen lassen. Die Sprache versagt gegenüber der stetig anschwellenden Fülle der Nachrichten, aus denen sich ersehen läßt, daß es sich wirklich nicht um einzelne Vorfälle, sondern um einen Ausbruch bestialischer Grausamkeit aller Völkerschaften des „heiligen" russischen Reiches handelt.

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Tatsachen, denen er in Ostpreußen gegenüberstand, veröffentlichte der Kriegsberichterstatter der „Täglichen Rundschau" die folgende wuchtige Anklage:

„Meine Leser wissen, daß ich seit vielen Jahren bestrebt war, den guten Eigenschaften des Russen in diesen Blättern gerecht zu werden. Meine Angriffe hatten sich jeweils viel weniger gegen das russische Volk gerichtet als gegen die russische Regierung — jene Regierung, deren Leitsätze und Schritte das russische Volk unglücklich gemacht, vor einem Jahrzehnt zu Mukden und Tsuschima geführt und den gegenwärtigen Einbruch in Deutschland künstlich vorbereitet haben. Wenn ich mich somit genötigt sehe, heute und an dieser Stelle schwere, sogar

sehr schwere Anklagen gegen das russische Volk

zu erheben, so werden meine Leser mir weder „Russenhaß" noch Sensationslüsternheit vorwerfen können. Diese Anklagen gegen ein ganzes Volk als solches muß ich unter allen Umständen und uneingeschränkt erheben, nachdem ich mit eigenen Augen und eigenen Ohren mich davon überzeugt habe, daß die russische Armee auf den Ehrennamen einer Gemeinschaft von ehrlichen Soldaten und ritterlichen Kriegern verzichtet hat.

Man ist mit dem Worte „Greuel" gar schnell zur Hand, so oft Völker blutig miteinander ringen — und der auf den Kriegsschauplätzen nicht viel weniger wie in den Salons übliche Klatsch trägt das

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seinige dazu bei, Greuelmären zu gebären und zu verbreiten Aber was ich zu erzählen habe, ist beileibe kein Biwakstratsch und keine zivilistische Kaffeehauserzählung, die sich wollüstig in grausigen Sensationen ergeht. Es sind dies nackte Tatsachen, von Tausenden gesehen, blutige menschliche Dokumente, die in trocken deutscher amtlicher Gewissenhaftigkeit „gesehen, gewehmigt und unterschrieben" worden sind, und die wir, sämtliche hier an der Ostfront anwesende Vertreter der deutschen Presse, offen bezeugen können. Es sind nicht einzelne Greuel verübt worden, die man einzelnen Unmenschen aus den Reihen der russischen Armee in die Schuhe schieben könnte: was wir hier gesehen, gehört und in streng amtlicher Protokollierung vernommen haben, spricht von Grundsätzen, von Methode.

Diese blutigen Dokumente mehren sich von Tag zu Tag. Sie entstanden und entstehen in jedem Städtchen und Flecken, das der Fuß eines Russen betreten; man sammelt sie in jedem verlassenen russischen Biwak, auf jedem Schritt der Landstraße, die das russische Heeresgesindel — ich kann keine richtigere Bezeichnung finden — auf dem Hin- und Rückzuge passiert hat. Ich will diese Dokumente der Entmenschung und Entsittlichung hier nicht wiedergeben: ihr Inhalt ist zu sehr grauenerregend, und ihre Anzahl ist zu groß, als daß sie hier Platz finden dürften. Auf der ganzen Querlinie durch Ostpreußen, von Hohenstein über Nordenburg und Insterburg bis Stallupönen, stieß ich allaugenblicklich

auf entsetzliche Spuren viehischer Bestialität der Russen,

die dort gehaust hatten: mochten diese Kosaken gewesen sein, die ja schließlich wirklich nicht mehr schlimmer sein können als der Ruf, den sie genießen, mochten sie den regulären russischen Truppen angehören, von denen General Rennenkampf in seinem Tagesbefehl vom 1. August, wie es scheint, mit Recht — erwartet hatte, sie würden „sich des Namens eines russischen Soldaten und des Sohnes Rußlands würdig" erweisen. Sie h a b e n sich „würdig" erwiesen.

In Nordenburg sprach ich einen gefangenen russischen Brigadekommandeur von der 30. Division. Als ich ihm von den von russischen Soldaten verübten Greueln erzählte, meinte der General, das russische Offizierkorps und noch weniger die russische Generalität könne dafür verantwortlich gemacht werden: die Schandtaten fielen wohl den Kosaken zur Last oder aber den Mannschaften der regulären Truppen, keineswegs aber Offizieren oder gar noch höheren Chargen. Eine billige Ausrede dies. Kein Mensch wird behaupten, daß Divisionsgenerale wehrlosen deutschen Frauen die Brüste abgeschnitten und die Bäuche aufgeschlitzt oder daß russische kommandierende Exzellenzen eigenhändig harmlose Bauernhäuser ausgeplündert und in Brand gesteckt, deutschen wehrpflichtigen Burschen Hände und Füße abgehackt und kleinen Kindern — ich erzähle hier von tatsächlich und massenhaft vorgekommenen und amtlich registrierten Fällen — die Finger abgeschnitten haben. Aber ich kenne den russischen Offizier seit einem Vierteljahrhundert und weiß, daß er ein Auge oder auch beide zudrückt, wenn die Soldaten seiner Kompagnie, seines Regiments oder seiner Brigade im Feindes-

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN

lande wie die Vandalen hausen, und daß die Losungen „Pljennych ne bratj!“ (Gefangene werden nicht gemacht) und „Wojenny grabjosh ne worowstwo“ (Kriegsraub ist kein Diebstahl) mehr als häufig als ein Zeichen besonderer Schneidigkeit angesehen werden. Aber auch vollgültige Beweise für direkte „Betätigung“ seitens der russischen Herren Offiziere sind vorhanden. Einem gefangenen russischen Offizier wurde ein von ihm aus Insterburg an seine Frau adressierter Brief abgenommen — der Brief liegt mir im Original vor —, in dem ich lese:

„. . . . Auf allen Wegen finde ich ausgeraubte und in Brand gesteckte Häuser . . ., unsern Soldaten wurde das Rauben gestattet.“

In der Schlacht bei Hohenstein wurden bei russischen Offizieren unter den Mänteln weiße Fähnchen vorgefunden, die sie geschwenkt hatten, um ihre Uebergabe zu markieren; fielen die Unsrigen darauf hinein und näherten sich diesen Offizieren, so wurden sie erschossen. Bei Gumbinnen fingen wir Eisenbahnzüge mit russischer Munition ab, denen das Rote Kreuz aufgemalt war! Und was soll man erst sagen, wenn man hört, daß man in der Rocktasche eines gefangengenommenen russischen Offiziers einen abgehackten Frauenfinger mit einem kostbaren Ring darauf gefunden habe? — Nein, auch das russische Offizierkorps ist mittelbar und unmittelbar an den in Ostpreußen verübten Schandtaten schuldig, und keinerlei Beschönigung wird es von dieser blutigen Schuld reinzuwaschen vermögen.

In Stallupönen sah ich an einer Straßenkreuzung einen erschossenen deutschen Zivilisten liegen; man hatte noch keine Zeit gehabt, den Toten fortzuschaffen, und hatte sich vorerst damit begnügt, das arme Opfer mit einer blutgefärbten deutschen Flagge zu bedecken. Der friedliche Bürger hatte den abziehenden russischen Truppen nachgeschaut — und ein russischer Offizier schoß ihn aus seinem Armeerevolver nieder. Das ist russische Ritterlichkeit, russische ritterliche Kriegführung.“ —

Mit dieſem Volke, mit einem Staate, deſſen Völkerſchaften auf uns gehetzt werden, wie man Hunde auf Edelwild losläßt, sollen wir einen faulen Frieden schließen? Niemals! Wir haben allzu oft vergessen. Wir dürfen nicht mehr vergessen!

Nicht genug mit den ersten beiden Raubzügen, unternahmen die Russen bekanntlich einen dritten, bei dem der militärische Zweck überhaupt fallen gelassen wurde. Dies war der Vorstoß der „Reichswehrhaufen“ gegen Memel im März 1915. Die Beweise hierfür fanden sich in einigen Schriftstücken, die in der Mappe eines am 6. April bei Andrzejewo gefallenen russischen Bataillons-Adjutanten gefunden worden sind. Es heißt darin:

Befehl an Detachement Memel Nr. 2.
7./20. März 1915: 10 Uhr abends Polangen.

In Anbetracht dessen, daß die Landung des feindlichen Landungskorps nicht gelungen und unmöglich geworden ist, hat unser Detachement den Befehl erhalten, von neuem die Stadt Memel zu besetzen und für die vom Feinde bewiesene Hinterlist und Treulosigkeit die ganze männliche Bevölkerung aus Memel auszutreiben. Auf den Vormarschstraßen unserer Truppen ist ihr ganzes Hab und Gut zu konfiszieren. Auf Befehl

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Höchstkommandierenden sind unverzüglich aus Memel aus den dortigen Werkstätten und Fabriken wegzuführen: Preßmaschinen mit Pumpen und Treibriemen, und zwar zur Erweiterung des Betriebes unserer Militärfabriken.

Der Rittmeister S. hat bei der Ausweisung der männlichen Bevölkerung aus der Stadt die Handwerker aller Berufsarten auszusondern und sie in den Hinterflügeln der Kasernen unter Bewachung unterzubringen.

Der Oberst Rabrikow wird zum Vorsitzenden der Kommission ernannt, die seit dem 6./19. März besteht, zur Uebernahme der Stadt an Stelle des Hauptmanns der ersten Kompagnie Pakarski. Ihm liegt die Ausweisung der Ortseinwohner ob, gemäß diesem vorliegenden Befehl.

Charakteristisch ist auch ein unter Ziffer III, 6 erlassener Befehl des Detachement-Befehlshabers Generalmajors Potapow: „Das bei den Gefangenen vorgefundene Geld ist an die Staatskasse abzuliefern.

gez. Gen.-Maj. Potapow, Det.-Führer.

Hauptmann der Garde gez.: Kononow, Chef des Stabes."

Einen völlig unparteiischen Bericht über diesen Raubzug wird der berühmte schwedische Forschungsreisende Sven Hedin geben, der die ausgeplünderten und niedergebrannten Gebiete sofort nach der Vertreibung der Russen besucht hat. Eine vorläufige Darstellung hat das „Memeler Dampfboot" in seiner Nummer vom 24. März gegeben:

„Kurz vor der Invasion der russischen Horden wurde Memel noch in einer der größten deutschen Zeitungen als „die friedliche Ecke" bezeichnet. Lange, monatelang war unsere Kreisgrenze nur den Angriffen schwacher russischer Streitkräfte ausgesetzt. In den Februar- und Märzwochen häuften sich die Angriffe, und die Gefechte wurden heftiger. Schließlich hatten die Russen große Streitkräfte — es sind schätzungsweise 6000 Mann gewesen — zusammengezogen, um Memel in ihre Hand zu bekommen. Am Mittwoch, den 17. März, wurde der Anmarsch durch die ausgestellten Feldwachen gemeldet, am Donnerstag erdröhnte Kanonendonner, verwundete deutsche Soldaten wurden häufiger durch die Stadt gebracht. Die Lage der Verteidigungsmannschaften ward immer schwieriger und der Verteidigungsring um die Stadt immer enger. Ihren Weg zeichneten die Russen durch Brand. Der ganze Kreis Memel ist von diesen Barbarenhaufen niedergesengt, Häuser, Gehöfte, Güter, Dörfer, ganze Gemeinden sind in Schutt und Asche gelegt. Ueberall Schrecken und Grauen.

Scharen um Scharen ländlicher Flüchtlinge strömten nach der Stadt, um ihr Allernotwendigstes, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Doch wie war es da mit ihrer Sicherheit und Versorgung bestellt? Unserer Stadtbehörde, die sich um all die Flüchtlinge bemühte und zu bemühen bestrebte, blieb nicht die Zeit, um den Jammer und das Elend der Flüchtlinge zu stillen.

Donnerstag abend — es mag zwischen 6 und 7 Uhr gewesen sein — drangen die ersten Russen in die Stadt ein. Beide Brücken, die Börsen- sowohl als auch die Karlsbrücke, waren am Abend von russischen Posten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besetzt, die kaum jemand durchließen. Wer in ihre Nähe kam, wurde angerufen, durchsucht und zurückgeschickt. Vor dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Alexanderplatz hatte sich ein russischer Haufe gesammelt. Trompetensignale waren zu hören und ebenso Gesang und Hurrarufen. Blutigrot war der Himmel, der über Memel sich spannte. In den Straßen irrten Männer, Frauen, Kinder umher. Von Angst und Verzweiflung getrieben, wollten sie ihr Leben in Sicherheit bringen. Es war zu spät, schon waren die Russen in der Stadt. Da half nur Besonnenheit, und wer besonnen war, begab sich nach Hause. Und all die Flüchtlinge, die Heimatslosen — sie mußten suchen, wo unterzukommen.

Unsere Verteidiger zogen sich nach der Holzstraße zurück, um vom Hafenbauamt sich auf die Nehrung hinüberzusetzen. Oberstleutnant Conradi leitete den Rückzug, und seiner Fürsorge ist es zu danken, daß zirka tausend Zivilpersonen ebenfalls von dort auf die Nehrung in Sicherheit gelangten. Durch Maschinengewehre, die in der Holzstraße vor dem Hafenbauamt aufgestellt waren, wurde der Rückzug gedeckt. Ein Mann von der Maschinengewehrabteilung wurde von einer Kugel getroffen. Noch am Tage der Befreiung sah man in der Holzstraße einen großen Blutflecken, die Stelle, wo er seine letzte Pflicht erfüllte. Unseren Truppen gelang es, kaum behelligt sich nach der Nehrung zurückzuziehen.

Sonnig und kalt war der Freitagmorgen. Am Ballastplatz sah man noch Kähne mit Flüchtlingen nach der Nehrung hinüberfahren. Ein unheimliches Gefühl beschlich jeden, der, in der Stadt verblieben, sich auf die Straßen hinauswagte, beim Anblick der russischen Raubpatrouillen. Fast sämtliche Schaufensterscheiben in der Libauer Straße waren und wurden Freitagmorgen eingeschlagen. Im späteren Verlaufe des Tages und an den nächsten beiden Tagen folgten sehr viele in den anderen Straßen. Hauptsächlich hatten es die Russen auf die Delikateßwaren-, Kolonialwaren-, Konfitüren-, Uhren-, Schuh- und Zigarrengeschäfte abgesehen, die sie auf russische Weise ausplünderten. Nicht genug mit dem Plündern und Rauben in Geschäftsläden, drangen Patrouillen selbst in viele Privathäuser ein, wo sie teils nach Militärpflichtigen fahndeten, teils — und das mag am häufigsten geschehen sein — plünderten und Frauen und Mädchen vergewaltigten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich unter dieser Räuberhorde auch anständige Soldaten befanden, die verschiedene Dinge bezahlten und höflich die Hand beim Eintreten und Weggehen gaben. Die Straßen waren fast menschenleer bis auf die Libauer Straße, die sowohl von Russen als auch von Zivilpersonen belebt war.

Das unwirtliche Wetter am Sonnabend schreckte selbst die Mutigeren ab, sich auf die Straße zu begeben. Wer nicht, vom Hunger getrieben, sich nach Lebensmitteln umzusehen brauchte, blieb zu Hause. An diesem Tage war auch kaum jemand von den Russen zu sehen. Erst am Abend wurde es lebhafter. Ab und zu wurden Schüsse in der Libauer und Polangenstraße abgefeuert. Man konnte es den Russen ansehen, daß sie sich in Memel nicht recht sicher fühlten. Größere Trupps russischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Militärs zogen vornehmlich während der Dunkelheit in die Stadt ein, um sie im Dunkeln auch wieder zu verlassen, so daß man nicht weiß, in welcher Anzahl sie in unserer Stadt geweilt haben.

Die Vorboten der nahenden Befreiung waren Sonntag vormittag eine Dragoner- und eine Infanteriepatrouille, die mitteilten, daß am Abend unsere Truppen hier sein würden. Am Vormittag war auch nur selten ein Russe in der Stadt zu sehen. Erst mittags ritt eine kleinere Anzahl die Libauer Straße hinauf und hinab. Vereinzelte Gewehrschüsse ließen auf die Nähe unserer Soldaten schließen. Gegen Abend wurde ein Teil der Polangenstraße nach Zivilpersonen abgesucht. Männer, Frauen, Greise und Kinder, selbst Schwerkranke und Säuglinge wurden aus den Häusern getrieben, um dann planlos durch die Stadt geführt zu werden, bis man schließlich zur Kaserne gelangte, wo alle wieder freigelassen wurden. Vermutlich sollten die Gefangenen den Russen als Deckung gegen die anrückenden Deutschen dienen. Ein furchtbares Gewehrfeuer setzte abends gegen 7 Uhr ein. Die Hauptmasse der Russen hatte schon am Morgen die Kaserne verlassen, so daß sich wahrscheinlich nicht allzu viele des Russengesindels in der Stadt befanden.

In der Nacht ward es still. Am Montagmorgen konnte man das Ergebnis des Gefechts sehen: eine Anzahl toter Russen lag in der Libauer Straße und ebenso am Steintor. Ein gräßlicher Anblick! Mit wachsbleichen Gesichtern und gebrochenen Augen lagen sie da. Zwei hatten gehofft, in einem ausgeschlagenen Schaufenster Sicherheit zu finden. Doch sie waren von deutschen Kugeln getroffen und lagen zusammengekauert an ihrer Zufluchtsstätte. Auch zwei deutsche Soldaten, der eine die beringte Hand ausgestreckt, hatten den Tod gefunden. Draußen neben der Chaussee nach Althof lagen außer vielen Russenleichen auch elf erschossene Zivilpersonen, die dorthin aus den letzten in jener Stadtgegend gelegenen Häusern geschleppt waren. Jammer und Elend überall. Eine traurige Nachricht, um so trauriger, als sie einen edlen und lieben Menschen betrifft, muß mitgeteilt werden: unser zweiter Bürgermeister Pockels, der aus dem Rathaus in letzter Stunde zusammen mit dem städtischen Baubeamten Goldbeck verschleppt, dann aber, als der Schlitten, in dem er mit seinem Leidensgefährten saß, bei Königswäldchen umschlug, wieder freigelassen wurde, hat, als er sich schnell entfernen wollte, einen Bajonettstich durch den Magen erhalten. Er konnte sich noch bis zur Gasanstalt schleppen und befindet sich jetzt im städtischen Krankenhaus. Hoffentlich gelingt es, diesen offenen und pflichttreuen Mann, der sich während seines kurzen Hierseins in allen Kreisen herzliche Sympathien erworben hat, der Stadt und seiner Familie zu erhalten. Sanitätsrat Dr. Dencks, den die Russen ebenfalls zu dieser Zeit verschleppten, wurde am Waisenhaus bereits freigelassen.

Es sind der Eindrücke so viele, die man während der dreitägigen Russenzeit und nach der Befreiung in unserer Stadt empfangen hat, daß man die ganze Furchtbarkeit des Krieges aus eigener Anschauung ermessen kann. Ekel und Grauen ergreifen einen bei der Erinnerung der abscheulichen Schandtaten, die man mit eigenen Augen hat ansehen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen. So furchtbar haben diese Greueltaten auf einzelne Personen eingewirkt, daß sie aus Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende gemacht haben oder aus Todesangst gestorben sind. Opfer des Krieges, des furchtbarsten Krieges!"

Der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" sandte am 29. März den folgenden Bericht:

Um über die seltsamen Widersprüche zwischen den Meldungen aus Memel Aufschluß zu erlangen, fuhr ich nochmals von Insterburg herauf. Der Zwiespalt ist darin begründet, daß die Straßen der Stadt weit weniger Verwüstung zeigen als die anderer ostpreußischer Städte, daß man aber von den Dingen, die sich hinter den Mauern abspielten, in Deutschland nicht im Vorübergehen spricht. Vielleicht wären diese Dinge diesmal im Lärm der großen Schlachten und in der Scham unserer Frauen und Mädchen verschollen, wenn die Erregung über die sinnlose Brutalität nicht dazu zwänge, die Wahrheit, wenn auch mit knirschenden Zähnen zu sagen. Die Welt soll wenigstens anhören, was wir an unserem Leibe zu fühlen bekommen von russischer Kultur.

Bis jetzt haben amtliche Feststellungen in über hundert Fällen sinnlose Morde sowie Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen festgestellt. Was amtliche Erkundung noch hinzubringt, was die Asche der einsamen Bauernhöfe für immer deckt, was Hunderte verschleppter Landleute zu erdulden haben, kann niemand wissen. Die Verschleppten, deren Namen und Wohnort ich mir aufschrieb, schwankten im Alter zwischen vier Tagen und 82 Jahren: Gutsbesitzer, Pfarrer, Bauern, Witwen, einzelstehende Mädchen. Auch die Frau eines Landwehrmannes mit zwölf Kindern ist darunter. Das Jüngste war vor vier Tagen geboren. Es starb unterwegs, blieb tot in Krottingen zurück. Unterschiedslos wurden die Menschen aus den Häusern herausgeholt, um als Kugelfang vor den Truppen hergetrieben zu werden.

In einem Gehöft am Meeresstrande, in Nimmersatt, sprach ich eine fünfundsiebzigjährige Frau, die morgens um 6 Uhr von den Kosaken aus dem Bett geholt und im Hemd in den eisigen Frost hinausgejagt wurde. Unterwegs lieh sie sich hier einen Rock, da eine Jacke und mußte zähneklappernd weiter, während hinter ihr das Gehöft in Flammen aufging. Eine Müllerin in dem gleichen Dorfe führte mich in ein Zimmer, in dem der Leichnam ihres Vaters lag. Vor anderthalb Wochen ist er gestorben, gerade als die Russen eindrangen. Der Mann lebt nicht mehr, drei Söhne sind im Krieg, der vierte abwesend, die Frau wurde hinausgetrieben als Kugelfang. Sie kamen hinter den Wald. Ein deutsches Maschinengewehr hörte auf zu feuern, als sie sich näherten.

In Rumpischken bei Memel lagen nach dem Abzug der Russen zwölf erschossene Zivilisten. Sie waren ebenfalls als Kugelfang mitgenommen und, als unsere Truppen vordrangen, von den Russen hier erschossen worden. Die Schwestern und Pfleger des Krankenhauses wurden an der Wand aufgereiht, um erschossen zu werden. Einige ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wundete Russen, die in ihrer Pflege genesen waren, verhinderten es im letzten Augenblick.

Ein Oberwachtmeister sieht von seinem Fenster aus fünf Kosaken in die Straße biegen. Gegenüber steigen sie vom Pferd, sie gehen in das Haus. Es fallen Schüsse. Als die Kosaken fort sind, findet man den 72 jährigen Hausbesitzer Hinz, den 63 jährigen Saballus, den 82 jährigen Lehrer Schmidt sowie einen 17 jährigen Schweizer tot; geraubt wurde nichts.

Nicht der leiseste Anhalt für den Grund dieser Morde ist zu finden. In Clemmenhof, vier Kilometer von Memel, lebte ein altes Gutsbesitzerpaar Ogilvie. Der Mann war gelähmt, eine Haushälterin war anwesend. Die Russen drangen ein, danach fand man die Frau mit durchstochener Brust und zerfleischtem Arm, den Mann mit zerschmettertem Schädel. Die Haushälterin wurde verwundet gesehen und ist verschollen. Der Sohn des Ehepaars sagt, er hätte den Vater nicht erkannt, so zertrümmert war der ganze Schädel. Eine Kellnerin wurde von den Russen in einen Stall geschleppt und von fünfzehn Mann vergewaltigt. Ihr Gesicht ist noch geschwollen von den Faustschlägen, die sie im Kampfe erhielt. Gleichfalls gemißbraucht wurde eine dreiundachzigjährige Dame. Die Tochter eines Handwerkers wird in Gegenwart ihrer Eltern von russischen Soldaten so lange geschändet, bis sie tot hinsinkt, die Mutter nimmt aus Verzweiflung Gift, der Vater durchschneidet sich die Pulsadern und liegt im hiesigen Krankenhause. Die Frau eines Bahnbeamten wurde in Gegenwart ihres Mannes und ihrer Kinder von fünf Russen vergewaltigt, zwei anderen Frauen ging es ebenso. Mein Hand sträubt sich, mehr davon zu schreiben.

Was sich in Memel zwischen dem 18. und 21. März zugetragen hat, wiegt schwerer als alle Brandstätten Ostpreußens und Polens zusammen, denn diese Dinge geschahen in einem Landesteil, der als Kampfgebiet gar nicht in Betracht kommt, an einer ruhigen, dem Gegner freundlich begegnenden, wehrlosen Bevölkerung nach einem fast kampflosen Einmarsch. Weder strategische noch taktische Interessen kamen in Betracht, weder Rachegefühle noch Hunger oder Not irgendwelcher Art. Es war der Sklave, wenn er die Kette bricht, nichts anderes. In Urbans Gasthaus versuchten Offiziere die Soldaten von ihrem sinnlosen Treiben abzubringen, umsonst! Sie hatten alle Macht über die Horden verloren, und zwei großen Kulturvölkern ist noch immer keine Lüge zu schlecht, um ihren fanatischen Willen durchzusetzen: deutsches Leben und deutsche Kultur von den Füßen dieser Wilden zertreten zu lassen.

Eine ähnliche Darstellung gab der preußische Landtagsabgeordnete Dr. Gaigalat-Prökuls im „Berliner Lokal-Anzeiger“:

Der Kreis Memel war bisher vor größeren Einfällen der Russen bewahrt geblieben; kleinere Gefechte mit der russischen Grenzwache fanden häufig statt; sie endeten aber immer mit dem Siege der kleinen Abteilungen unseres einheimischen Landsturms. Da drangen am vorigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittwoch in der Frühe größere russische Truppenmassen aus der Richtung des russisch-littauischen Städtchens Garsden auf den Kirchort Dawillen zu. Unsere Landsturmschar verteidigte mutig den danebenliegenden Gramboberg, auf dem einige Kanonen postiert waren. Doch vor dem weit überlegenen und unaufhaltsam vordringenden Feinde konnten sie nicht lange standhalten. Bald ergossen sich plündernd, sengend und mordend die Russenhaufen über die freundlichen Ortschaften des nördlichen Littauen. Vor ihnen flohen, jammernd und furchterfüllt, die Bewohner. Wer ein Fuhrwerk besaß, hatte es mit dem notwendigsten Hausrat, insbesondere Betten, beladen, die Kinder dazwischen geborgen; wer nichts besaß, hatte wenigstens ein Stück Brot in der Hand. So ging's hinaus vor dem Feinde her. Rauchwolken bei Tage und Feuerschein in der Nacht beschleunigten ihre Schritte. Manche suchten ihre weiter südlich wohnenden Verwandten auf, andere hofften auf menschenfreundliche Aufnahme bei Fremden. Der Marktplatz in Prökuls bot das Bild eines großen Jahrmarkts. Schlimme Gerüchte wurden verbreitet. Fast jeder packte seine wichtigsten Habseligkeiten zusammen. Die Frauen und Kinder benutzten noch den letzten Personenzug am Freitag früh, um sich nach Tilsit zu flüchten. Wir übrigen hatten uns entschlossen, bis zum äußersten auszuhalten, beim Ankommen der Russen aber auch zu fliehen. Das Schicksal jener Tausende von Landsleuten, die aus den nördlichen Teilen der Kreise Tilsit und Ragnit nach Rußland fortgeschleppt waren, hatte uns zur Vorsicht erzogen.

Schon waren die russischen Kavallerie-patrouillen, Schrecken und Furcht verursachend, in die benachbarten Dörfer eingedrungen. Aber auch ein Militärzug nach dem andern wurde auf dem Prökulser Bahnhof ausgeladen. Bald waren die nächsten Ortschaften von deutschen Soldaten besetzt, und Gewehr- wie Kanonenfeuer verkündeten, daß deutsche Schnelligkeit wieder einmal den Gegner überrascht hatte.

Inzwischen waren die Russen, ohne Widerstand zu finden, am Donnerstag bis vor die Tore von Memel vorgedrungen; Feuer und Mord bezeichneten ihren Weg. Der Landsturm bemühte sich, Memel zu halten; es kam abends zu einem heißen Gefecht vor dem Steintor zu Memel und dann an den Dangebrücken, wo die Maschinengewehre noch reichliche Opfer forderten. Mit Hurrarufen stürmten die Russen in die Stadt. Der Landsturm brachte sich mittels Dampffähre auf die Nehrung in Sicherheit.

Die Bevölkerung der Stadt war nicht im mindesten auf den Ueberfall durch die Russen vorbereitet. Noch vor einigen Stunden hieß es, man könne ganz beruhigt sein, die Russen seien zurückgedrängt und Memel sei in Sicherheit. Jetzt eilten Tausende, aufgeschreckt durch das Geheul der durch die Straßen sprengenden Kosaken, zum Haffufer, um die Nehrung zu erreichen. Nur ein Teil konnte zu Schiff hinüber. Es entspannen sich heiße Kämpfe an der Anlegestelle. Geschrei der Kinder, das Jammern der Frauen, die Todesangst auf vielen Gesichtern waren entsetzlich.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Andere eilten nach dem Vorort Schmelz, um den einzigen Ausgang aus der Stadt nach Süden zu erreichen, da die Stadt sonst allerseits von den Russen umgeben war; denn auch von Norden, von Polangen und Krottingen, waren Russen herangerückt. Die Kugeln der Kosaken pfiffen bereits hinter den Fliehenden her.

Viele Hunderte eilten über das morsche Eis des Haffs auf die unwirtliche Nehrung, um im entsetzlichsten Schneesturm bei 15 Grad Kälte auf dem drei Meilen langen Weg in stellenweise metertiefem Schnee nach dem Badeort Schwarzort zu gelangen. Es war gerade die Zeit, da ein orkanartiger Sturm auch über Berlin tobte. Man denke sich, Frauen, darunter alte und kranke, mit Kindern auf den Armen und an der Hand, in der bittersten Kälte mehrere Meilen weit durch tiefen Schnee mit Gepäck sich schleppend! Es wird berichtet, daß manche Frau mit Kindern vor Erschöpfung und Kälte im Schnee erstarrt und umgekommen sei. Manche haben Gesicht, Hände und Füße erfroren. Bald war Schwarzort überfüllt; in der Kirche standen die Flüchtlinge Kopf an Kopf, Lebensmittel waren nicht vorhanden; man mußte frieren und auch hungern, bis dann von dem jenseitigen Ufer einige Lebensmittel über das gefährlich schwache Haffeis in einspännigen Schlitten, da Zweispänner zu schwer waren, von wegekundigen Fischern hinübergebracht wurden. Die übrigen Dörfer südlich Memel wurden ebenfalls mit Flüchtlingen überschwemmt, jedes Haus war überfüllt. Im Gemeindehause zu Prökuls waren an 70 Kinder und Erwachsene zu verpflegen; jeder klagte sein Leid. Ein Marinesoldat erzählte mir, daß er vor seiner Einreihung in die Unterseebootsmannschaft noch beurlaubt worden sei, um von Weib und Kind Abschied zu nehmen. Kaum sei er daheim gewesen, als er auch schon vor den einrückenden Russen habe fliehen müssen. Verirrte Kinder weinten nach ihren Eltern, Mütter bejammerten ihre verlorenen und verlaufenen Kinder. Ein erschütterndes Bild!

Unterdessen begann das Schreckensregiment in Memel. Fast jedes Haus wurde von Russen durchsucht, die Schränke und Behälter durchwühlt, dabei alle Wertsachen geraubt; die Taschen der Männer wurden durchsucht, Uhren und Geld ihnen entrissen. Dabei hat eine Anzahl von Personen den Tod erlitten. Manche Frauen und Mädchen sind übel mißhandelt worden. Bald lagen auf den Straßen einzelne Leichen unschuldiger Leute. Der weitaus größte Teil der Läden wurde geplündert; überall sieht man zerschlagene Fenster, zerbrochene Türen. Ein Goldwarenlager ist bis auf einige Wanduhren völlig ausgeräumt. Die Soldaten verlangten meist nach Branntwein, und bald machten sich auch die Folgen der Trunkenheit bemerkbar. Im Vorort Budszargen führten die Russen einen angesehenen, ehrenwerten Bürger, welcher eine größere Anzahl Flüchtlinge bei sich aufgenommen hatte, mitsamt zehn männlichen Flüchtlingen am Freitagabend hinaus vor die Stadt, marterten die Leute, indem sie dem einen beispielsweise mehr als zehn Bajonettstiche in Beine und Unterleib versetzten, ihm den Unter- und Oberschenkel brachen und ihn erst auf flehendes Bitten töteten. Ich selber habe die so zugerichtete Leiche gestern in Augenschein genommen. Die anderen Mithinausgeführten verfielen ebenfalls dem Tode. Welch bestialische

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mordgier gegenüber unschuldigen und ungefährlichen Leuten! Der Zweite Bürgermeister von Memel, Pockels, wurde durch Bajonettstiche lebensgefährlich verletzt.

Eine Unmenge von Flüchtlingen aus dem Landkreise hatte sich mit Fuhrwerken und Habe in die Stadt geflüchtet. Sehr viele von ihnen wurden nach Rußland transportiert, sind aber dann, etwa 3000 an der Zahl, von unseren Truppen in Krottingen wieder befreit worden. Mehrere Gutsbesitzer und Bauern sind getötet; in Graumen hat ein etwa 80 jähriges Gutsbesitzerehepaar die Russen freundlich bewirtet, dafür haben diese den Leuten mit Gewehrkolben die Schädel zertrümmert. Soll denn für solche Schandtaten keine Wiedervergeltung, wie sie von unserer obersten Heeresleitung verkündet ist, geübt werden? Solche himmelschreienden Mordtaten müssen irgendwie gesühnt werden und verlangen eine gepanzerte Rachefaust.

Die Schreckensherrschaft der Russen dauerte glücklicherweise nicht lange, sonst wäre der Jammer unübersehbar geworden. Sonntag abend rückte unsere Infanterie zum Sturme gegen Memel vor. Bei den Vororten Budszargen und Janischken kam es zu blutigem Ringen; die zurückgeschlagenen Russen eilten in die Stadt. Es entspann sich ein Straßenkampf, der Schnee der Libauer Straße färbte sich blutrot. Bald war Memel frei. Eine Anzahl der Mordbrenner wurde gefangen. Einige verwundete Russen sah ich gestern im Lazarett. Ein Lazarettgehilfe meinte: „Es ist schwer, Mörder mit Liebe zu behandeln, aber man tut's!" Ein deutscher Verwundeter zeigte mir seinen Kopf: Eine Kugel hatte vom Ohr ab die Wange bis zum Kinn durchgerissen: „Damit begrüßte mich ein Kosak, der in unser Seminarlazarett gedrungen war und mich auf dem Korridor erblickt hatte", erklärte er. — Die Hunnen hätten nicht anders gewütet, als es die Russen im Kreise Memel taten.

Vor den Toren Memels schaute ich noch auf die Opfer der Erstürmung der Stadt: blutüberströmt, bleich, manche mit anklagend zum Himmel erhobenen Armen, lagen die Kämpfer auf tauendem, schneebedecktem Acker, etwa 100 Meter Freund von Feind entfernt. Ein herzerschütternder Anblick, ein Werk der furchtbaren Kriegsfurie! Ich wünschte, die amerikanischen Kanonen- und Munitionslieferanten, die um schmählichen Gewinnes willen die Greuel des Krieges verlängern, sähen dies Bild: sie würden an ihren Händen das Blut der Zerschmetterten fühlen, das durch keine heuchlerischen Worte abzuwaschen ist. Wir im Memelschen vertrauen, daß unsere Ecke durch die Fürsorge der Heeresleitung künftig vor ähnlichen Greueln bewahrt bleibt.

Aber diejenigen Völker, die bisher für Rußland und seine Verbündeten Partei genommen haben, mögen nun erkennen, wie die Kultur aussieht, mit der halb Europa beglückt werden soll.

Schließlich sei noch eine andere Seite der russischen Kriegführung beleuchtet, die in einem Bericht des „Berliner Lokal-Anzeiger" Erwähnung gefunden hat Auch hier — oder vielmehr hier noch mehr — kommt der ganze Tiefstand der Kultur eines Volkes zum Ausdruck, mit dem die Westmächte sich verbunden haben, um Deutschland nieder-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuzwingen. Mit diesem Volke dürfen wir nichts gemein haben. In dem Bericht heißt es:

Unweit dieses Zuges, auf dem eigentlichen Eisenbahngleise, das nach Wilna—Moskau führt, steht ein vornehm ausgestatteter Zug, lauter riesige Wagen erster und zweiter Klasse. Jeder Wagen trägt das rote Kreuz und eine Inschrift, die besagt, daß dieser Zug der Mission Française gehört. Aus den Fenstern und Türen schauen überall neugierige Mädchenaugen das Treiben am Perron an. Offiziere in russischer Uniform laufen umher, Sanitätssoldaten schleppen Tragbahren von einem Waggon zum anderen, und wenn sie die Kupeetüren öffnen, strömt ein intensiver Karbol- und Jodoformgeruch zu mir.

Nachdem ich mich dem Chefarzt, einem dicken Petersburger Herrn, vorgestellt habe, übernimmt er sehr zuvorkommend die Führung und geleitet mich von einem Wagen zum anderen. Das erste, was wir besichtigen, ist der Operations- und Verbandsaal des Zuges. Ein baumlanger junger Arzt mit vornehmen Allüren untersucht gerade einen russischen Soldaten, der auf seiner Tragbahre liegt und schauderhaft jammert. Der Aermste hat einen Granatschuß in der Bauchgegend und ist, wie mir der Arzt erklärt, nicht mehr zu retten. Eine junge, sehr hübsche Schwester, in einer vielleicht allzu eleganten Kleidung, verbindet einen schmutzstarrenden Soldaten, dessen Handgelenk von einer Gewehrkugel zerschmettert ist. Die rosigen, wohlgepflegten Hände der Schwester arbeiten geschickt und flink an dem Verbande herum; sie hat sichtlich Ehrgeiz, ihre Sache gut zu machen, doch dem Verwundeten scheint die Tatsache, daß eine vornehme Petersburger Dame seine Pflege übernommen hat, keinen besonderen Respekt einzuflößen, denn er winselt ganz jämmerlich. Eben wird auf einer Tragbahre ein Mann in blutgetränkter Kleidung hereingebracht. Der Mann lag in einem Magazin, verlassen seit drei Tagen, mit einer schweren Wunde im Rücken und wurde eben von einem deutschen Soldaten, der zufällig in das Magazin trat, entdeckt. Der junge Arzt macht noch einen tiefen Zug an seiner Zigarette, wirft sie fort und krempelt seine Aermel hoch. Dann beginnt die Untersuchung, die Sonde geht tief in das Fleisch hinein, der Verwundete zieht den Körper krampfhaft zusammen und rührt sich nicht mehr. Der junge Arzt sagt etwas zu den Sanitätssoldaten, die teilnahmlos neben der Tragbahre standen, und die zwei Männer heben den Toten und tragen die schwere Last mit dem gleichmäßigen, wiegenden Schritt der Krankenpfleger den Perron entlang in den Stationsgarten, wo die schon im vornhinein ausgehobenen Gräber ihrer Besetzung harren. Der junge Arzt wäscht sich die Hände und raucht dann eine neue Zigarette an: „Nous avons beaucoup de morts" — bemerkt er lächelnd und erkundigt sich dann lebhaft, was eigentlich mit der russischen Armee geschehen ist. Wie ich ihm sage, daß der größte Teil der Sieversschen Armee vernichtet ist, verdüstert sich auf eine Minute sein junges Gesicht und er fragt mit einem tiefen Seufzen: „Quand cette guerre finira-t-elle?" Während unserer Konversation kommen langsam mehrere Schwestern in den Wagen. Meistens junge, hübsche Mädchen, elegant gekleidet, parfümiert, mit zierlichen Schuhchen, modern frisiert

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie passen so ganz und gar nicht in diese blutüberströmte Umgebung. Die Düfte des Parfüms vermischen sich mit dem durchdringenden Geruch von Blut, Jodoform und Karbol. Sie sprechen russisch und französisch durcheinander, und die dünnen Mädchenstimmen vereinigen sich zu einem seltenen Wirrwarr, dazwischen tönt das Wimmern eines Verwundeten, der eben auf den Operationstisch gelegt wird. Der junge Arzt schreitet zur Arbeit, „Place, mes dames s. v. p.", bittet er höflich und verneigt sich mit den Allüren eines vollendeten Weltmannes zu den Damen. Lustig hüpfen die Mädchen von der hohen Treppe des Waggons, eine elegante junge Dame mit einem prachtvollen Marderpelz ruft einer anderen Freundin zu: „Venez avec moi, nous promener", und verschwindet in dem Gedränge des Bahnhofes, inmitten von Verwundeten, russischen Pflegern und deutschen Soldaten, die neugierig den langen russischen Zug abschreiten.

Der Chefarzt erzählt mir die Geschichte ihrer Gefangennahme. Nur zehn Minuten früher hätten sie von Kibarty abfahren müssen, dann wären sie noch nach Wilna durchgekommen. Aber eben diese zehn Minuten haben gefehlt, und kaum daß der Zug mit seinen hundertundfünfzig Kranken und dreißig Personen an Aerzten und Pflegerinnen Kibarty verlassen hatte, regnete es schon von allen Seiten Geschosse. Granaten heulten über ihre Köpfe hinweg, Gewehrkugeln durchschlugen die Eisenwände der Wagen. Es war unmöglich, weiterzukommen, und so fuhr der Zug nach Kibarty zurück, wo er vom deutschen Militär empfangen wurde. Der Chefarzt schien aufrichtig betrübt zu sein über das Unglück, das sie betroffen hat. „Wir waren so nötig zu Hause; es sind so viele Kranke, die unserer Hilfe warten. Alle Spitäler Rußlands sind voll von Verwundeten und Kranken. Typhus und Cholera wüten bei uns. Auch im Zug sind 70 Typhuskranke, die wir in ein Krankenhaus bringen müßten, denn im Zug kann man sie nicht pflegen, wie es nötig wäre." Wir treten dann noch in ein Abteil erster Klasse. In einem sauberen Bett liegt ein russischer Offizier mit einem schweren Beinschuß, der jedoch bereits verheilt. Vor seinem Bett sitzen drei junge Pflegerinnen und unterhalten sich mit dem Kranken. Die eine hält einen französischen Roman in der Hand, es ist Zolas „Germinal", auf einem kleinen Tablett stehen drei Tassen Tee und eine Flasche Likör: „Half and half" steht auf dem Etikett. Als ich mit dem Chefarzt zu der Gruppe trete, werden sie plötzlich still; doch nachdem ich mich vorgestellt habe, geht das Geschwätz ungestört weiter. Der kranke Offizier erzählt mir die Geschichte seiner Wunde, die er während eines Ordonnanzrittes erhalten hat, und spricht über Deutschland mit großen Sympathien. Er macht aus seiner deutschfreundlichen Gesinnung gar kein Hehl, und da er aus den baltischen Provinzen stammt, kann ich an die Aufrichtigkeit seiner Gefühle glauben. Trotz des Karbolgeruches ist die Atmosphäre dieses Raumes gar nicht so kriegerisch, krankenhausmäßig. Ich habe unwillkürlich den Eindruck, daß in diesem Trauerzug gut gelebt und viel gelacht wird; das unbestimmte Gefühl, daß diese eleganten Damen nicht nur der Regung ihres guten Herzens gefolgt sind, als sie sich in die Dienste der Barmherzigkeit stellten. Es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist etwas in dieser Luft, in diesem Ton, das mich an die Erzählungen aus dem Russisch-Japanischen Krieg erinnert, wo die Sanitätszüge weniger zur Pflege der Kranken als zur Unterhaltung der höheren Offiziere dienten. Damals war auch die ganze gute Gesellschaft von St. Petersburg und Moskau auf den blutigen Schlachtfeldern der Mandschurei versammelt, selbstredend in sicherer Schußweite. Damals wurden wilde Orgien in Feldlazaretten, in Hospitälern und Sanitätszügen gefeiert, und die armen Muschicks gingen zu Tausenden und Abertausenden zugrunde, weil keine Aerzte, kein Verbandmaterial und keine Pfleger vorhanden waren. Aber es waren doch genug Aerzte da, auch an Pflegerinnen fehlte es nicht, und unzählige Sanitätswagen zogen sich dahin auf den unendlichen Heeresstraßen Ostasiens. Nur hat ein großer Teil der Aerzte und Pflegerinnen anderes zu tun gehabt, als sich um die Kranken zu kümmern, und das Innere der Sanitätswagen barg nicht Verbandmaterial, sondern Sekt und Wein. Ich kann diesmal nichts Positives behaupten; denn eigentlich sah ich nichts. Nur die jungen, durchweg hübschen Damen, die da im Dienste der Barmherzigkeit stehen, der süßliche Duft des Parfüms, der aus ihren Kleidern strömt, erinnert mich daran, was ich über die Vorgänge hinter der Front aus dem mandschurischen Feldzuge gehört habe.

Im krassen Gegensatz zu diesem luxuriösen Zug steht ein anderer, der gleich am Nebengleis steht. Es ist ein ganz gewöhnlicher russischer Lastzug mit einigen angekoppelten 3.-Klasse-Wagen, und in seiner Bewegungslosigkeit ist es wie eine schreckliche Anklage gegen diese russische Kriegführung, deren Wesen das Innere der Wagen verkündet. Der ganze Zug ist ein Beutezug, vollgepfropft mit geraubten deutschen Sachen, die einst das Eigentum der Einwohner Ostpreußens waren. Klaviere, Nähmaschinen, Spiegel, Bilder, Grammophone, Kücheneinrichtungen und Werkzeuge und hundert andere Gegenstände sind in diesem Zug zusammengepfropft zum Abtransport bereit. Nicht die Raubluft einzelner offenbart sich hier, sondern die staatliche Organisierung des Raubes, wo ganze Züge bereitstehen, um die gestohlenen Güter in das Innere des Landes zu transportieren. Das ist Mittelalter und Asien, das sich unseren Augen hier offenbart; und wieder drängt sich diese Frage in unserem Gehirn in den Vordergrund: „Warum muß man mit diesem Pack Krieg führen?“ — Der Chefarzt, der mich auch hierher, wenn auch mit sichtlichem Unwillen, geführt hat, bleibt verlegen zurück, als er auf meinem Gesicht den Ausbruch des Zornes erblickte, den ich bei Ansicht dieser Schändlichkeit nicht unterdrücken konnte. „Was wollen Sie, mein Herr? Das ist eben der Krieg,“ bemerkte er etwas unsicher. „Nein, Herr Chefarzt, das ist nicht der Krieg! Schauen Sie nur diese Teile Rußlands an, die unsere Truppen besetzt halten, ob dort auch so gehaust wurde. Das hier ist kein Krieg, das ist Räuberei, und die Menschen, die es vollbracht haben, sind keine Soldaten, sondern Diebe und Räuber, und der Staat, der dazu seine hilfreiche Hand bietet, ist kein Staat, sondern eine staatlich organisierte Räuberbande.“ Das waren die letzten Worte, die ich mit dem Chefarzt gewechselt habe, ich hatte nicht weiterreden können mit

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem Menschen, der auch zu jenen gehörte. Eiligen Schrittes ging ich den Zug entlang, hinaus zur Landstraße, wo die unendlichen Kolonnen deutscher Krieger in das fremde Land zogen, um Krieg zu führen, so wie ein Krieg geführt sein soll, gegen die feindliche Streitmacht, aber nicht gegen die friedliche Bevölkerung. Dort auf der dichtgedrängten, schmutzigen Landstraße, inmitten Tausender von Menschen und Tieren, fühlte ich, daß ich in einer andern Welt bin, in einer edleren, höheren, menschlicheren, wie dieser Zug war, wo in den mollig warmen Räumen vornehme russische Damen, in kostbare Pelze gehüllt, herumgingen, Französisch schwatzten, und wo sich in das lustige Lachen und Scherzen das Jammern der Verwundeten mischte und durch die parfümgeschwängerte Luft Karbol und Jodoform, mit süßlichem Blutgeruch gemengt, zu mir drang. Noch einen Blick werfe ich zurück auf dieses Dokument der russischen Kultur und sehe, wie eine der Pflegerinnen mit den winzig kleinen Sämischlederschuhen in dem wüsten Knäuel der geraubten Sachen herumtrippelt und herumsucht zwischen Beutestücken, zerbrochenen Gewehren, blutigen Lappen und Pferdekadavern.

Der Kampf gegen das Deutschtum in Rußland.

Zu den Ausschreitungen gegen Deutsche in Rußland und gegen deutsches Eigentum zu Beginn des Krieges hat sich im Verlaufe der Monate ein systematischer Vernichtungskampf der Regierung und der amtlichen Kreise gegen die in Rußland eingesessenen Deutschen gesellt. In den Maßnahmen, die bisher getroffen wurden, und die noch in Aussicht stehen, spricht sich ein so glühender Haß gegen alles, was deutsch ist, aus, daß wir auf keinen Fall dies ruhig hinnehmen dürfen.

Was deutsche Arbeit dem Zarenreich an Kulturwerten geschaffen hat, das läßt sich gar nicht hoch genug anschlagen. Nach der Volkszählung von 1897 beherbergte das europäische Rußland 1 719 000 Deutsche. Das ist bei einer Gesamtbevölkerung von 103 Millionen nur 1,6 Prozent; trotzdem aber bedeuten die Deutschen, wie Robert Hoeniger in seinem Buch über „Das Deutschtum im Ausland" ausführt, für die russische Kultur unendlich viel.

Bis ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts reicht die deutsche Einwanderung in die Ostseeprovinzen zurück. Hanseatische Schiffe trugen die deutschen Kaufleute an die Küste Livlands, und deutsche Missionare brachten hierher das Christentum. Deutsche Burgen und Schlösser blickten stolz ins Land und die deutschen Herren wurden in Heer und Verwaltung die Hauptstützen des russischen Reiches. So bildet dort seit Jahrhunderten ein kernfestes Deutschtum die Oberschicht der Bevölkerung, die selbstbewußt und stolz ihre nationale Eigenart trotz russischer Gewalttätigkeit und schroffer Unterdrückung bewahrt hat. Auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem unter russischer Herrschaft stehenden Teile Polens waren schon im Mittelalter deutsche Ansiedler die wichtigsten Träger der Kultur; ihnen verdanken das städtische Leben und die Landwirtschaft ihren Ursprung. Freilich hat dann im drangvollen Lauf der polnischen Geschichte die slawische Flut das alteingesessene deutsche Volkstum vielfach verschlungen. Im 17. Jahrhundert aber siedelten sich von neuem Deutsche in Polen an, Flüchtlinge aus dem Dreißigjährigen Krieg; die sächsischen Kurfürsten führten als polnische Könige dem Lande deutsche Kräfte zu, und seit 1820 hat eine starke Einwanderung Deutscher in die Grenzbezirke Russisch-Polens stattgefunden. Die gewalttätige Politik der Russifizierung hat dann freilich in Polen die Deutschen wieder zurückgedrängt. Im Jahre 1897 wohnten in Warschau noch 15 000 Deutsche; jetzt ist ihre Zahl auf etwa 10 000 herabgesunken. Die Hochburg des Deutschtums in Polen ist gegenwärtig Lodz, das „russische Manchester", von dessen 300 000 Einwohnern ein Drittel Deutsche sind; sie überwiegen in den höheren Schichten, im Kaufmanns- und Handwerkerstand, und entfalten ein reges Kulturleben.

Im Innern, im eigentlichen Herzen Rußlands, begann die entscheidende Wirkung des deutschen Wesens unter Peter dem Großen, der als Lehrmeister der Kultur eine große Anzahl von deutschen Offizieren, Gelehrten und Beamten nach Rußland zog. Unter Katharina der Großen erfolgte dann eine umfassende Einwanderung deutscher Bauern in die weiten, wüsten Steppengebiete Südrußlands, die man den Tataren abgenommen hatte. Russische Agenten führten unter lockenden Versprechungen die deutschen Siedler an die Ufer der Wolga, ans Schwarze Meer, nach Beßarabien, in die Krim und den Kaukasus. Zu beiden Seiten der Wolga, in den russischen Gouvernements Saratow und Samara, bestehen zahlreiche deutsche Niederlassungen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die auf dem rechten oder westlichen sogenannten Bergufer des Stroms gelegenen Ansiedlungen dieser Art, die durchweg römisch-katholischen Glaubens sind, wurden meist im Jahre 1764 von deutschen Auswanderern gegründet, die aus verschiedenen Teilen Deutschlands kamen. Bei einigen der heutigen Ortschaften läßt sich die besondere Herkunft nicht mehr genau nachweisen oder die Ansiedler hatten sich bei der Begründung bereits vermischt. Von anderen Kolonien weiß man aber noch jetzt genau, aus welcher Gegend Deutschlands die ersten Bewohner kamen. Die deutschen Namen der Ortschaften sind fast durchweg „verrußt" worden; die alten deutschen Bezeichnungen haben sich aber wenigstens in der Erinnerung erhalten. So heißt die Kolonie Gniluschka im Volksmund noch heute Pfeifer. Ihre Begründer kamen namentlich aus Baden und Württemberg. Die Kolonie Panowka hat den deutschen Namen Hiltmann, und ihre ersten Ansiedler stammten aus Hessen-Darmstadt. Aus dem Königreich Sachsen kamen die Leute von Flawla oder Leichtling, aus Bayern und Elsaß-Lothringen die von Karaulny-Buerak — auf deutsch Köhler — aus den deutschen Rheinlanden die von Simanowka. Auch Deutsch-Oesterreicher fehlen nicht. Ihr Heim wurde die Kolonie Ustgrasnucha oder Göbel. Das sind die Ortschaften, die auf bestimmte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegenden Deutschlands zurückgeführt werden können. Für die übrigen muß man sich mit der Angabe begnügen, daß sie von deutschen Auswanderern aus verschiedenen Gegenden angelegt wurden. Zu diesen Kolonien gehören Kamenka, Jelschanka oder Hasary, Kopenka oder Vollmer, Grasnowatka oder Schuck, Kameny Owrak oder Degot, Pamjatnaja oder Rothammel und Werchowje oder Setwald. Dazu kommen endlich die beiden Ortschaften Marienfeld und Josefsthal, die erst im Jahre 1852 von benachbarten deutschen Einwanderern gegründet wurden. Sie haben außer ihren echt deutschen Namen noch die Bezeichnungen Spatzenchutor und Schwabenchutor. Gegenwärtig haben diese fünfzehn deutschen Siedlungen eine Einwohnerschaft von etwa 40 000 Seelen, die mit ganz geringen Ausnahmen noch jetzt ihren römisch-katholischen Glauben behalten haben. Nur in der Kolonie Jelschanka gibt es 60 griechisch-orthodoxe Leute, die aber schon von Einwanderern dieses Glaubens abstammen. Der Sitz des katholischen Dekans, des Oberhauptes aller anderen Geistlichen, ist Kamenka, das auch sonst als der Hauptort zu bezeichnen ist, obgleich es an Einwohnerzahl von Simanowka etwas übertroffen wird. Das ganze Gebiet ist recht günstig gelegen. Das Klima ist gesund, der Boden fruchtbar, und die Bewohner verfügen über einen großen und erheblichen Wohlstand. Das ganze Gemeindeland wird in den meisten Kolonien alle sechs Jahre unter die männlichen Bewohner von neuem verteilt. Außerdem gibt es gerade in Südrußland noch mancherlei Gebiete deutscher Ansiedlungen, besonders im Bezirk von Odessa, in Beßarabien und auf der Halbinsel Krim. Eine größere Zahl von Familien, besonders aus Süddeutschland, zog am Anfang des vorigen Jahrhunderts in jene Gegenden, nachdem der Zar Alexander I. im Jahre 1803 eine Aufforderung zur Einwanderung hatte ergehen lassen. Die von ihnen gegründeten Dörfer sind noch heute die besten des Landes. Einen berechtigten Ruf hat unter ihnen der Bezirk von Groß-Liebenthal, südwestlich von Odessa, erhalten, wo sich die deutschen Siedlungen zu einer größeren einheitlichen Gruppe zusammengeschlossen und auch stets eine starke Widerstandskraft gegen die Einflüsse der nichtdeutschen Umgebung bewiesen haben.

Glänzend haben diese Deutschen ihre kolonisatorische Aufgabe gelöst, haben hier ein kraftvolles Bauerntum entwickelt, das noch heute in breitem Bogen in den Randgebieten der südlichen Hälfte Rußlands sitzt und zahlreiche Tochtersiedlungen weit ins Land hinein ausgeschickt hat. Deutsche Dörfer sind sogar weit ins asiatische Rußland hinein verpflanzt, nach Transkaukasien, Sibirien und Turkestan. Urdeutsch sind diese Leute geblieben und haben in ihren Großvater-, Vater- und Sohnes-Kolonien das alte Volkstum mit zäher Anhänglichkeit bewahrt, sind ein in sich geschlossener Fremdkörper innerhalb des Russentums mit deutschen Gebräuchen, Sitten und Dialekten. Am wenigsten haben dem slawischen Ansturm die deutschen Unternehmer, Kaufleute und Handwerker widerstanden, die zerstreut oder versprengt in den russischen Städten Aufnahme fanden. In Moskau sind die Deutschen seit dem 16. Jahrhundert heimisch, in Petersburg haben sie die Stadt mitbegründet; doch macht sich hier seit einiger Zeit ein deutlicher Rückgang des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschtums bemerkbar. In Petersburg hat die Zahl der Deutschen, die im Jahre 1897 ungefähr 46 000 betrug, abgenommen.

Zunächst wurden die eingesessenen Deutschen nach dem Innern des Landes, und sogar nach Sibirien verschickt. Sie wurden vielfach mit Deutschen zusammen interniert, die aus Ostpreußen verschleppt worden waren. Auf Geschlecht, Alter und Gesundheit wurde dabei nicht die geringste Rücksicht genommen.

In welcher, allen Rechtsgrundsätzen hohnsprechenden Weise die russische Regierung in den baltischen Provinzen gegen Deutsche, seien sie eigene Untertanen, seien sie deutsche Reichsangehörige, vorgeht, erhellt aus folgenden Tatsachen. Der Kreisadelsmarschall des Hasenpothschen Kreises (bei Libau), Baron Carl v. Manteuffel-Katzdangen, ist nach Wjatka (Ostrußland) verbannt. Sein Verbrechen bestand darin, daß er auf seinen Gütern deutsche Bauern, die aber russische Untertanen waren, angesiedelt hat, nachdem die lettischen Bauern in der Revolution 1905 sein Schloß verbrannt hatten. In Riga sind diejenigen Reichsdeutschen, die Mitglieder des deutschen Flottenvereins waren, in das Zentralgefängnis interniert, es wird ihnen der Prozeß gemacht. Brutalitäten gegen einzelne Persönlichkeiten sind an der Tagesordnung. Der alte kranke Buchhändler Irek ist nach Wologda transportiert, wo er bei seinem Alter und seiner Krankheit den Strapazen des Transports erlegen ist. Der Gouverneur von Livland, Sweginzew, ist als zu wenig deutschfeindlich durch einen Beamten aus Samara ersetzt.

Von einem baltischen Deutschen, der auf eine der Wolga-Inseln verbannt worden ist, ist Professor Dr. Schiemann von der Berliner Universität der folgende, im „Berliner Lokal-Anzeiger" veröffentlichte erschütternde Bericht über das Schicksal der unglücklichen Landsleute zugegangen, die von den Russen aus Goldap und Lyck verschleppt worden sind:

Wenn es mir persönlich und auch dem ganzen kleinen Kreis, in dem ich lebe, nicht ausgesprochen schlecht geht, so ist doch so viel unendliches Elend um uns herum, daß man seines Lebens nicht froh werden kann. In der letzten Zeit sind hier noch viele Gefangene aus Ostpreußen hergeschleppt worden, immer Trupps von etwa 50 Mann; es war ein entsetzlicher Anblick. Natürlich sind es durchweg ganz alte Männer, Frauen und Kinder, alle sind per Etappe hergebracht, und die Leiden, die diese Aermsten unter den Armen haben ertragen müssen, sind gar nicht zu schildern. Fast alle sind gegen zwei Monate unterwegs gewesen, haben hungern und frieren müssen, sind von einem Gefängnis ins andere getrieben worden, viele sind schon unterwegs gestorben. Wer vor Erschöpfung nicht weiter konnte, blieb liegen oder wurde mit Kolbenstößen weitergetrieben. Sattessen war ein Wort, das diese Menschen überhaupt verlernt hatten. Sie waren meist, wie sie gingen und standen, aus ihren Wohnorten, Lyck, Goldap und anderen Grenzgebieten, zusammengefangen und weggeschleppt worden. Ein Knabe von fünf Jahren, dessen Eltern verschollen sind, wurde auf der Straße aufgegriffen und fortgeschleppt. Ein weißhaariger Alter

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erzählte mir weinend, daß er mit seiner schwangeren Tochter gefangengenommen worden sei, die Tochter gebar unterwegs und ist auch mit dem Kinde gestorben. Alle haben ihre ganze Habe verloren, alles wurde vernichtet und verbrannt. Vielen sind auf dem letzten Marsche von Astrachan hierher die Hände und Füße erfroren; die werden wohl auch noch daran glauben müssen. Gestern starb eine alte Frau von 84 Jahren. Sie kam bewußtlos hier an und ist auch nicht mehr erwacht. Vorgestern starben drei alte Männer, darunter einer von 72 und 67 Jahren; wer sie sind und wie sie heißen, wissen auch ihre Leidensgefährten nicht. Das sind so die stummen Opfer des Krieges, und alle machen den Eindruck, als ob sie es nicht verständen, welch entsetzliche unmenschliche Gewalt sie hierher geworfen hat.

Wir haben uns der Leute nun gleich nach Möglichkeit angenommen. Sobald ein Trupp ankam, gab man ihnen Tee und Essen, brachte sie in Wohnungen unter; die Polizei tat und tut nichts, der Ispravnik, sonst ein vollendeter Gentleman, hat keine Mittel angewiesen bekommen; ihm selbst standen die Tränen in den Augen, als er diese Kriegsgefangenen sah. Wir haben nun für die Leutchen gesammelt und geben ihnen ihren Lebensbedarf. Es sind aber zu viele, gegen 175 Menschen, und heute sollen noch etwa 100 kommen. Wenn man in die Heime geht, wo diese Armen untergebracht sind, krampft sich einem das Herz zusammen. Es fehlt an allem. Statt der Kleider haben die Menschen Lumpen, sie liegen auf Stroh, das Essen reicht auch kaum so weit, daß sie nicht gleich verhungern. Wenn man diese Räume sieht, wo die Menschen zusammengepfercht sitzen oder liegen, wo auf jedem Gesicht eine schreckliche Leidensgeschichte geschrieben steht, wenn man die unglücklichen kleinen Kinder — es sind auch Säuglinge darunter —, diese abgehärmten, verhungerten Geschöpfe sieht, dann gibt man alles hin, was man hat. Es ist gar nicht auszudenken, was das werden soll, wenn der Krieg noch lange dauert und uns womöglich die Geldsendungen abgeschnitten werden, dann kommt wohl keiner mehr zurück.

Ein Deutscher aus Lodz, der noch vor Ausbruch des Krieges nach Hamburg kam und nicht mehr nach seiner Heimat zurück konnte, hat durch Briefe erfahren, wie traurig es seinem in Lodz zurückgebliebenen Bruder ergangen ist. In einem dieser Briefe heißt es: „Unser armer Hann (Abkürzung für Johann. Anm. d. Schriftl.) ist als Kriegsgefangener tief im Innern Rußlands. Es ist schrecklich. Er ist seit dem 21. August schon fort. Ein Telegramm hat er, als er in Saratow ankam, bekommen und seit dieser Zeit nichts. Auf dem Bahnhofe in Lodz sollen bei der Abfahrt schreckliche Sachen vorgekommen sein. Man hat die armen Menschen schlimmer wie die Tiere transportiert. Sechs Wochen mußten die armen Leute auf blanker Erde schlafen. 70 Werst haben sie zu Fuß gehen müssen." (Ein Werst ist etwas mehr als ein Kilometer).

Eine 20jährige, in Lodz ansässig gewesene Frau schrieb an eine Berliner Verwandte:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Mammadyſch, Gouv. Kaſan. Endlich iſt es mir möglich, Dich zu benachrichtigen. Man hat meinen Mann als Kriegsgefangenen verſchickt, unbekannt wohin, und mich hierher. Du kannſt Dir meine Lage nicht vorſtellen. Ich weiß nicht, was ich ohne eine Kopeke Geld anfangen ſoll. Auf der Reiſe und auch jetzt noch habe ich ſtändig Lungenbluten. Gleichwohl muß ich hierbleiben bis zum Frühjahr, ſagte man. Ohne jedes Gepäck ſind wir hier angekommen. Seit fünf Wochen lebe ich von Brot und Tee, und jetzt muß ich betteln. Hilf mir in meiner verzweifelten Lage und ſchicke, wenn möglich, telegraphiſch Geld. Wir bekommen nichts, weder Wohnung noch Eſſen, und müſſen alles bezahlen. — Von Lodz nach Mammadyſch iſt ſo weit etwa wie von Königsberg nach der Schweiz.

Der aus der Gefangenſchaft in Sibirien zurückgekehrte bekannte Schriftſteller Kurt Aram beleuchtete in der „Voſſiſchen Zeitung" auf Grund eigener Erlebniſſe die Lage der Reichsdeutſchen in Rußland. Er ſchätzt deren Zahl in den Gouvernements Wologda, Wjatka und Perm auf 150 000 bis 200 000. Ueber ihre Behandlung ſagt er:

Die ruſſiſchen Behörden verſchicken die Deutſchen in die Kleinſtädte und Dörfer der endloſen, verſchneiten Steppen und Wälder in Sibirien und an den ſibiriſchen Grenzen, regiſtrieren und numerieren ſie dort, händigen jedem gegen 6 Pf. einen Gefangenenpaß aus, wonach kein Ruſſe einem deutſchen Untertan ohne Polizeierlaubnis Wohnung oder Arbeit geben darf — und dann überlaſſen ſie den Deutſchen ſeinem Schickſal. Ich habe wenigſtens nie geſehen oder auch nur davon gehört, daß irgendeine ruſſiſche Behörde irgendeinem verſchickten Deutſchen auch nur einen Kopeken oder ein warmes Kleidungsſtück verabreicht hat. Der Deutſche, der kein Geld hat, lebt von den Deutſchen und mit den Deutſchen, die noch einige Rubel gerettet haben, und es verläßt ſelbſtverſtändlich kein Deutſcher den andern, ſolange noch ein Rubel vorhanden iſt. Aber auch dieſe Rubel gehen langſam zu Ende, und wenn das neue Jahr kommt, ohne daß die Vertrauensmänner der Deutſchen in jenen Gouvernements Geldmittel erhalten, müſſen 150 000 bis 200 000 Deutſche in Schnee und Eis elend zugrunde gehen. Wir haben miteinander ausgerechnet, welcher Summe es etwa bedürfe, um den Deutſchen noch für einige Monate über das ärgſte hinwegzuhelfen. Wir wiſſen, daß Deutſchland ſein Geld nötig hat; wir haben die Rechnung ſo knapp wie möglich geſtellt und wir ſagen, könnten die Vertrauensleute in unſerm Bezirk 5000 Rubel erhalten, ſo wäre das Schlimmſte abgewendet, auch wenn der Krieg das nächſte Frühjahr überdauern ſollte. Wir rechnen alſo auf 2000 Deutſche 10 000 Mark; auf den Kopf demnach durchſchnittlich 5 Mark. Das würde für mehrere Monate reichen, denn das Geld ſoll nämlich nicht an jeden einzelnen in bar ausgezahlt werden, ſondern die Vertrauensmänner kaufen engros wärmere Sachen ein und errichten gemeinſame Küchen für die Notleidenden.

Eine Hilfsaktion — man ſpricht von einer Million Mark — ſei durch Vermittlung der amerikaniſchen Botſchaft unterwegs. Ueber die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirkung der rücksichtslosen Behandlung auf die Widerstandskraft der Betroffenen heißt es:

So hat uns Gefangene der Krieg stahlhart gemacht wie eine gute Klinge. Alles hat Rußland uns getan, was immer es den gemeinsten Verbrechern nur antun kann. Nur uns zu hängen hat es nicht gewagt. Was soll uns noch geschehen? Was haben wir jetzt noch zu fürchten? Es gibt nur einen Feind, dem auch der Tapferste nicht gewachsen ist, den Hunger. Es gibt nur eine Marter, von der sich Rußland noch etwas gegen seine Kriegsgefangenen versprechen kann, den Hunger. Mit allem andern werden die Deutschen in Sibirien schon allein fertig. Um die deutschen Gefangenen in Rußland braucht uns nicht mehr bange zu sein als um andere Deutsche, die ihre Pflicht tun. Auch sie machen dem deutschen Namen alle Ehre, nur verhungern wollen wir sie nicht lassen.

Ein Brief aus Odessa in der Wiener „Neuen Freien Presse" sagt:

Nur ein Beispiel aus der endlosen Reihe der Kabalen sei erwähnt: In Odessa besteht ein deutscher Flottenverein, ebenso wie ein österreichisch-ungarischer. Der Konsul veranstaltete gelegentlich zugunsten der Zwecke des Vereins Sammlungen. Als der Krieg ausbrach, fand man auf dem Tisch des Konsuls die Liste von Spendern, über 80 Namen von Deutschen, sämtliche Personen hochangesehene reiche Kaufleute, waren verzeichnet. In Rußland existiert nun die Verordnung, daß keinerlei Sammlungen ohne Zustimmung des Gouverneurs veranstaltet werden dürfen. Möglicherweise hatte nun der deutsche Konsul vergessen, die Sammlungen zugunsten des Flottenvereins anzuzeigen. Die Folge dieser Unterlassung war, daß 83 Deutsche nach Auffinden der Liste verhaftet und eingekerkert wurden, um unter der Anklage des Hochverrats demnächst vor das Gericht gestellt zu werden. Kein russischer Advokat will die Verteidigung der Deutschen übernehmen.

Alte Herren des Konsulats wurden eingekerkert und befinden sich auch jetzt noch in Haft. Wie verlautet, sollen die Beamten nach Kriegsausbruch drahtlose Verständigung mit Deutschland geführt haben. In allen öffentlichen Lokalen befinden sich Anschläge, in denen das Deutschsprechen unter Androhung einer Strafe von 3000 Rubel für den ersten Fall verboten wird. Sämtliche Lokale, deren Besitzer Deutsche sind, wurden demoliert. Korrespondieren in deutscher Sprache ist verboten. Hunderte von Spionen umlauern die Deutschen, um Uebertretungen dieser Bestimmungen zur Anzeige zu bringen.

Eine neue furchtbare Maßregel betrifft die in Südrußland angesiedelten deutschen Kolonien. Gegen sie ist kurzerhand ein Gesetz erlassen worden, demzufolge ihre Güter verkauft werden müssen. Man beraubt sie so des Bodens, den sie durch Generationen hindurch besaßen. Die Banken sind beauftragt, ihnen jeden Kredit zu entziehen. Sie müssen ihre Schulden augenblicklich liquidieren und sollen so in den Ruin getrieben werden. Da dieses Gesetz unter den zahlreichen, in der Armee dienenden Soldaten deutscher Nationalität unge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heure Erbitterung erweckte, so ist es kürzlich dahin gemildert worden, daß nur die Russen deutscher Nationalität, die nach dem Jahre 1885 Boden erworben haben, von diesem Gesetz betroffen werden sollen. Noch drakonischer sind die Maßregeln gegen die Juden.

Sogar aus Nordpersien sind deutsche Ansiedler verschleppt worden. W. T. B. meldete am 12. November aus Konstantinopel:

Die deutsche Kolonie von Täbris, die sich auf dem Wege nach Teheran befand, ist von russischen Streitkräften und mit Frauen und Kindern aufgehoben worden, um nach Rußland in die Gefangenschaft verschleppt zu werden. Versuche von deutscher Seite, die persische Regierung zur Befreiung der Gefangenen zu veranlassen, wurden durch die Furcht der Perser vor den Russen vereitelt. Hilfe, die von dem Emir von Sendjan erbeten wurde, traf zu spät ein. Bei der persischen Regierung und dem amerikanischen Konsul in Teheran wurde energisch Protest gegen den durch Verschleppung der Frauen und Kinder begangenen erneuten Bruch des Völkerrechts eingelegt. Der deutsche Konsul wurde mit seinem Archiv durch das rechtzeitige Eintreffen der amerikanischen Gesandtschaft vor den Russen gerettet.

Brutalste Willkür bildete, wie man sieht, überall im Russischen Reiche den maßgebenden Grundsatz bei dem Erlaß von Verfügungen und noch mehr bei der Ausführung derselben.

Nach übereinstimmenden Berichten mehrerer aus Rußland zurückgekehrten Deutschen gab die „Frankfurter Zeitung" über das Schicksal der in Rußland zurückgebliebenen noch folgendes bekannt:

Von der Deportation nach Wologda, Samara, Orenburg und anderen im östlichen Rußland gelegenen Städten wurden außer den militärpflichtigen und militärtauglichen Männern vom 17. Jahre ab auch Greise, Schwerkranke und Gebrechliche betroffen; unter letzteren ein an Blinddarmentzündung erkrankter alter Herr und ein fast völlig Erblindeter. Außerdem wurden auch Deutsche, die die russische Staatsangehörigkeit erworben haben, gefangen gesetzt, ohne daß Verdachtsmomente vorlagen. In mehreren Fällen genügte die bei der Haussuchung gefundene Mitgliedskarte des Deutschen Flottenvereins, um gegen den Besitzer ein Verfahren wegen Landesverrats einzuleiten und ihn sofort nach Sibirien zu verschicken. Den Internierten ist zwar zu gewissen Zeiten erlaubt, auf die Straße zu gehen, doch dürfen sie nicht laut sprechen und höchstens in Gruppen zu dreien gehen; wer dagegen verfehlt, wird unerhört streng mit Arrest bestraft. Auch das Betreten von Restaurationen ist streng verboten, was bei der schlechten Beköstigung und den entsetzlichen Wohnungsverhältnissen besonders schwer empfunden wird. Ueber die Geldmittel der Internierten trifft jeder Gouverneur seine besonderen Bestimmungen, wie er gerade Lust hat, den von oben erhaltenen Befehl auszulegen, und die untergeordneten Organe besitzen Machtmittel genug, um sich ebenfalls noch auf Kosten ihrer Schutzbefohlenen vom Uebriggebliebenen zu bereichern, natürlich mit der am Russen so vielgerühmten Freundlichkeit, die ihn nicht hin-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dert, die unbemittelten Gefangenen nach Sibirien weiterzubefördern, wo sie ihren Unterhalt mit schwersten Arbeiten kümmerlich verdienen müssen.

Mittellose deutsche Frauen in Riga, die man anfangs nicht nach Deutschland zurückkehren ließ, erhielten vom amerikanischen Konsulat eine wöchentliche Unterstützung von einem Rubel; später sorgte das Konsulat für ihre Rückreise bis nach Stockholm. Auf der Bahnfahrt durch Finnland wurden alle deutschen Passagiere, auch Damen, einer Leibesvisitation unterzogen, und man nahm ihnen ganz willkürlich ohne Quittung einen beliebigen Bruchteil ihres Geldes ab. In Stockholm erfahren dann die Aermsten erst, daß die Russen noch nicht in Königsberg und die Franzosen nicht in Stuttgart oder gar in Frankfurt seien, daß die deutsche Flotte nicht vernichtet wurde, daß Hamburg noch nicht dem Erdboden gleichgemacht ist, und — daß die deutschen Heere nach Eroberung Belgiens in Frankreich stehen, entgegen den ganz anders lautenden Nachrichten, die sie aus russischen Blättern kennen.

Wie sich das Schicksal der Deutschen sowie der in Rußland nationalisierten Deutschen und der Balten noch gestalten wird, ist noch gar nicht abzusehen. Man kann ihrem Schicksal nur mit der größten Besorgnis entgegensehen, denn es wird in den russischen und lettischen Zeitungen eine scharfe Deutschenhetze betrieben. Die in Deutschland weilenden Russen — so lauteten ausführliche, unter Nennung hoher Namen veröffentlichte Lügenberichte — würden auf das empörendste behandelt, öffentlich beleidigt, geschlagen und angespuckt, auch Damen und Kinder; die Verwundeten und Gefangenen, sowie die in den Grenzorten zurückgebliebenen Greise, Kinder und Frauen seien unmenschlichen, bis ins kleinste beschriebenen Grausamkeiten von den deutschen Soldaten, wie der Zivilbevölkerung ausgesetzt; auch benützten die Deutschen Dumdumgeschosse, was später von russischen Aerzten öffentlich widerlegt wurde. Besonders in den Ostseeprovinzen, wo die meisten Deutschen wohnen, die Letten aber die Hauptbevölkerung bilden, kommen die ungeheuerlichsten Pressehetzereien vor; so wurde behauptet, die Deutschen — worunter auch die Balten zu verstehen waren — hätten die Brunnen und Wasserleitungen vergiftet. Gefälschte Nachrichten, angeblich aus deutschen Zeitungen entnommen, wurden abgedruckt, wonach die Deutschen, wenn sie die Ostseeprovinzen eingenommen hätten, „die Straßen mit den Schädeln der Letten pflastern" wollten.

Natürlich werden solche Lügen geglaubt, und die von jeher gegen deutsches Wesen gehässigen, leicht verletzbaren Letten, die sich während der letzten Revolution vor zehn Jahren durch ihre Mordbrennereien und Räubereien den Deutschen so fürchterlich gemacht haben, sollen nun für die russische Regierung das Schergenamt übernehmen; sie sollen die Deutschen ausrotten, um nachher zur Strafe für ihre von oben geschürte Empörung selbst ausgerottet zu werden. Bei der einen oder anderen Gelegenheit bekommen dann auch die Juden ihr Teil ab.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie gefährlich die Stimmung gegen die Deutschen wird, kann man berechnen, wenn man bedenkt, daß erst jetzt durch die Ankunft von zahllosen Verwundeten die volle Wahrheit über die russischen „Siege" bekannt wird. Weitere Unglücksnachrichten werden bald ins Volk dringen. So ist die Zahl der Verwundeten in Riga derart gestiegen, daß ein mit Verwundeten gefüllter Zug telegraphisch unterwegs angehalten werden mußte, da in Riga alle staatlichen und privaten Lazarette überfüllt sind. Dabei mangelt es am Nötigsten: Amputationen müssen ohne Narkose vorgenommen werden, da es an Betäubungsmitteln fehlt; in den meisten Wunden ist der Brand.

Und die Folgen aller dieser Zustände, zu denen sich vielleicht bald noch schlimmere gesellen, werden auf die Häupter der Deutschen fallen, deren Lebensarbeit die Aufrechterhaltung deutschen Handels und deutscher Kultur war.

Soweit die eingesessenen Deutschen nicht verschickt wurden, ging man auf dem Verwaltungswege gegen sie vor. Die deutschen Schulen und der Gebrauch der deutschen Sprache wurden verboten und Zuwiderhandlungen mit hohen Strafen belegt. Die „Nowoje Wremja" entblödete sich nicht, fast in jeder Nummer Deutsche anzugeben, die wegen des Gebrauchs ihrer Muttersprache gemaßregelt worden sind. So findet sich in einer der letzten uns zugegangenen Ausgaben unter der Ueberschrift Oschtraphobanie Barona (Bestrafung eines Barons) die Meldung, daß der baltische Gutsbesitzer v. Sievers aus diesem Grunde ein Protokoll erhalten habe, und der „Glos Narodu" meldete am 31. März, daß in Besenberg (Kurland) der Gouverneur die Kinder des Stadtpastors Pallon, des Advokaten Petzold und des Gutsbesitzers v. Mayendorff mit 300 Rubeln Geldstrafe belegt habe, weil sie untereinander deutsch gesprochen hätten.

Der Gouverneur von Jekaterinoslaw, Kolobow, erließ folgende Verordnung: „Die Ansammlung von mehr als zwei erwachsenen Deutschen männlichen Geschlechts, sei es in deren Wohnungen, sei es außerhalb, ist selbst für den Fall untersagt, daß die betreffenden Personen russische Untertanen wären. Außerhalb der Wohnungen ist es nicht gestattet, deutsch zu sprechen. Es ist verboten, Geschäfts- und Türtafeln sowie Visitenkarten in deutscher Sprache zu benutzen und Briefe in dieser Sprache abzusenden. Den Druckereien ist untersagt, Zeitungen, Broschüren, Bücher, Inserate, Plakate und Visitenkarten in deutscher Sprache herzustellen. Das Uebertreten dieser Verordnung wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Monaten bzw. mit Geldstrafen bis 3000 Rubeln geahndet. In besonders wichtigen Fällen kann auch Verbannung in die entferntesten Gegenden des Reiches verfügt werden."

Die Gouverneure in Russisch-Polen wurden vom Ministerium des Innern beauftragt, die deutschen Kolonisten in den Dorfgemeinden aller öffentlichen Funktionen zu entheben und die deutschen Namen der Ansiedlungen durch russische zu ersetzen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier und da versucht es die russische Regierung, dem gemeinen Raub des Vermögens der Bürger der feindlichen Staaten einen juristischen Schein zu verleihen. So wurde zum Beispiel in vielen Städten Rußlands das Vermögen der deutschen Unternehmungen „konfisziert", unter denen auch das riesige Kleidergeschäft der bekannten Firma Mandl.

Deutsche Holzfirmen haben schon seit Jahren starke Interessen am Forstbesitz und Holzmarkt in Rußland genommen. Hierbei handelte es sich um den Ankauf und die Verwertung von Waldungen in Nord- und Südrußland, um die Errichtung von Schneidemühlen und Schälfabriken, dann aber auch um den Ankauf von Bauhölzern aus den Forsten zahlreicher Grundbesitzer und schließlich von geschlossenen Bretterproduktionen russisch-polnischer Sägewerke. Sehr erheblich sind die Kapitalien, die hierbei von rheinländischen und norddeutschen Häusern des Nutz- und Grubenholzhandels investiert wurden, wie überhaupt die russische Staatsregierung erst diesen Firmen die Erschließung ihres Waldreichtums verdankt.

Die russische Regierung hat nun kurzerhand diese in deutschem Besitz befindlichen Holzbestände beschlagnahmt, gleichgültig, ob sie sich auf den nach Deutschland führenden Strömen und zum Zweck der späteren Verflößung nach dort oder auf Sägereien in Archangelsk, Polen und Süd-Rußland befanden. Zum Teil wurden diese Hölzer angeblich für militärische Zwecke „requiriert", ohne daß aber eine Bescheinigung darüber erteilt wurde. Diese, dem Völkerrecht widersprechende Antastung des Privateigentums hat begreiflicherweise die von der Maßnahme betroffenen deutschen Häuser stark beunruhigt, zumal es sich um sehr erhebliche Werte handelt. Zunächst läßt sich gegen diesen neuen Akt russischer Willkür gegenüber unseren Holzindustriellen praktisch nicht viel erreichen.

Uebrigens ist das alles nur ein Vorspiel zu einem unerhörten Raub, der jetzt von der russischen Regierung vorbereitet und euphemistisch als „Liquidation des deutschen Grundbesitzes" bezeichnet wird. In der letzten Zeit hat die russische nationalistische Presse eine fieberhafte Agitation für die Konfiskation der Landgüter der Deutschen in Rußland entfaltet. Das „Nowoje Wremja" hat bereits ausgerechnet, was für ungeheure Beute diese Operation dem russischen Anarar bringen werde. Um welche Werte es sich bei diesem schändlichen Vorgehen handelt, ersehen wir aus den amtlichen Angaben, die wir der vom 1. Januar in russischer Sprache erscheinenden deutschen „St.-Petersburger Zeitung" vom 5. (18.) Dezember 1914 entnehmen:

Nach den Angaben vom Jahre 1905 betrug der Landbesitz der ausländischen Untertanen in den Gouvernements des europäischen Rußlands: in Deßjätinen (Deßjätina heißt Zehntel und faßt 109 Ar): Beßarabien 53 680, Wolhynien 40 358, Estland 31 546, Woronesch 1911, Wjatka 1584, Dongebiet 11 275, Jekaterinoslaw 10 704, Kaluga 2407, Kijew 1800, Kostroma 13 601, Kursk 1561, Moskau 6122, Nowgorod 23 175, Olonetz 13 457, Orenburg 8563, Pensa 1514, Podolien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2059, Poltawa 2457, Pskow 8545, Rjäsan 1923, Petrograd 21 562, Saratow 2996, Simbirsk 18 364, Smolensk 4023, Taurien 11 631, Tambow 7478, Tula 3631, Ufa 2695, Charkow 1293, Cherson 26 166, Tschernigow 5687, Jaroslaw 1330 Deßjätinen. Die übrigen im amtlichen Verzeichnis aufgezählten Gouvernements weisen Zahlen von unter tausend Deßjätinen auf. Der Gesamtbesitz der Ausländer beträgt 352 430 Deßjätinen. Die Zunahme des deutschen Landbesitzes betrug von 1905 bis 1909 im Südwestgebiet 11 072 Deßjätinen. Der Landbesitz der Ausländer in Wolhynien ging zurück von 40 358 auf 29 460 Deßjätinen, während die Gouvernements Kijew und Podolien eine Zunahme von 1800 auf 3943 Deßjätinen oder von 2059 auf 21 886 Deßjätinen aufwiesen. Im Jahre 1909 besaßen die deutschen Kolonisten russischer Untertanenschaft in Wolhynien 597 362 Deßjätinen, in Kijew 29 609, in Podolien 3034, insgesamt 629 969 Deßjätinen. Nach den amtlichen Angaben von 1909 besaßen die Reichsdeutschen und österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen: in Polen: in Warschau 8534, Kalisch 135, Kielce 87, Lomscha 12, Lublin 353, Petrikau 90, Plock 1088, Radom 4, Suwalki 745, Siedlce 713, insgesamt 11 761 Deßjätinen. Die aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn eingewanderten russischen Untertanen besitzen in der Reihenfolge der obengenannten polnischen Gouvernements: 10 952, 6357, 1818, 141, 8203, 10 690, 7455, 9817, 5215, 3324, insgesamt 63 972 Deßjätinen. Nach den Angaben von 1913 besitzen die deutschen Kolonisten in Beßarabien, deren Zahl auf 46 821 angegeben ist, 234 767, in Pacht 13 366 Deßjätinen. Die größte Zahl dieser Kolonisten ist in Akkerman ansässig, wo sie 40 550 Personen beträgt. Ihr Besitz umfaßt 205 797 Deßjätinen, in Pacht haben sie 2183 Deßjätinen. Ferner zeigte diese Statistik, daß deutsche Kolonisten in diesem Gouvernement ihren Landbesitz durch Ankauf bedeutend erweitert hatten, und zwar: 1909 4689 Deßjätinen für 981 801 Rubel, 1910 15 491 Deßjätinen für 3 465 900 Rubel, 1911 8648 Deßjätinen für 1 785 761 Rubel und in den ersten vier Monaten 1912 3070 Deßjätinen für 1 008 371 Rubel.

Ueber alles internationale und nationale Recht hinweg setzt sich nun aber der Minister des Innern, Maklakow, der, gestützt auf den Artikel 87 des Reichsgrundgesetzes, Ende vorigen Jahres dem Ministerrat den von diesem schon grundsätzlich angenommenen Entwurf eines Gesetzes vorgelegt hat, der den zum Teil sehr wertvollen Immobilienbesitz der in Rußland lebenden Deutschen treffen will und ganz klar die Absicht verrät, nicht das kriegführende Deutsche Reich, sondern das Deutschtum als solches zu schädigen. Wir führen von den 13 Paragraphen dieses Entwurfs nur einige an, die das Gehässige dieses Vorgehens kennzeichnen:

1. Den österreichisch-ungarischen und den deutschen Reichsangehörigen ist es verboten, in den nachstehend aufgeführten Gouvernements Immobilienbesitz außerhalb der Städte zu haben: Petrograd, Estland, Kurland, Livland, Kowno (Grodno?), Suwalki, Lomsha, Plock, Warschau, Kalisch, Petrikau, Kjelce, Radom, Lublin, Cholm, Sedljetz, Wol-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hynien, Podolien (Kijew?), Beßarabien, Cherſon, Taurien, Don-Kuban-, Schwarze-Meer-Gebiet ſowie Kutais und Batum.

2. In den unter 1 genannten Gouvernements iſt es allen Perſonen ausländiſcher Herkunft, die aus öſterreichiſch-ungariſcher oder deutſcher Untertanenſchaft in die ruſſiſche übergetreten ſind, ſowie allen Nachkommen ſolcher Perſonen in männlicher Linie verboten, außerhalb der ſtädtiſchen Siedlungen Immobilien zu beſitzen, die nach dem 1./13. Juli 1870 von ihnen erworben worden ſind.

4. Zur Feſtſtellung der Perſonen, die der Wirkung der unter 1 und 2 angeführten Beſtimmungen unterliegen, haben die betreffenden Gouvernements- und Gebietsregierungen namentliche Liſten mit Angabe des einer jeden Perſon gemäß Artikel 1 und 2 zugehörigen Beſitzes aufzuſtellen auf der Grundlage der von den nachgeordneten Behörden den Gouverneuren zu liefernden Angaben.

9. Immobilien, die nach Ablauf der zweimonatigen Friſt nicht verkauft ſein ſollten, werden von der Bauernbank erworben, wobei die von der Bauernbank auf Grund dieſer Regeln erworbenen Immobilien nicht mit Wechſeln und anderen perſönlichen Schuldverſchreibungen ihrer (bisherigen) Beſitzer belaſtet ſein dürfen.

10. Mit Ablauf von zwei Monaten, vom Tage der Veröffentlichung dieſer Vorſchriften, verlieren alle Pacht- und Mietverträge betreffend außerhalb der Städte zu enteignende Immobilien mit öſterreichiſch-ungariſchen und deutſchen Untertanen ſowie Perſonen ruſſiſcher Untertanenſchaft, die dieſe nach 1870 erworben haben, ihre Gültigkeit.

In ſeinen „Grenzboten" unterzieht George Cleinow dieſes Dokument „Petrograder" Kultur einer vernichtenden Kritik. Mit Recht weiſt er darauf hin, daß dieſer Geſetzentwurf eine um ſo größere Gemeinheit darſtelle, als er ſich gegen die Kreiſe richte, die von der ruſſiſchen Regierung ſelbſt zur Zeit Katharinas und der beiden erſten Alexander unter allerlei Verſprechungen ins Land gezogen worden ſeien, um dem Ruſſentum Kultur zu bringen. Er ſei eine Neuauflage der Ignatjewſchen Maigeſetze von 1882, welche die ruſſiſchen Juden in das Rieſenghetto des Rayons ſperrte, und lüfte auch den Vorhang von dem Geſchick, daß die ruſſiſche Regierung allen Fremdvölkern ohne Ausnahme zu bereiten gedenke: Letten, Eſten, Littauern und Polen. „Der Geſetzentwurf iſt ſchließlich geeignet," ſagt er, „die bereits unter der Aſche glimmende ſoziale Unzufriedenheit zu ſchüren. Ein zweiſchneidiges Schwert! Er muß endlich den verſchiedenſten Volkskreiſen in Rußland die Augen darüber öffnen, wohin der Regierungskurs führt; denn er trifft ſehr viele Ruſſen ebenſo wie die Deutſchen. Er weckt die Begehrlichkeit der Bauern und ſonſtigen Kreiſe niederer Bildung, reizt zu Ausbrüchen nationaler Leidenſchaften an — in Moskau hat man bereits mit der Zerſtörung von einem der zahlreichen Geſchäfte begonnen — und wird wohl, ſo wie ich beſonders die wolhyniſchen Bauern kenne, manche Zerſtörung wertvollen Gutes und Mord und Brand zur Folge haben."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sehr wirksam bespricht G. Cleinow zur Erläuterung dieser Nebenabsicht des russischen Gesetzgebers, die gegen den Zentralismus heraufziehende Revolution auf das zumeist besitzende Deutschtum abzuleiten, auch ausführlich die von der russischen Presse veröffentlichte „Begründung zum Gesetzentwurf". Wir geben aus ihr einige bezeichnende Stellen wieder. Nachdem der Minister des Innern in dieser begründenden Denkschrift betont hat, daß die ausländischen Ansiedler trotz langjährigen Aufenthalts in russischen Landen in ihrer Mehrzahl keine Neigung gezeigt hätten, sich mit der umwohnenden Bevölkerung zu verschmelzen, verweist er auf die nach seiner Meinung gefährliche Tatsache, daß eine große Zahl dieser Ansiedler Reservisten des deutschen und österreichisch-ungarischen Heeres seien, und versucht darzulegen, wie Deutschland nach dem Deutch-Französischen Kriege begonnen habe, sich für eine Offensive gegen Osten vorzubereiten, und seit Anfang der 80er Jahre angefangen habe, die Ansiedler in Rußland hierfür nutzbar zu machen. Der deutsche Bodenbesitz solle den deutschen Einbruch in die westlichen Gouvernements Rußlands unterstützen. Von den Beweisen, die lebhaft an die Mär von den vorbereiteten Geschützständen Krupps in Belgien und Frankreich erinnern, seien nur einige angeführt:

Im Jahre 1912 beabsichtigte der Deutsche Hasbach (notabene eine Persönlichkeit, die sich, wie jeder Bewohner von Bialystok bezeugen wird, russischer gab als die Russen!), der russischer Untertan geworden war, ein von ihm am Flusse Bobr in der Nähe der Festung Ossowiece erworbenes Stück Land trockenzulegen. Durch diese Trockenlegung wären für die deutschen Truppen günstige Bedingungen geschaffen worden, falls sie das genannte Flußtal hätten überschreiten wollen.

Beim Ankauf von Land verzögerten die Deutschen die Zahlungen nicht und zahlten immer mit neuen, noch nicht im Verkehr gewesenen Scheinen, was die Unterstützung durch die deutsche Regierung zu dem politischen Ziel der deutschen Kolonisation beweist.

Im Gouvernement Beßarabien wurde 1911 und 1912 der Uebergang von 11 500 Dessjatinen Gutsland in die Hände deutscher Kolonisten festgestellt. (1 D. = 4 Morgen.) Der Gouverneur hat bei den Personen deutscher Herkunft, wenn auch russischer Untertanenschaft, das Streben festgestellt, Land in der Nähe von Punkten strategischer Bedeutung zu erwerben. Aufmerksamkeit verdient auch die Tatsache, daß, während in anderen Gouvernements deutsche Siedler sich abseits der Eisenbahn festsetzten, in Beßarabien das Entgegengesetzte der Fall war; nämlich in Beßarabien gehen die projektierten und neu gebauten Eisenbahnen ausschließlich durch deutsche Kolonien, und es entstanden sogar Winkel, um es zu ermöglichen, daß das Zentrum der Kolonien durchschnitten wurde, während russische Besitzungen so sorgsam umgangen wurden, daß keine von ihnen selbst in die Nähe der Bahn zu liegen kam. Die Tatsache erklärt sich dadurch, daß die Eisenbahntrasse unter Mitwirkung des Semstwo festgestellt wurde, und das Semstwo befindet sich ganz in den Händen der deutschen Kolonisten. (Semstwo, „Landschaft", heißen die seit dem Jahre 1864 mit landwirtschaftlicher Selbstverwaltung betrauten Bezirke im europäischen Rußland.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit Recht wirft der Herausgeber der „Grenzboten" die Frage auf, ob man jemals in einer amtlichen Denkschrift einen blühenderen Unsinn gelesen habe, den sogar die große russische Presse nicht ohne inneren Widerspruch hinnehme, wie aus den Zusätzen „sagt, meint, berichtet die amtliche Denkschrift" hervorgehe. Daß es selbst dem russischen Minister des Innern zum Schluß etwas schwül wird, erhellt aus seinem Zugeständnis, daß der Entwurf „einige Härten mit sich bringe". Aber auch über diese Bedenken hilft er sich in echt russischer Art hinweg. Nachdem er darauf hingewiesen hat, daß andere kriegführende Staaten viel härtere Maßnahmen ergriffen hätten, gibt er zum Schluß eine Begründung, die ganz der Terminologie des Verbandes echt russischer Männer entspricht:

Durch diese Maßnahmen gegen die deutschen Ansiedler im Russischen Reich soll das Eigentum nicht ohne Vergütung abgenommen werden, sondern unter Bedingungen, die an die Regeln bei Enteignung zu staatlichen Zwecken erinnern. Vor der Durchführung der Maßregeln zurückzuschrecken, wäre gleichbedeutend mit Absage von der Hauptaufgabe des gegenwärtigen alleuropäischen Kampfes Rußlands und seiner Verbündeten, der den Zweck hat, die militärische Macht (!) des Deutschen Reiches zu vernichten; denn die Nichterfüllung dieser Aufgabe in dem Teil, der die inneren Verhältnisse Rußlands betrifft, hieße, dem gegenwärtigen Kriege alle ideelle Bedeutung nehmen. Schließlich darf die russische Regierung, die der Heimat für die Erfüllung ihrer Pflichten verantwortlich ist, nicht die Interessen derjenigen preisgeben, die, in friedlichen Zeiten dem Ackerbau nachgehend, jetzt das Vaterland verteidigen, darf auch nicht zulassen, daß deren Familien weiter von jenen geschädigt werden, die sich zwar der natürlichen Reichtümer des Landes bedienten, aber doch nicht ihre Existenz mit derjenigen des herrschenden Volkes verschmelzen konnten und wollten.

Jedem, der russische Zustände kennt, wird das eigentliche Ziel dieses Gesetzentwurfs nicht verborgen bleiben. Der freventlich von der Großfürstenclique und den panslawistischen Hetzern heraufbeschworene Krieg droht, die hoffnungsreiche Saat der in den letzten Jahren in die Wege geleiteten großzügigen russischen Agrarreform völlig zu zerstören, ein Grund, aus dem sich der tüchtige Landwirtschaftsminister Kriwoschein mit Händen und Füßen gegen den Krieg gewehrt hat. Da will die russische Regierung die Bauern durch einen Theatercoup gewinnen und die Aufmerksamkeit von der schwierigen inneren Lage, die sich immer weniger verheimlichen läßt, ablenken, um die drohende Revolution von unten durch eine solche von oben im Keime zu ersticken. Und das nennt man dann „die ideelle Bedeutung" einer solchen Maßnahme.

Das Verbot des Erwerbs oder der Pachtung von ländlichen Grundstücken, das die russische Regierung gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen plant, soll auch auf die Aktiengesellschaften ausgedehnt werden, deren Aktien, wenn auch nur zum Teil, im Besitz solcher Ausländer sind oder in deren Verwaltung Deutsche oder Oesterreicher und Ungarn beschäftig werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wirkung dieses Gesetzes wird wohl nach dem Kriege eine wesentlich andere als die beabsichtigte sein, und dürfte darauf hinauslaufen, daß der Sieger eine nicht unbedeutende Schadenrechnung dem russischen Staate präsentieren wird, insofern also alle Besitzer von Grund und Boden in Rußland voller Vertrauen in die Zukunft schauen können. Was aber heute auch weitere Kreise interessiert, ist die Anmerkung zum § 1 des Gesetzes.

Die erwähnte Anmerkung, die in ihrer Art entschieden ein Novum in der Gesetzpraxis darstellt, besagt wörtlich:

„Unter deutschen Staatsangehörigen im Sinne dieses Gesetzes sind auch die Angehörigen aller Staaten zu verstehen, die gegenwärtig noch zum Gebiete des Deutschen Reiches gehören."

Mit dankenswerter Offenheit wird hier an offizieller Stelle erklärt, wessen wir uns von unseren Feinden zu versehen hätten, falls ihnen ihre Absicht gelingen sollte, uns niederzuzwingen. Nicht nur, daß das Deutsche Reich zerschlagen und in den Zustand elender Kleinstaaterei zurückversetzt werden soll, es sollen auch auf die Bewohner der — nach russischer Absicht — zu erobernden Gebiete die Paragraphen dieses Gesetzes Anwendung finden und mithin alle Grundbesitzer in diesen sofort rechtlos und ihres Eigentums beraubt werden. Diese als Anmerkung gegebene Erklärung soll künftigen Rechtsbrüchen den Boden ebnen, das ist die „Befreiung", die uns aus Moskau kommt! Das Gesetz verdankt seinen Ursprung aber nicht etwa dem gegenwärtigen Kriege, durch den es eventuell verschärft sein mag, sondern wurde — wie jeder bisher in Rußland Lebende weiß — bereits im Frühling 1914 geplant, indem es seine Spitze in erster Linie gegen die deutschen Kolonisten richtete.

Wir sehen aus all dem Gesagten, daß Rußland dahin zielt, den wirtschaftlichen Einfluß Deutschlands auf allen Gebieten zu beseitigen — aber nicht etwa nur durch Förderung anderer Nationen, was dem Russischen Reiche ja absolut freisteht, sondern durch brutalste Unterdrückung der wirtschaftlichen Unternehmungen von Deutschen. Unterstützt werden die Russen in diesem Bemühen durch englische und französische Kommissionen, die eigens zu diesem Zwecke nach Rußland gereist sind.

Wir glauben aus diesen Gründen besondere Aufmerksamkeit auf einen Artikel des „Berliner Tageblatt" lenken zu müssen, in welchem es heißt:

In jenen Kreisen, die als „ihr" Kriegsziel die Verständigung mit Rußland empfehlen, gilt es als Dogma, daß uns der russische Markt nach dem Frieden so gut und so weit offen stehen werde wie vorher. Mindestens so weit, wenn nicht weiter! Denn Rußland, behaupten diese Kreise, könne Deutschland wirtschaftlich nicht entbehren. Wie weit das richtig ist, wird sich durch theoretische Erörterungen schwerlich ausmachen lassen. Wer recht und wer unrecht gehabt hat, darüber kann uns nur die praktische Gestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zum feindlichen Auslande belehren, wenn erst eine Anzahl von Friedens-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jahren hinter uns liegt. Sicher ist aber, daß für Fehler, die von der deutschen Staatskunst bei der Neuregelung dieser Beziehungen gemacht werden sollten, von der deutschen Volkswirtschaft schweres Lehrgeld gefordet werden wird. Die Gefahr besteht zweifellos, daß durch solche Fehler, wozu eine leidenschaftliche Gefühlspolitik die Verantwortlichen drängen könnte, das deutsche Volk um die wirtschaftlichen Früchte seiner kriegerischen Anstrengungen gebracht würde. Wenn daher schon die Frage, wieweit sich Rußland von Deutschland unabhängig machen kann, nicht einfach so oder so zu beantworten ist, so empfiehlt es sich, jene Imponderabilien nicht unbeachtet zu lassen, die unzweideutig bekunden, daß Rußland sich unabhängig machen will.

Ganz die gleiche Auffassung vertritt, aus persönlichen Erfahrungen heraus, ein Leser des „B. T." in Upsala, der 30 Jahre lang in Rußland als Industrieller tätig gewesen ist.

Auch dieser Neutraler hat seine Anschauungen mit russischen Zeitungsartikeln reichlich belegt. Die da glauben, was sie wünschen, nämlich, daß Rußland nach dem Kriege den deutschen Kaufmann mit offenen Armen aufnehmen werde, sollten sich in ihrer gemachten Vertrauensseligkeit doch beizeiten warnen lassen.

Dieser Schwede fühlt wahrhaftig deutscher als manche Deutschen. Und er trifft den richtigen Ton, den man anwenden muß, wenn man in Deutschland über Rußland spricht. Nicht Versöhnung, sondern Vergeltung: das ist die Forderung des Tages. Rußland gegenüber ebenso, wie gegenüber Frankreich und England.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Saat des Hasses

Kulturdokumente über unsere Feinde

*

Zusammengestellt und bearbeitet
von Max Marawske
Nach einer Idee
von H. A. Walter †

(In der Serie 69. bis 72. Tausend)

III.

„Die ritterlichste Nation“

Kommissionsverlag: Chronik-Verlag A.-G., Berlin S 42

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
Frankreichs Neutralitätsbruch	7
Völkerrechtsbruch der Franzosen und die deutsche Denkschrift	8
Beraubung, Verstümmelung und Ermordung deutscher Verwundeter	10
Beraubung und Verstümmelung deutscher Soldaten bei Orchies	12
Angriff auf Verwundetentransporte	14
Ueberfall auf ein Lazarett	14
Mißhandlung eines deutschen Feldgeistlichen	14
Verschleppung eines deutschen Sanitäts-Kolonnenführers	16
Ermordung eines deutschen Arztes	17
Beschießung deutscher Sanitätswagen	17
Französische Scheußlichkeiten gegen Verwundete	18
Köpfe als Siegestrophäen	19
Greueltaten der Turkos	20
Leiden eines deutschen Offiziers in Frankreich	20
Das Schicksal der Leutnants Graf Strachwitz und v. Schierstädt	21
Französische Beschießung von Sanitätern	23
Wie die Franzosen Gefangene behandeln	24
Kirchen und Lazarette als Batterie- und Beobachtungsstellen	26
Die französischen Dum-Dum-Geschosse	27
Das Dum-Dum-Geschoßlager in Longwy	28
Französische Kriegführung	28
Eine Blütenlese französischer Tagesbefehle	29
Plünderungen	30
Organisierte Plünderung	31
Französischer Vandalismus	32
Ein deutscher Sozialdemokrat über französischen Vandalismus	33
Elsaß-Lothringen	
Die Leiden der Verschleppten	35
Das umgetaufte Diedolshausen — Mit Schulden verschwunden Abgesägte Telegraphenstangen — Auf der Flucht	37
Uniformierte Apachen	38
Gewaltakte der Franzosen gegen Frauen und Kinder	40
Nach Kriegsausbruch in Frankreich	
Die Stimmung in Paris	41
Ausgewiesen aus Paris	42
Der Krieg gegen die Deutschen in Paris	43
Was elsässische Dienstmädchen in Frankreich erlebten	46
Die Behandlung deutscher Zivilgefangener in Frankreich	47
Die Leiden einer Französin in Frankreich	51
Die Leiden deutscher Zivilgefangener in Frankreich	52

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Aus französischen Gefangenenlagern für Zivilgefangene

a) In Frankreich
Erlebnisse eines siebenundsechzigjährigen Seemannes .. 55
Deutsche für Erdarbeiten in französischen Sümpfen 58
Kindersterblichkeit in einem französischen Konzentrationslager 58

b) Korsika
Die Hölle Casa Bianda 58

c) Algerien
Die Mißhandlung der Marokko-Deutschen im Lager von Sebdou 59
Stehlende französische Offiziere 59
Deutsche Verwundete in französischen Händen 62

d) Marokko
Die Gewalttat gegen unsere Gesandtschaft in Tanger .. 63
Drei Monate kriegsgefangen in Marokko 65

e) Dahomey
Schwere Mißhandlung Deutscher in Dahomey 67

Nachtrag
Deutsche Vergeltung für französische Grausamkeiten 69

Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vorwort.

Frankreich, die große Nation, die an der Spitze der Zivilisation marschiert, wie bis zum Ueberdruß bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit immer wieder und immer mehr betont wurde, hat nun endlich seinen seit vierundvierzig Jahren schmerzlich herbeigesehnten Revanchekrieg mit dem aus tiefster, leidenschaftdurchbebter Seele gehaßten germanischen Nachbar.

Wir alle, die wir in stummem, heiligem Zorn und doch mit himmelhochjauchzender, fortreißender Bewunderung für unsere herrlichen, auf allen Fronten siegreichen Truppen die letzten zwölf Kriegsmonate miterleben durften, wir fühlen uns mit unseren tapferen Feldgrauen im Westen und im Osten und überall da, wo Deutschlands heimtückische Feinde lauern, eins in dem großen, erhebenden Gedanken, daß nichts, aber auch absolut nichts auf der Welt imstande ist, unsern Willen zum Siege zu erschüttern. Wir wollen und wir müssen siegen! Das ist der Schlachtruf des vergangenen Jahres, und es ist das Feldgeschrei, solange dieser Krieg, dieser furchtbar blutige, welterschütternde Krieg, wie ihn die Erde noch nicht gesehen, anhalten wird.

Die nachfolgend wiedergegebenen wahrheitsgetreuen Berichte und Aufzeichnungen aus absolut zuverlässiger, einwandfreier Quelle zeigen Frankreich, die große „Kulturnation", in ihrem wahren Lichte. Die Neutralitäts- und Völkerrechtsbrüche der leitenden und verantwortlichen Männer Frankreichs, die Taten der französischen Offiziere und Soldaten an wehrlosen Gefangenen und Verwundeten, die Mißhandlungen der französischen Kerkermeister, verübt an unschuldigen Zivilgefangenen, an Frauen und Kindern, sie alle bilden eine würdige Ergänzung zu den Worten der Viviani, Poincaré und Joffre, zu dem wüsten Verleumdungsfeldzug, mit dem diese „Retter des Vaterlandes" die leicht erregbare französische Volksmenge aufpeitschen wollen, um sie für einige Zeit zu betäuben, und um dadurch den Tag der großen Abrechnung noch ein wenig hinauszuziehen, den verhängnisvollen Tag, an dem das irregeleitete, unwissende Volk von den Regierenden Rechenschaft für ihr verderbenbringendes Tun verlangen wird.

Zahlreiche Mitteilungen, die im Laufe des Krieges aus den von uns besetzten Teilen Frankreichs und aus dem Süden des Landes auf Umwegen zu unserer Kenntnis gelangt sind, stimmen darin überein, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man in jenen Gebieten den Krieg weder gewollt hat, noch für ihn begeistert ist. Von einem Deutschenhaß ist dort wenig oder nichts zu spüren. Es scheint also dieser fanatische, unversöhnliche Haß nur in der Bannweite der Pariser Boulevard-Presse und der einiger ihrer Provinzableger zu bestehen.

Die Regierung aber, die es ruhig geschehen läßt, und die Militärverwaltung, die es begünstigt und die den traurigen Mut hat, es zu verteidigen, wie Gesetz, Völkerrecht und Zivilisation in einer jeder Kultur hohnsprechenden Weise behandelt und unter die Füße genommen werden, schüren diesen verderblichen Haß und sind dabei noch auf alle nur erdenkliche Art und Weise bemüht, sich selbst als die Hüter von Recht und Gesittung und Kultur mit lauten Posaunenstößen zu bezeichnen.

Wir greifen aus der erdrückenden Fülle des vorhandenen einwandfreien Tatsachenmaterials nur einige Beweisstücke heraus, die wir in den nachfolgenden Zeilen allen gerecht und sittlich denkenden Menschen ungekürzt und unverändert zur Kenntnisnahme und Beurteilung unterbreiten.

Berlin, im November 1915.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreichs Neutralitätsbruch.

Daß Frankreich sich seit langer Zeit auf seinen Revanchekrieg mit Deutschland vorbereitet hat, ist zu bekannt, um hier noch besonders erörtert zu werden. Neuartig sind nur die verschiedenen Mittel und Mittelchen, die alle bestimmt waren, dem gleichen und einzigen Ziele zu dienen.

Einem Briefe, den der Vertreter der „N. Fr. Presse" vor seiner Abreise aus Paris am 16. August 1914 geschrieben hat, entnehmen wir folgendes:

In Paris sind die Vertreter des Dreiverbandes, der russische Botschafter Iswolski und der englische Botschafter Sir Francis Bertie, zurückgeblieben. Sie warten dort das Resultat ihrer diplomatischen Kunst ab, durch die Deutschland diplomatisch isoliert und auch strategisch eingeschnürt werden sollte. Auch strategisch. Denn die Weigerung Belgiens, den deutschen Truppen den Durchzug zu gestatten, ist von langer Hand vorbereitet worden. Man weiß es jetzt ganz genau, daß Belgien den französischen Heereskörpern den Durchzug zu einem Offensivstoß gegen Deutschland gestatten wollte.

Dieser Durchzug war jahrelang vorbereitet. Mit französischem Gelde wurde Antwerpen befestigt, und die Fortifikationen von Namur und Lüttich waren nur durch die finanzielle Hilfe Frankreichs möglich geworden. Das französische Geld wurde nur für die gegen Deutschland gerichteten Kriegszwecke hergegeben: die Milliarden, die aus Frankreich nach Rußland wanderten, haben seit Jahren der russischen Heeresausrüstung gedient, und das letzte auf fünf Jahre zu verteilende Milliardenanlehen war eine wahre Mobilisierungsanleihe, da sie für den Bau von strategischen Bahnen bestimmt war, die im Einvernehmen mit dem französischen Generalstab projektiert wurden. Außer dem belgischen Anlehen sind auch die Hunderte von Millionen zu erwähnen, welche den Spaniern für den Ausbau der Pyrenäenbahnanschlüsse bewilligt wurden, eine Mobilisierungsanleihe, die den französischen Truppentransport aus der afrikanischen Kolonie über Spanien begünstigen sollte.

Alle diese finanziellen strategischen Kreditoperationen sind das Werk des russischen Botschafters Iswolski. Man erzählt aus Paris, daß er vor Freude darüber strahlt, daß der Krieg ausgebrochen ist, und daß er sich nicht scheut zu sagen: „C'est ma guerre". Das ist ein fatales Wort, wenn man daran denkt, daß vor vierundvierzig Jahren der Kaiserin Eugenie das Wort zugeschrieben wurde, das übrigens keineswegs bewiesen ist: „C'est ma petite guerre".

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen neuen Nachweis für den französischen Neutralitätsbruch entnehmen wir dem Briefe eines preußischen Offiziers der Infanteriebedeckung der Kruppschen 42-Zentimeter-Mörser-Batterie, der folgende, bemerkenswerte Stelle enthält:

> Gestern sprach ich mit zwei verwundeten Franzosen. In einem Keller wurden sie nach vier Tagen gefunden. Der eine hatte den anderen nicht verlassen wollen; aus Furcht wagten sie nicht, ans Tageslicht zu kommen. Die beiden erzählten, ihr Regiment Nr. 45 sei bereits am 30. Juli in Lastautos nach Namur gebracht. Beide waren aus dem Fort Marchavelette bei Namur.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bemerkt dazu: „Die Verstärkung der belgischen Garnison von Namur durch das 45. französische Regiment ist also bereits zwei Tage vor der deutschen Mobilmachung erfolgt! Schlagender kann die Berechtigung der deutschen Heeresleitung zum Eindringen in Belgien nicht bewiesen werden. Die belgische Regierung hat mit Frankreich ein abgekartetes Spiel gegen Deutschland getrieben und unter dem Bruch der Neutralität französische Truppen in ihre Festung Namur aufgenommen zu einer Zeit, als Deutschland noch keinerlei kriegerische Vorbereitungen getroffen hatte.

Die deutsche Regierung hat übrigens ihren Standpunkt über Frankreichs Neutralitätsbruch in ihrem Weißbuch ausführlich dargelegt. Dort ist auch die Vorgeschichte des Krieges erschöpfend behandelt worden, und jeder vorurteilslose, verständige Leser dieser Dokumente von weltgeschichtlicher Bedeutung kann und wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß die beglaubigten Vertreter des Dreiverbandes, England, Frankreich und Rußland jahrelang und mit nie erlahmendem Eifer an der Isolierung Deutschlands gearbeitet haben. Und nicht vergebens. Sie haben nur zu sehr ihr schändliches, verbrecherisches Unterfangen durchgeführt und bis zu einem gewissen Abschluß gebracht. Daß nun ihr so fein ausgeklügelter Plan an Deutschlands waffenstarrender Soldatenmauer schmählich zerschellt ist, haben sie sicherlich am allerwenigsten erwartet. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, alle die geheimnisvollen und unsichtbaren Fäden aufzudecken, die zur Entfachung dieses Weltenbrandes geführt haben.

Völkerrechtsbruch der Franzosen.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung hat die nachstehende Denkschrift über die Verletzung der Genfer Konvention durch französische Truppen und Freischärler, worin gegen deren völkerrechtswidriges Verhalten scharfer Protest erhoben wird, der französischen Regierung sowie den Regierungen der neutralen Mächte zugehen lassen.

Denkschrift.

In dem gegenwärtigen Kriege haben französische Truppen und Freischärler die zur Verbesserung des Loses der Verwunde-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren getroffenen Bestimmungen der Genfer Konvention vom 6. Juli 1906, die von Deutschland und Frankreich ratifiziert worden ist, in flagranter Weise verletzt. Aus der großen Zahl bekanntgewordener Fälle werden in den Anlagen diejenigen aufgeführt, die bereits durch gerichtliche Vernehmungen oder dienstliche Meldungen einwandfrei festgestellt worden sind.

An der Spitze der Genfer Konvention steht einer der ersten Grundsätze des Kriegsrechts, daß nämlich die Verwundeten und Kranken des feindlichen Heeres in derselben Weise wie die Verwundeten und Kranken des eigenen Heeres geachtet und versorgt werden sollen (Artikel 1, Absatz 1). Diesem Grundsatz haben französische Truppen und Freischärler ins Gesicht geschlagen, weil sie **deutsche Verwundete**, die in ihre Hände gefallen waren, nicht nur roh behandelt, sondern sie auch **beraubt, ja sogar, und zwar teilweise in bestialischer Weise, verstümmelt und ermordet haben.**

Für die beweglichen Sanitätsformationen ist in den Artikeln 6 und 14 der Genfer Konvention ein besonderer Schutz vorgesehen. Diesen Bestimmungen zuwider haben französische Truppen deutsche **Automobile mit Verwundeten angegriffen und Sanitätswagen beschossen,** obwohl das Zeichen des Roten Kreuzes deutlich zu erkennen war, auch haben sie **deutsche Lazarette überfallen** und ihres Personals und ihrer Ausrüstung beraubt.

In völkerrechtswidriger Weise haben sich ferner französische Truppen gegen den Artikel 9 der Genfer Konvention vergangen, der das Sanitätspersonal der kriegführenden Heere schützen, ja es sogar als neutral behandelt wissen will. Wie sich aus den Anlagen ergibt, wurde der Führer einer Sanitätskolonne von einem französischen Truppenführer verhaftet und weggeschleppt und ein Arzt, der einem Verwundeten helfen wollte, von französischen Truppen erschossen, auch wurden Aerzte und Begleitmannschaften eines Sanitätswagens unter Feuer genommen, sowie Krankenträger bei der Bergung von Verwundeten durch französische Truppen und Freischärler angegriffen, verwundet und getötet oder zu Kriegsgefangenen gemacht. Ebenso wurde ein deutscher Feldgeistlicher von französischen Truppen gefangengenommen und wie ein gemeiner Verbrecher behandelt.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung bringt mit Entrüstung diese dem Völkerrecht und der Menschlichkeit hohnsprechende Behandlung deutscher Verwundeten, deutscher Sanitätsformationen und deutschen Sanitätspersonals zur öffentlichen Kenntnis und legt hiermit gegen die unerhörten Verletzungen eines von allen Kulturstaaten geschlossenen Weltvertrages feierlich Verwahrung ein.

Berlin, den 10. Oktober 1914.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von den zahlreichen aktenmäßigen Anlagen, durch welche die Angaben der Denkschrift leider überreichlich erhärtet werden, können wir aus Raummangel nur einige wenige, zusammen mit anderen uns aus anderen zuverlässigen Quellen bekannten, hier zum Ausdruck bringen.

Beraubung, Verstümmelung und Ermordung deutscher Verwundeter.

Militärgerichtliche Vernehmung des Grenadiers Peter Hänseler von der Garde-Ersatz-Brigade.

Verhandelt im Biwak Wald östlich Mississippi Farme, den 7. September 1914, 6 Uhr nachmittags:

Am 5. September früh wurde der Zug Schütze der 2. Kompagnie vorgeschickt mit dem Befehl, die Eisenbahnbrücke über die Meurthe nördlich Rehainviller zu besetzen. Der Zug Schütze besetzte das östliche Meurtheufer, von wo aus er die Brücke und das westliche Meurtheufer unter Feuer halten konnte. Ich befand mich am äußersten rechten Flügel des Zuges und hatte den Auftrag, den gegenüberliegenden Berg und das Gelände zu beobachten. Als der Befehl zum Rückzug gegeben wurde, geriet ich in einen Sumpf und blieb in demselben stecken. Als es mir gelungen war, mich frei zu machen, war der Zug Schütze bereits verschwunden, und die Franzosen hatten die Meurthe überschritten und mir den Rückzug abgeschnitten. Um mich nicht gefangennehmen zu lassen, stellte ich mich tot, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, mich zum Truppenteil durchschleichen zu können. Während ich dort lag, beobachtete ich folgende Vorgänge: Die Franzosen traten die liegengebliebenen Leute unseres Zuges mit den Füßen, und als sie Lebenszeichen durch Schreien oder Stöhnen von sich gaben, hörte ich Schüsse; auch ich erhielt einen Fußtritt, verhielt mich aber nach dem Erlebten völlig ruhig, so daß es lediglich diesem Umstande zu verdanken ist, daß ich nicht auch erschossen worden bin. Bei eintretender Dunkelheit sah ich mich nach meinen verwundeten Kameraden um und stellte fest, daß meine verwundeten Nachbarn nach ihrer Lage tot sein mußten, während sie am Morgen nur leicht verwundet worden waren. In der Dunkelheit gelang es mir, mich zu meinem Truppenteil zurückzuschleichen.

Militärgerichtliche Vernehmung des Jägers zu Pferde Franz Mevißen vom Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 7.

Verhandelt Mersch auf dem Marsche von Luxemburg nach Diekirch, den 11. September 1914.

Gegenwärtig: Wagner, Oberkriegsgerichtsrat, Voetsch, Oberkriegsgerichtssekretär.

Es erscheint und erklärt, auf die Bedeutung des Eides hingewiesen, Jäger zu Pferde Mevißen, 4. Eskadron, Jäger-Regiment zu Pferde Nr. 7:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich weiß folgendes zu bekunden:

Nach dem Gefecht gegen die drei französischen Eskadrons am 7. d. M., etwa 10 Kilometer südwestlich von Arlons auf belgischem Gebiet, hatte ich mich in der Nacht in einem Strohdiemen versteckt. Von meinem Versteck aus habe ich gesehen, wie die Franzosen verwundete deutsche, noch lebende Jäger zu Pferde mit ihren Lanzen erstachen. Ich sah sie in der hellen Nacht auf dem Gefechtsfeld umhergehen, und hier und da sich bewegende daliegende Jäger zu Pferde erstechen. Einmal richtete sich ein Jäger über sein Pferd auf, er wurde sogleich erstochen.

Gerichtliche Vernehmung des Musketiers Mündel vom Infanterie-Regiment Nr. 138.

Kaiserliches Amtsgericht. Anwesend: Amtsrichter Brehmer als Richter, Amtsgerichtssekretär Brubacher als Gerichtsschreiber.

Hochfelden, den 25. September 1914.

Am 25. August 1914 bin ich bei einem kleinen Ort, welcher hinter Lunéville gelegen ist, an der linken Schulter von einem Infanteriegeschoß verwundet worden.

Wir befanden uns bereits im Nahkampf mit den Franzosen. Sie waren nur ungefähr 30 Meter von uns entfernt. Es kamen dann an der Stelle, wo ich lag, mehrere Franzosen vorüber, von denen, bis auf einen, Bajonette geführt und Tornister getragen wurden. Der eine hatte keinen Tornister und kein Bajonett, dagegen einen Revolver und einen Degen. Dieser fragte zunächst einen neben mir liegenden Gefreiten in gebrochenem Deutsch, an welcher Stelle er verwundet sei. Der Gefreite antwortete: „am Fuß", und zeigte auf die Stelle hin. Hierauf schoß der Franzose dem Gefreiten mit dem Revolver durch den Kopf. Alsdann gingen die Franzosen gegen die deutsche Stellung vor. Nach einigen Minuten starb dann der Gefreite. Nach ungefähr einer Viertelstunde kamen die Franzosen wieder zurück durch den Wald an mir vorüber. Hierbei schlug mir ein Franzose mit dem Bajonettkolben gegen die rechte Schläfe und noch über die linke Schulter, wo ich bereits verletzt war. Bei dem Schlag gegen die rechte Schläfe erlitt ich über dem rechten Auge eine Verletzung, welche blutete. Die Wunde verlief auf der rechten Seite der Augenbrauen. Hierzu habe ich zu bemerken, daß die Franzosen gesehen haben mußten, daß ich bereits vorher an der linken Schulter verwundet war, denn ich lag der Länge nach auf dem Boden, mit dem Kopf auf dem Tornister, und das Blut war bereits aus der verletzten Stelle der linken Schulter durch die Uniform herausgetreten.

Gerichtliche Vernehmung des Musketiers Kampen vom Infanterie-Regiment Nr. 78 und des ordinierenden Arztes Dr. Schlichthorst vom Reservelazarett in Aurich.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Königliches Amtsgericht. Gegenwärtig: Amtsgerichtsrat Dieken als Richter, Aktuar Flemer als Gerichtsschreiber.

Geschehen zu Aurich im Reserve-Lazarett, am 29. September 1914.

Am 29. August war ich in der Schlacht von St. Quentin in der Nähe des Dorfes Guise durch einen Schuß ins rechte Knie verwundet liegen geblieben. Als unsere Truppen sich etwas zurückgezogen hatten, kamen etwa gegen 9½ Uhr ungefähr 50 französische Soldaten unter Führung mehrerer Offiziere. Sie gingen im Zickzack übers Schlachtfeld, und ich sah, daß die Soldaten mit dem Bajonett auf mehrere am Boden liegende Verwundete einstachen. So stachen sie auch auf einen Verwundeten, der höchstens 10 Schritt von mir entfernt lag. Als er um Hilfe rief, schoß ihn ein französischer Offizier mit einer Pistole in den Mund, worauf er sofort tot war. Ich weiß bestimmt, daß der Täter ein Offizier war.

Sie kamen dann an mich heran. Ich stellte mich tot, sie stachen mehrfach mit einem Bajonett auf mich ein, aber nicht tief. Ich habe neun leichte Verletzungen davongetragen. Sie drehten mich auch mit den Bajonettspitzen auf die andere Seite. Ein Bajonettstich ist geführt von der rechten Seite quer durch den Helm und hat die linke Hand, die ich wohl an der linken Kopfseite liegen hatte, zwischen Ring- und kleinem Finger verletzt.

Die Feinde haben dann noch einige andere Verwundete in ähnlicher Weise behandelt und sich dann, da preußische Truppen erschienen, zurückgezogen.

Der Zeuge wurde beeidigt.

Der Sachverständige Dr. Schlichthorst, auf die Bedeutung und Heiligkeit des Eides hingewiesen, erklärte:

Bei Einlieferung des Verwundeten sah ich neben der Hauptverletzung am rechten Knie an den übrigen Körperteilen mehrfach oberflächliche kleine Verletzungen, die zum Teil schon verheilt, zum Teil in guter Heilung begriffen waren. Nach Angabe des Verletzten sollten diese Wunden oder Narben von Bajonettstichen herrühren, die ihm französische Soldaten beibrachten, als er verwundet auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war. Nach Art und Aussehen der Verletzungen hege ich keinen Zweifel an der Richtigkeit und Glaubwürdigkeit der Aussagen des Verwundeten.

Bericht der Oberärzte Dr. Neumann und Dr. Grünfelder vom bayerischen Pionier-Regiment an die Etappenkommandantur der 7. Armee über die

Beraubung und Verstümmelung deutscher Soldaten bei Orchies.

Valenciennes, den 26. September 1914.

Das erste Bataillon des bayerischen Pionier-Regiments hatte den Auftrag, gegen den Ort Orchies, 24 Kilometer von Valenciennes ent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fernt, vorzugehen. Als das Bataillon 500 Meter von Orchies entfernt war, bemerkte die Spitze im Straßengraben den Leichnam eines deutschen Kameraden vom Landwehr-Regiment Nr. 35. Es fielen sofort die bei sämtlichen Toten wiederkehrenden Erscheinungen auf, daß der Leichnam seiner Schuhe und Strümpfe beraubt und sämtlicher Erkennungszeichen bar war. Der Mann war von rückwärts niedergeschossen worden, lag aber auf dem Rücken und hatte Mund und Nasenlöcher mit Sägespänen vollgepfropft. Der rechte Arm war wie beim größten Teil der Leute in typischer Abwehrstellung erstarrt; die Totenstarre war noch nicht vollkommen gelöst.

Nach weiterem Absuchen des großen Feldes fanden wir noch 20 Soldaten desselben Regiments. Ein Mann, der etwa 200 Meter vor der Windmühle vor dem Orte lag, hatte eine Hiebverletzung an dem rechten Ohre erhalten, und war sodann, da die Verletzung nur eine Fleischwunde nach sich gezogen hatte, in barbarischer Weise mißhandelt worden; das linke Ohr war glatt abgeschnitten, das Gesicht blaurot, eine Folge des Erstickungstodes, an dem der Mann zugrundeging; Mund, Nase und Augen waren mit Sägespänen vollgestopft, am Halse Würgezeichen zu sehen. Das Gras rings um den Toten war in einem Umkreis von etwa 20 Meter vollkommen niedergetreten, woraus hervorgeht, daß die barbarische Tat das Werk mehrerer war. Zu diesem Gefallenen gesellte sich noch ein Vizefeldwebel, dem das Schädeldach zertrümmert war, das Gehirn quoll heraus. Ein vierter zeigte an der linken Schläfe eine Schnittwunde, die nicht tödlich gewirkt haben kann; der Goldfinger war diesem Manne glatt am Knöchel abgeschnitten und in der Bauchwand saßen vier Schußlöcher, die vom Pulverschmauch eingefaßt waren, ein Zeichen, daß die Schüsse aus unmittelbarer Nähe abgegeben waren; den Einschußöffnungen entsprachen vier Ausschußöffnungen am Rücken. Außerdem waren noch fünf Leute erschlagen worden. Sie zeigten nur Verletzungen, die durch stumpfe Gewalt herbeigeführt sein konnten. Ein Mann hatte am rechten Nasenflügel einen Streifschuß, der die Oberlippe und das Kinn abriß. Das Gesicht war vom Pulverschmauch geschwärzt, die Wundränder verbrannt, ein Beweis für die unmittelbare Nähe des abgegebenen Schusses. Am barbarischsten schienen die Leute der Gegend mit einem Manne umgegangen zu sein, dem die Augen ausgestochen waren; das rechte Auge war vollkommen enthöhlt, das linke ausgelaufen. Die Todesursache dieses Menschen konnte nur auf diese Verletzung zurückgeführt werden.

Aus den festgestellten Tatsachen ergab sich, daß ein großer Teil der Leute unverwundet in die Hände der Feinde gefallen war, denn die Feinde hatten einen Fluchtversuch unserer Kameraden dadurch zu verhindern versucht, daß sie ihnen die Hosenträger

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchschnitten, sämtliche Knöpfe abgetrennt und sie der Schuhe beraubt hatten. Kein Mann hatte seinen Ring mehr an der Hand; die Stelle, wo der Ring saß, war deutlich erkennbar.

Das 1. Bataillon des bayerischen Pionier-Regiments beerdigte die 21 Leute in drei Gräbern an der Straße, 500 Meter südöstlich von Orchies. Die Namen der Gefallenen wurden zum Teil festgestellt.

Angriff auf Verwundetentransporte.

Meldung des Infanterie-Regiments Nr. 76 an die Oberste Heeresleitung.

Bethencourt, den 10. September 1914.

Am 8. September sind zwei Automobile mit Verwundeten, die die Genfer Flagge führten, im Forêt domaniale von einer französischen Radfahrerabteilung unter Führung eines Offiziers überfallen worden. Verwundete und Führer wurden ermordet und beraubt. Nur zwei Mann sind verwundet entkommen und haben diese Angaben dem Stabsarzt ihres Bataillons gemacht, der sie der Sanitätskompagnie in Gondreville am 9. übergab.

Ueberfall auf ein Lazarett.

Meldung des Armeearztes der 2. Armee an den Feldsanitätschef im Großen Hauptquartier.

Warmererville, den 26. September 1914.

Kriegslazarett des 2. Armeekorps in Péronne von Franzosen allen Personals und Materials beraubt; Hunderte von Verwundeten ohne Pflege.

Mißhandlung eines deutschen Feldgeistlichen.

Auszug aus dem Berichte des deutschen katholischen Feldgeistlichen Redemptoristenpaters Bernhard Brinkmann über seine Gefangennahme in Frankreich.

Luxemburg, den 21. September 1914.

In meiner Eigenschaft als deutscher Feldgeistlicher begab ich mich am 7. September nach einem Gefecht bei Esternay nach Trefols, um Verwundeten beizustehen; diese waren aber bereits abgeholt. Darauf traf ich noch drei müde Soldaten, die dort zurückgeblieben waren. Nach einer Weile kam unerwartet eine französische Kavalleriepatrouille mit einem Kapitän. Die Soldaten flohen; ich blieb. Der Kapitän erklärte sofort, es geschähe mir nichts, ich sei frei; statt dessen wurde ich von Gendarmen abgeführt und in ein schmutziges Gefängnis ohne Fenster gebracht. Ich war hungrig und durstig, erhielt aber nichts.

Am folgenden Morgen wurden mir noch etwa 38 Gefangene zugesellt. Wir mußten einen 25 bis 30 Kilometer langen Marsch machen, ohne in dieser Zeit irgend etwas zum Essen zu erhalten. Am nächsten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Morgen wurden wir mit der Bahn weiterbefördert. Nach einigen Stationen wurde ich von den anderen Gefangenen getrennt und einer neuen Gendarmerie übergeben. Dann wurde ich unter Beschimpfungen und Drohungen der Bevölkerung zum Bahnhof in einen anderen Zug gebracht. Dort traf ich französische Zivilisten, die Ketten trugen. Einem von ihnen wurde die Kette von der einen Hand gelöst und an meine linke Hand geschlossen. Neben mir ein echter französischer Landstreicher von etwa 60 Jahren mit schmutziger Kleidung und mit einem Bündel Lumpen auf seinem Rücken. Mit ihm bin ich an derselben Kette drei Tage und eine Nacht hindurch gewesen. In diesem Aufzuge durchzogen wir viele Dörfer unter Hohn und Spott der Bevölkerung.

Am ersten Abend bat ich, meine Kette für einen Augenblick lösen zu wollen, um meinen Mantel anziehen zu können als Schutz gegen das feuchte Lager. „Das ist nicht nötig", war die barsche Antwort, und man ging mit dem Licht hinaus. Essen und Trinken wurden nicht gereicht; ebensowenig am folgenden Morgen. Dank der Müdigkeit unserer Aufseher brauchten wir an diesem Tage nur wenig zu laufen, wir wurden auf einem Wagen befördert. Abends kamen wir nach Maisons, wo ein kleines Verhör im Quartier eines Generals stattfand. Dann ging es zur nächsten Gendarmerie. Hier wurden mir alle Sachen genommen: Uhr, Geld, selbst meine Hosenträger. Ich mußte ohne sie am folgenden Tage einen Weg von mehr als 20 Kilometer zu Fuß zurücklegen. Ja, sogar die Binde vom Roten Kreuz nahm man mir vom Arm weg, obschon ich mich im Besitze meiner Papiere befand, die ich vorgelegt hatte.

Endlich, am Freitag, den 11. September, kamen wir nach Chateau-Thierry. Gegen 5 Uhr wurde ich zum Kriegsgericht zur Vernehmung geführt. Spät abends geht es zum Gefängnis zurück. Am folgenden Morgen um 8 Uhr langte bei der Polizei ein Schreiben über mich an. Es wurde mir verheimlicht. Es enthielt meine volle Freisprechung und Freilassung. Ich bin jetzt im Besitze dieses Aktenstückes. Trotz dieses Urteils wurde ich noch volle drei Tage als Gefangener am Bahnhof Chateau-Thierry zurückgehalten.

So hatte ich Gelegenheit, das Folgende als Augen- und Ohrenzeuge wahrzunehmen:

Am Bahnhof traf ich ungefähr 300 Gefangene. Es waren fast nur Verwundete oder Kranke. Als die Franzosen in Chateau-Thierry einrückten, gingen sie in die Spitäler und Lazarette, wo sich deutsche Verwundete befanden; sie untersuchten deren Kleider und nahmen für sich, was ihnen beliebte, insbesondere Geld und Uhren. Wir wurden in einem offenen Güterschuppen untergebracht, der ungefähr einen Raum von etwa 5 bis 7 Meter Breite und 10 bis 12 Meter Länge den etwa 300 Gefangenen bot. Die eine Seite des Schuppens war ganz offen; die anderen Seiten hatten solche Oeffnungen, daß Wind und Wetter freien Zutritt hatten. Es regnete und stürmte. Die Verwundeten lagen Tag und Nacht auf dem Steinboden, der nur stellenweise mit einer dünnen, ganz zerknickten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strohschicht bedeckt war. Die meisten Verwundeten hatten keine Mäntel, einzelne auch keine Kopfbedeckung. Es befanden sich im Schuppen zwei bessere Stellen, die mehr gegen die Witterung geschützt waren und auch mehr Stroh enthielten. Die Verwundeten wurden am Abend von denselben zurückgewiesen, die Aufseher nahmen dieselben für sich.

Unsere Nahrung am Bahnhof bestand in altem verschimmelten Kommißbrot. Die Schimmelfäden zogen sich meist quer durch das ganze Brot. **Ebenso schlimm war es mit der Pflege der Wunden der Gefangenen bestellt.** Viele hatten seit acht Tagen ihren Verband nicht mehr erneuert erhalten. Mehrere baten darum am Sonntagmorgen, es sei unbedingt nötig. Es wurde abgeschlagen. Erst am Sonntagabend hieß es: bloß die schwer Verwundeten, die den Verband notwendig erneuert haben müssen, können sich melden. Sie wurden dann zu den deutschen Aerzten geführt, die sich noch in Chateau-Thierry befanden. Diese mußten dann drei zurückbehalten zu einer sofortigen Operation wegen direkter Lebensgefahr.

Hieran möchte ich noch einige Einzelheiten knüpfen: Am Bahnhof in Chateau-Thierry sah ich einen französischen Soldaten, der eine Birne schälte und die Schalen auf dem Boden warf. Ein Verwundeter bittet ihn durch einen Fingerzeig um die Erlaubnis, die Schalen nehmen zu dürfen. Da tritt der Franzose die Schale noch zuerst mit seinem schmutzigen Schuh, dann durfte der Deutsche sie aufnehmen, um sie heißgierig zu verschlingen. Ein anderes Mal warf ein Franzose ein Stück Brot weg. Es fiel in die Nähe der Verwundeten. Da stieß ein anderer Franzose es mit seinem Fuß so weit weg, daß die Verwundeten es nicht mehr erreichen konnten. Einmal habe ich gesehen, wie **auf dem Transportweg ein französischer Gendarm einen Gefangenen mit Füßen trat.** Es war auf dem Wege von Esternay nach Sezanne.

Verschleppung eines deutschen Sanitäts-Kolonnenführers.

Meldung des Kaiserlichen Kreisdirektors an das Generalkommando des 3. Armeekorps in Saarbrücken.

Chauteau-Salins, den 7. August 1914.

Der Bürgermeister von Vic teilt mir mit, daß die Stadt Vic vorgestern nachmittag von zwei Schwadronen französischer Kavallerie und einer Kompagnie Infanterie besetzt wurde. Die Franzosen fragten sofort nach dem Postamt; dort stand eine gerade gebildete Sanitätskolonne unter Gerichtsassessor Eyles, die Leute hatten die Genfer Binde am Arm. Der Major wollte die Sanitätskolonne als Befreite begrüßen, was der Gerichtsassessor Eyles scharf ablehnte. **Er wurde sofort verhaftet und später von den Franzosen mitgenommen.**

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ermordung eines deutschen Arztes.

Meldung der 27. Division (2. königlich württembergischen) an das Generalkommando.

Diedenhofen, 14. August 1914.

Nach bestimmter Aussage von Augenzeugen wurde der **Oberarzt Dr. Stamer,** Ulanen-Regiment Nr. 19 (Eskadron Landbek) bei Villers la Montague nicht von Franktireurs, sondern von französischen Schützen (Radfahrern) aus nächster Entfernung erschossen.

Oberarzt Dr. Stamer war vom Rittmeister Landbek zurückgeschickt worden, um einen verunglückten Ulanen zu helfen. Die französischen Schützen mußten die Rote-Kreuz-Binde unbedingt sehen, und bildet dieser Vorfall eine augenscheinliche Verletzung des Völkerrechts durch reguläre französische Truppen.

Beschießung deutscher Sanitätswagen.

Meldung des Bataillonsarztes des 2. Bataillons des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 123.

Andolsheim, 23. August 1914.

Ich melde, daß in dem Gefecht bei Günzbach am 19. August 1914 **der Feind das „Rote Kreuz" beschossen** hat. Ich verband mit Unterarzt Dr. Futterer zusammen die Verwundeten zunächst in der Gefechtslinie, dann auf einem Verbandplatz in Günzbach.

Die Beschießung durch den Feind konnte bis dahin nicht als Absicht angesprochen werden.

Als jedoch das Gefecht abgebrochen und das Schießen eingestellt war, wurde jeder Versuch, die Verwundeten in nahegelegene passende Räume zu bringen, durch Feuer auf die Krankenträger erschwert.

Der mit großer „Roten-Kreuz-Flagge" versehene Sanitätswagen erhielt bei seiner Abfahrt Schnellfeuer; ein Mann der Bedienungsmannschaft fiel. Unterarzt Dr. Futterer und ich verließen als letzte Günzbach und waren eine große freie Strecke lang (etwa 500 Meter) heftigem Gewehrfeuer ausgesetzt.

Da das Zeichen des „Roten Kreuzes" bei dem klaren Wetter weithin kenntlich sein mußte und der Feind in etwa 400 Meter Entfernung lag, muß angenommen werden, daß er das Rote-Kreuz-Abzeichen nicht beachten wollte.

Meldung der 6. Infanterie-Division an das Generalkommando des 3. bayerischen Armeekorps.

Arracourt, 27. August, 11 Uhr vormittags.

Am 26. August nachmittags wurde das vor der jetzigen Gefechtsfront der Division gelegene Gefechtsfeld (in der Gegend von Maixe) durch Krankenträgerpatrouillen der Sanitätskompagnie nach liegengebliebenen Verwundeten abgesucht. Diese Patrouillen wurden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von französischer Infanterie, ohne Rücksicht auf das Rote Kreuz, beschossen und zersprengt; zurzeit fehlen noch etwa 100 Mann der Sanitätskompagnie.

Meldung des Etappendelegierten Grafen Reichenbach an den stellvertretenden Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege in Berlin. Valenciennes, den 24. September 1914.

Gestern sind in der Umgegend des hiesigen Etappenhauptortes in sonst sicherer Gegend mit Krankentransportabteilung auch 13 Mann der freiwilligen Krankenpflege beim Heranschaffen von Verwundeten durch die Bevölkerung überfallen, trotz deutlicher Rote-Kreuz-Abzeichen. Sechs Mann von uns tot, einer verletzt. Vernehmungsprotokolle folgen später, auch nach Möglichkeit Verwendungsbücher der Gefallenen.

Zu diesen auf amtlichem Wege einwandfrei festgestellten Tatsachen tritt noch eine übergroße Anzahl von Privatmeldungen, wie sie den verschiedenen Zeitungen mit der Bitte um Veröffentlichung zugegangen sind, wir lassen nachstehend einige davon folgen.

Französische Scheußlichkeiten gegen Verwundete.

Aus dem Privatbrief eines preußischen Majors, dessen Handschrift der „Frkft. Ztg." im Original vorlag, stellt man dem Blatt nachstehendes einwandfrei festgestelltes Ergebnis einer militärischen Untersuchung zur Verfügung:

Meine Brigade kommandierte mich gestern ins Lazarett, um über einen Franzosen zu Gericht zu sitzen. Ich fand einen Gefreiten vor, Ende der 30er, Soldat seit 1895. Er gab ohne weiteres zu, zwei verwundeten deutschen Soldaten des X. Armeekorps, das hier vor einigen Tagen die Maasübergänge genommen hatte, mit seinem Bajonett die Augen ausgestochen zu haben. Nach dem Grunde gefragt, sagte er ganz ruhig: „C'est une revanche comme toute autre." (Das ist eine Art von Vergeltung wie jede andere.) Damit war für mich der Tatbestand festgestellt, und ich meldete dies der Brigade, die ihn sofort erschießen ließ. Geschehen in X. am 31. August, abends. Der Gefreite hieß E. B. Er war von Sanitätsmannschaften bei der Tat abgefaßt worden. Ihnen gegenüber hat er behauptet, von seinen Vorgesetzten dazu Befehl erhalten zu haben. Die deutschen Sanitätsmannschaften sagten, daß der französische Gefreite etwa 30 verwundeten Deutschen die Augen ausgestochen habe.

Weiter schreibt die Zeitung: Wie mitgeteilt, hat die französische Regierung eine Anordnung erlassen, den deutschen Verwundeten die erforderliche Pflege zuteil werden zu lassen, und zwar unter Hinweis auf die internationalen Abmachungen, die Genfer Konvention und die Humanität. Daß diese Verfügung der französischen Regierung überhaupt notwendig war, zeigt allein schon, daß Dinge vorgekommen sein müssen, deren man sich schämt. Eine Reihe von Fällen, in denen französische Soldaten Verbandsstätten, Verwundete und Aerzte beschossen haben, sind von uns bereits mitgeteilt worden. Nachstehend veröffent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen wir die Zuschrift eines deutschen Arztes, die über neue Unmenschlichkeiten gegenüber Verwundeten berichtet. Er schreibt: Am 29. August fuhr ich mit besonderer Erlaubnis im Auto nach O. zu meiner Mutter, von hier durch die tags vorher vom Feinde geräumten Vogesentäler nach . . ., wo ich auftragsgemäß die Leichtverwundeten weitertransportieren ließ. Als ich mit meiner Liste eben fertig war, kam ein Soldat ins Lazarett und ließ sich müde auf einen Stuhl fallen. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden und erfuhr, daß er soeben von dem französischen Schlößchen S. komme, wo er als Krankenträger beschäftigt war. Das Schlößchen sei als Lazarett in Verwendung genommen und mit etwa 100 Deutschen, meist Schwerverwundeten, belegt worden. Auch der eine oder andere Franzose sei dort untergebracht gewesen. Pflegerinnen seien französische Schwestern. Vor zwei Stunden hätten die Franzosen in einer Entfernung von 500 Meter von der Villa ihre Kanonen aufgestellt und das Gebäude — das mit der Roten-Kreuz-Fahne weithin als Spital kenntlich gemacht war — in Trümmer gelegt. Nur dem Umstand, daß mein Gewährsmann in den Vorratsräumen des Kellers zu tun hatte, verdankt er sein Leben. Eine halbe Stunde nach dieser Erzählung kam noch ein Lazarettgehilfe über das Gebirge, der das gleiche erzählte und der ebenfalls nur mit knapper Not dem Tode entronnen war. Beide vermuten, wohl kaum ein Dutzend Leute sei aus den Trümmern gerettet worden.

Köpfe als Siegestrophäen.

Im Pariser „Temps" erzählt ein französischer Verwundeter folgendes: „Eines Tages wurde ich mit meiner Sektion kommandiert, um einige Deutsche, die sich in einem Laufgraben versteckt hielten, zu beschießen. Aber wir sahen nichts. Wir wurden schon ungeduldig, als glücklicherweise unsere Artillerie eingriff. Einige gut gezielte Granaten krepierten genau über dem Laufgraben. Das feindliche Gewehrfeuer verstummte. Wir gingen vorwärts, bekamen aber nichts mehr zu tun; die Deutschen lagen noch in ihren Laufgräben, alle ohne Kopf. Sie waren von den Granaten wie abrasiert worden."

Daß diese Erzählung des französischen Maulhelden nicht ohne Hintergrund ist, daß aber die Köpfe gefallener Deutscher nicht durch französische Granaten „abrasiert" waren, geht aus folgendem Bericht hervor, den ein Kriegskorrespondent des Londoner „Daily Expreß", datiert aus St. Malo vom 6. September, in dem genannten Blatte am 9. September veröffentlicht. Es heißt hier wörtlich:

„Unter den Verwundeten zu Dinard befindet sich auch eine Anzahl von Turkos, eine wüste Gesellschaft. Einer dieser mittelalterlichen „Sportmänner" brachte in seinem Rucksack den Kopf eines Deutschen mit, und er wurde halb toll, als man ihm denselben wegnahm. Er betrachtete diesen Kopf als das kostbarste Souvenir in der Welt, und man mußte ihm Geld geben, um ihn ruhig zu halten. Am Nachmittag, als ich ihn im Hospital aufsuchte, war er noch wütend und erklärte, daß er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Trophäe haben müsse. Sechs deutsche Verwundete sind in einem andern Hospital, und die Turkos haben das Gelübde getan, sie zu töten."

Hier also sind Scheußlichkeiten der schlimmsten Art verbürgt. Wie tief die Engländer gesunken sind, erhellt aus der schlecht verhehlten Bewunderung, mit der das Blatt diese Schandtaten des schwarzen Verbündeten erzählt. Und der Londoner Pöbel brüllt dazu Beifall!

Greueltaten der Turkos.

Die „Tägliche Rundschau" berichtet hierüber in der Nummer vom 1. Oktober 1914 folgendes:

Ofen-Pest, 30. September. Einer der Reisegefährten des aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Grafen Michael Karolyi, Ingenieur Friedrich, berichtet, daß die Gefangenen in einem engen Raum zusammengepfercht worden seien. Eines Tages wurden auch verwundete Turkos dorthin gesteckt. Jeder Turko hatte an einer Schnur abgeschnittene Ohren, Nasen und beringte menschliche Finger, die sie mit bestialischem Triumphgeheul jedermann vorwiesen.

Eine Gruppe Gefangener, darunter auch ein Kapitän eines deutschen Kauffahrteischiffes, wurde einem summarischen Verhör unterzogen. Auf die Frage des Hauptmanns, welcher das Verhör vornahm, ob der Kapitän nach seiner Freilassung nichts gegen Frankreich unternehmen würde, erwiderte dieser: „Ich kann nicht verschweigen, daß ich meine Pflicht erfüllen und gegen Frankreich kämpfen würde." Hierauf wurde der Kapitän in Haft behalten. Nach der Uebersiedelung der französischen Regierung nach Bordeaux wurde die Aufsicht über diese Gruppe von Gefangenen der Zivilbehörde übertragen, die die Widerrechtlichkeit der Anhaltung einsah und den Gefangenen die Reise nach Spanien gestattete.

Leiden eines deutschen Offiziers in Frankreich.

Der „Königsberger Allgemeinen Zeitung" wird das Bruchstück eines Briefes zur Verfügung gestellt, in dem ein Vater über die Erlebnisse und Leiden seines einzigen Sohnes berichtet, eines jungen Offiziers, der mit seiner Patrouille in französische Gefangenschaft geriet. Der bedauernswerte Vater schreibt:

„. . . . Am 26. August hat er das letzte Mal geschrieben und am anderen Tage war er mit 8 Mann Patrouille gegangen, von der er nicht mehr zurückgekehrt ist. Am 27. August wurde die Patrouille von etwa 100 Franzosen umzingelt und gefangen genommen, wobei unser Karl an der Hüfte verwundet wurde, was ihn beim Gehen sehr schmerzte. Ein kleiner Streifschuß, den er an der Schulter hatte, war zunächst nicht von Bedeutung. Die Patrouille wurde nun einem höheren Offizier vorgeführt, der ihr alles abnehmen ließ: Waffen, Tornister, Konserven, sämtliche Karten und Schreibmaterial, sie zwang, ihre Waffen zu zerschlagen und Mützen und Feldröcke gegen französische Uniformstücke zu vertauschen. Dann bekamen sie französische Gewehre in die Hand und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es wurde ihnen befohlen, auf die deutschen Truppen zu schießen. Karl verweigerte das entschieden und sagte, er wolle sich lieber töten lassen, als daß er dies täte. Darauf schlugen ihn die Franzosen mit Stöcken, Seitengewehren und verweigerten ihm jegliche Nahrung. Seine Mannschaften bekamen zu essen, aber er mußte dabei sein und zusehen, bekam aber nichts und eine Wache paßte genau auf, daß ihm nichts zugesteckt wurde. Jeden Morgen erhielten die 8 Mann zusammen ein kleines Stück Brot, das schon in acht Teile geteilt war, und Wasser. Von diesem Brot steckte jedermann ein Stück in die Tasche und schob es dann nachts Karl zu. Das war seine ganze Nahrung während sechs Tagen. Dabei wurden große Märsche gemacht, täglich bis 30 Kilometer, und dabei mußte Karl einen schweren Tornister mit Arzneien tragen, was ihm große Schmerzen bereitete, weil die Schulterwunde dadurch sehr gereizt wurde. Täglich wurde er wiederholt geschlagen. Am 31. August oder 1. September lagen sie mal wieder im Schützengraben, als sie preußisches Artilleriefeuer bekamen. Die Gelegenheit machten sie sich zunutze und wollten fliehen. Zwei Mann glückte es zu fliehen. Karl mit den anderen sechs Mann geriet aber wieder in einen französischen Schützengraben und wurde zum zweiten Male gefangen genommen. Die beiden glücklichen Flüchtlinge sahen von weitem noch, wie Karl von zwei Franzosen geführt wurde. Die anderen sechs Mann folgten und weiter wissen wir nichts von unseren Truppen. Karl soll ganz furchtbar ausgesehen haben, abgezerrt im Gesicht und furchtbar entkräftet. Der Mann sagte, was der Leutnant ausgestanden habe, das wäre schrecklich gewesen."

Das Herz eines jeden deutschen Patrioten krampft sich beim Lesen solcher Greueltaten zusammen. Eine Nation, die ihren Gegner mit solcher Niedrigkeit behandelt, hat den Anspruch auf unsere Achtung verwirkt. Sie verdient das strengste Gericht.

Das Schicksal der Leutnants Graf Strachwitz und v. Schierstädt.

Außerordentliches und ebenso berechtigtes Aufsehen erregte seinerzeit die Nachricht von der völkerrechtswidrigen Behandlung der in französischer Gefangenschaft geratenen Leutnants Graf Strachwitz und v. Schierstädt, die wohl noch in aller Erinnerung sein dürfte. Die beiden Leutnants waren wegen angeblichen Plünderns vor ein Kriegsgericht gestellt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Nach den vorliegenden Nachrichten hatten die beiden Offiziere, die sich mit einer von ihnen geführten Patrouille verirrt hatten, für ihren eigenen Bedarf und den ihrer marschunfähigen Soldaten einen Wagen und Kleider genommen. Ein „Plündern" lag also nicht vor, und die hervorragendsten deutschen Rechtslehrer, wie Prof. v. Liszt, erklärten, daß die in unzweifelhaftem Notstand von den beiden Offizieren begangenen Handlungen in keinem Falle strafbar seien. Jetzt hat der „Matin" berichtet, Leutnant v. Schierstädt sei nach Cayenne transportiert worden, er sei unterwegs an einen anderen Sträfling angekettet gewesen und habe Sträflingskleider tragen müssen. Trotzdem habe er „nichts von seinem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stolz" verloren und habe unterwegs seinen Mitgefangenen die Ueberlegenheit der deutschen Kultur gerühmt und Frankreich „ein verfaultes Land" genannt. Trifft diese Darstellung des „Matin" zu, ist Leutnant v. Schierstädt tatsächlich wegen jenes sogenannten „Plünderns" wie ein gemeiner und gemeingefährlicher Verbrecher behandelt und nach der französischen Strafkolonie geschafft worden, so wird nicht nur jeder Deutsche, sondern auch außerhalb Deutschlands jeder anständig empfindende Mensch mit seiner Empörung über ein so unerhörtes Verfahren nicht zurückhalten. Es ist anzunehmen, daß die deutsche Regierung, die bereits Verhandlungen wegen dieses Falles eingeleitet hatte, mit aller gebotenen Entschiedenheit vorgehen wird. Sehr wünschenswert scheint es uns aber auch, daß in den neutralen Ländern, wo die Schilderungen „deutscher Greueltaten" andauernd eine so weite Verbreitung finden, das Publikum diesen Fall mit all seinen Einzelheiten erfährt.

Dieser schändlichen, durch nichts zu rechtfertigenden Behandlung zweier tapferer Soldaten, die doch nur ihre Pflicht getan haben, reiht sich die Verurteilung deutscher Militärärzte durch ein französisches Kriegsgericht würdig an die Seite.

Das harte Urteil gegen die deutschen Militärärzte erregt auch in Frankreich großes Aufsehen; man hatte allgemein Freisprechung erwartet. Advokat Jules Uhry schreibt in der „Humanité" u. a.: Die Ansicht fast aller Advokaten, Journalisten und Militärärzte war, daß die Entscheidung des Gerichts tiefschmerzlich sei. Es wurde kein wirklicher Beweis geführt. Für die Barbaren wäre es eine gute Lehre gewesen, wenn man die Angeschuldigten namens des französischen Volkes und namens des Rechts freigesprochen hätte. — Die folgenden Sätze sind von der Zensur gestrichen. — Die Zeugen haben nichts Belastendes ausgesagt. Der Bürgermeister von Lisy sur Ourcq erkannte selber die korrekte Haltung der Angeklagten an. Sie hätten auch kranke Einwohner gepflegt und an der Sanierung der Gemeinde mitgearbeitet. Ein französischer General hatte die deutschen Aerzte beglückwünscht. Die französischen Militärärzte legten sich während der Verhandlung für ihre deutschen Kollegen anerkennend ins Zeug. Die drei Verteidiger baten nachdrücklich, nicht Unschuldige für Schuldige leiden zu lassen. Das Gericht versteifte sich aber auf den Standpunkt, daß die Angeklagten sich geplünderter Gegenstände und Genußmittel bedient hätten. Außer Ahrens erhielt der Berliner Chirurg Dr. Schulz sechs Monate Gefängnis. Ein Urteilsspruch, der selbst im eigenen Lande als ein Schandurteil empfunden wird und den noch schärfer, als es geschehen ist, zu charakterisieren die Macht der Zensur dort augenblicklich zu verhindern weiß, trifft moralisch nicht diejenigen, die er treffen will, sondern seine eigenen Urheber.

Die Franzosen setzen also, schreibt die „Frankfurter Zeitung" sehr richtig dazu, die Komödie, gefangene Deutsche wegen des Besitzes französischer Gegenstände als Diebe zu verurteilen, fort. Zum Verständnis der Sachlage verweisen wir auf eine Schilderung, die wir im ersten Morgenblatt vom 29. Oktober unter der Aufschrift: „Zivilisiertes aus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreich" veröffentlicht haben. Es handelt sich um die Festnahme von 250 Sanitätern und 28 Aerzten. „In Paris — so heißt es darin — erfolgte eine genaue körperliche Untersuchung (auch bei den Schwestern) und wo man, wie das im Felde zum Ersatz eigener Sachen unvermeidlich ist, französische Gebrauchsgegenstände fand, wurde ein Protokoll aufgenommen und die Betreffenden wurden zurückgehalten." Es ist ohne weiteres verständlich, daß die in Frankreich stehenden Truppen mit Einschluß des Sanitätspersonals vielfach genötigt sind, ihre Ausrüstung zu ersetzen. Mag es sich um Hemden oder Stiefel, um Taschentücher oder Taschenmesser und ähnliche Dinge handeln, sie müssen ab und zu ersetzt werden, und es ist begreiflich, daß dabei zu dem nächstliegenden Material gegriffen wird, sei es nun französischer oder deutscher Herkunft. Natürlich machen es die Franzosen genau ebenso, die sogar mit einer gewissen Vorliebe Sachen deutscher Herkunft benutzen. Es ist aber in Deutschland noch niemand eingefallen, einen französischen Soldaten oder Arzt deshalb wie einen gemeinen Verbrecher vor Gericht zu stellen, weil er ein deutsches Hemd oder deutsche Stiefel trug. Diese Methode ist dem zivilisierten Frankreich vorbehalten geblieben, das natürlich in der durchsichtigen Tendenz so verfährt, die Deutschen als Plünderer hinzustellen, während wir doch wissen, daß die Franzosen sogar im eigenen Lande geplündert haben. Eine beispiellose Gemeinheit der Franzosen ist es aber, Aerzte, Sanitätssoldaten und Schwestern, die ihre Hilfe den verwundeten Franzosen ebenso widmen wie den Deutschen, nun entgegen den Vorschriften der Haager Konvention unter so fadenscheinigen Anklagen zurückzuhalten!

Der Eindruck dieser abscheulichen Tendenzmacherei ist ja auch in Frankreich so stark, daß sich ehrliche Leute darüber empören. Wir können nur wünschen, daß die Protokolle und Verhandlungen vollständig veröffentlicht werden, damit sie als Dokumente der französischen Schande die weiteste Verbreitung finden. Wollten wir Gleiches mit Gleichem vergelten, würden unsere Kriegsgerichte zur Bewältigung dieser Aufgabe vermehrt werden müssen!

Französische Beschießung von Sanitätern.

Die „Voss. Ztg." veröffentlicht aus dem Feldpostbrief eines Unteroffiziers folgende Schilderung: „Gestern war ich Augenzeuge einer französischen Schießerei, die mal wieder eine himmelschreiende Völkerrechtsverletzung ist. Hinter unserer Stellung tritt eine Chaussee aus dem Walde heraus und führt über eine Höhe nach Essey runter, wo wir bekanntlich in regelmäßigen Abständen zur Ruhe hingehen. Diese Höhe ist von den Schützengräben und den feindlichen Artilleriestellungen einzusehen, und da die Franzosen sogar auf einzelne Leute und Wagen schießen, wird sie bei Tage nicht begangen. Unvorsichtigerweise ging eine Abteilung unseres Bataillons gruppenweise bei Tage über die Höhe und bekam auch richtig Feuer. Es wurden zwei Mann getötet und vier verwundet. Die anderen konnten sich dadurch, daß sie auseinanderliefen, retten. Natürlich wurden Sanitäter alarmiert, und nach ein

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

paar Minuten kam ein Sanitätsauto (mit deutlich sichtbarem Roten Kreuz) angefahren. Kaum kam es in Sicht, als eine schwere Granate dicht vor ihm einschlug und es zur Umkehr zwang. Etwa ein halbes Dutzend Sanitäter versuchten nun, an die Gefallenen heranzukommen. Auf diese paar Mann gab nun die französische Artillerie immer Salven von drei oder vier schweren Granaten ab. Auf großartige Weise brachten die Leute die Verwundeten in Sicherheit, ohne verletzt zu werden. Um sie aber zum Auto zu bringen, das in einer Vertiefung wartete, mußten sie wieder über die Chaussee, und als vier Mann mit zwei Tragbahren sich wieder sehen ließen, die im Schritt gingen und ganz deutlich beladene Bahren trugen, ging dieselbe Geschichte los. Sie bekamen schweres Artilleriesalvenfeuer. Auch diesmal freilich war die Beschießung erfolglos, alle sollen geborgen sein. Aber ist es nicht empörend? Wir beobachteten die ganzen Vorgänge durchs Glas und Ihr könnt Euch denken, was für Wut man dabei bekommt. Unsere Artillerie hat dafür auch eine Anzahl Salven auf französische Gräben und Artilleriestellungen abgegeben — und hoffentlich mit besserem Resultat — und wir haben, wo nur etwas im Graben gegenüber zu sehen war, geschossen wie wild!"

Wie die Franzosen Gefangene behandeln!

Folgende Dokumente, abgedruckt im „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 21. Dezember 1914, werden halbamtlich mitgeteilt, durch die unwiderleglich festgestellt ist, daß die Franzosen gefangene deutsche Offiziere, die sogar verwundet waren, ohne jeden Grund gefesselt haben.

1. Eidliche Aussage des Fliegerleutnants S. vom Flieger-Btl. 3, der Mitte August in französische Gefangenschaft geriet und aus dieser durch das siegreiche Vordringen unserer Westarmeen befreit wurde.

„Am 15. August 1914 hatte ich den Auftrag, von Luxemburg bis hinter die Maas einen Erkundungsflug vorzunehmen. Bei Florenville wurde ich heruntergeschossen, d. h., ich wurde durch einen Schuß am Bein verwundet und der Propeller beschädigt. Ich konnte noch im Gleitflug heruntergehen. Mein Begleiter, der Beobachtungsoffizier Lt. L. war unverletzt. Lt. L. steckte das Flugzeug in Brand. Gleichzeitig fand sich auch eine französische Patrouille von Reitern ein, die ich für Dragoner hielt, vielleicht 20 Mann stark. Der Offizier erklärte uns beide für Gefangene.

Nach 1½stündigem Aufenthalt in Florenville wurde ich von einem Gendarm mit einer eisernen Kette an beiden Händen gefesselt, dergestalt, daß die beiden Hände durch die Kette verbunden waren, ich die Hände aber frei bewegen konnte.

Der Gendarm begründete das Fesseln damit, daß dies sonst bei den Gefangenen nicht üblich sei, daß man aber bei Fliegern vorsichtig sein müsse. Im Kraftwagen wurde ich dann nach Corignan geführt und dort in der Behausung eines Gendarmen in eine Art Stall gebracht, in dem sich aber eine Pritsche befand. Lt. L. war schon in diesem Stall. Ich nehme an, daß der Raum eine Art Gefängnis für Landstreicher war. Leutnant L. erzählte mir, daß man vergeblich ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sucht habe, ihn auszufragen, und daß er auch in einem Kraftwagen gefesselt nach Corignan gebracht worden sei. Ueber schlechte Behandlung kann ich nicht klagen. Am anderen Morgen bekamen wir ein trockenes Stück Brot und Kaffee. In einem gemeinsamen Kraftwagen wurden wir dann nach M. gebracht. Der Gendarm, ein anderer wie Tags zuvor, erklärte mir, daß ich wegen meiner Verwundung nicht gefesselt werde. Leutnant L. aber bekam Daumenfesseln angelegt, d. h., die beiden Daumen wurden auf einem Schloß aneinander gekettet. In M. führte man uns beide ins Gefängnis in einen gemeinschaftlichen Raum, der drei Betten enthielt."

2. Auszüge zweier Briefe des in französischer Gefangenschaft befindlichen Hauptmanns v. W. an seine Frau:

„C...., 30. September 1914.

Am 29. September, nachmittags, plötzlich anziehen; ich wurde abtransportiert mit einem Gefangenentransport. Mit Ketten geschlossen wurde ich abgebracht, die erst nachts gelöst wurden. Ich mußte fahren zwei Nächte, 1½ Tage bis ich hierher kam über T. . . ., L. . . ., N. . . ., M. . . . bis direkt ans Mittelländische Meer und zum Hafen C. . . . Hier kam ich in dieses Hospital und bin mit vier anderen deutschen Offizieren auf einem Zimmer." . . .

„C....., 3. November 1914.

Die hiesigen Behörden wollten es mir nicht glauben, wie ich ihnen erzählte, daß ich von dem Hospital von V. . . . — vielleicht!! — durch die besonders strenge Auffassung einer der mich begleitenden Gendarmen mit Ketten gefesselt auf der Krankenbahre die lange Zeit transportiert wurde." . . .

Die Uebereinstimmung vorstehender Auszüge mit den betreffenden Stellen der Originalbriefe ist amtlich bescheinigt.

Am 9. September wurde in das Etappenlazarett Hagenau i. Els. der Musketier Heinrich Faber von der 5. Kompagnie des Infanterie-Regiments Nr. 30 eingeliefert. Nach dem Zeugnis des ihn behandelnden Arztes hatte Faber eine Brustschußverletzung und war außerdem durch nicht weniger als 18 Bajonettstiche verwundet, von denen 11 den ganzen Körper von hinten nach vorn durchbohrt hatten. Trotzdem befindet sich Faber jetzt außer Lebensgefahr, nachdem er eine Lungenentzündung, Abszeßbildungen und später wieder auftretende entzündliche Verdichtungen der öfters durchbohrten Lunge überstanden hat. Bei seiner eidlichen Vernehmung schildert F. zunächst, wie er in einem Gefecht von Verdun mit einigen Kameraden in der Nacht ein Wäldchen erreichte, in dem der Morgen abgewartet wurde. Nach Ausweis des gerichtlichen Protokolls fährt Faber in der Schilderung seiner Erlebnisse wie folgt fort:

„Als es Morgen wurde, erhielt ich plötzlich von hinten einen Schuß in die rechte Schulter aus unmittelbarer Nähe. Ich lag auf dem Bauch und beobachtete nach vorn. In demselben Augenblick, als ich den Schuß bekam, war auch schon der Franzose, der geschossen hatte, bei mir und entriß mir das Gewehr. Darauf lief er zu meinen Kame-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

raden, die nicht weit von mir lagen, kam aber sofort wieder zurück, woraus ich schließe, daß sie tot waren. Nun schnallte er mir den Tornister ab, stellte sich auf mich und stieß mir mit voller Wucht mehrmals das Bajonett in den Rücken, wie oft, kann ich nicht angeben, jedenfalls habe ich, wie bei der ärztlichen Behandlung festgestellt wurde, 18 Stiche. Während er mich stach, schimpfte er fortwährend; er ließ nun von mir ab und machte sich an meinem Tornister zu schaffen; als ich mich dann nach ihm umdrehte, stürzte er sich nochmals auf mich und stach mich abermals wiederholt in den Rücken; einmal sogar dreht er, wie ich genau spürte, das Bajonett in der Wunde herum. Als ich mich nicht mehr rührte, ging er fort unter Mitnahme meines Tornisters; sonst hatte er mir nichts abgenommen. Als der Franzose fort war, kam nach einiger Zeit ein Schwarzer auf allen vieren angekrochen, ohne Waffen, beugte sich über mich und gab mir aus seiner Feldflasche zu trinken. Er hat mir nichts getan, auch meinen Kameraden nicht, die tot neben mir lagen. Ich zog mich an einem Baum hoch, ging etwa 50 Meter weit und fiel zusammen, wo ich dann gegen Abend von einer Patrouille gefunden wurde."

Der „schwarze Franzose", der „Wilde", war also in diesem Falle der bessere Mensch. Man wird an den Schluß von Seumes bekanntem Gedicht erinnert: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen."

Kirchen und Lazarette als Batterie- und Beobachtungsstellen.

Zu diesem traurigen beschämenden Kapitel weiß der „Berl. Lokal-Anzeiger" vom 9. März 1915 an Hand einer ihm zugegangenen Flieger-Photographie sehr bemerkenswerte Einzelheiten zu berichten.

Daß die Franzosen hinter dem Kreuze der Kirchen Schutz suchen, um, durch Gebäude gedeckt, die nach dem Völkerrecht oder doch nach zivilisiertem Kriegsbrauch als unverletzlich betrachtet werden, ihr Feuer auf den Gegner zu schleudern, ist hinlänglich bekannt. Wir erinnern nur an den Mißbrauch der Kathedrale von Reims, der uns zwang, dieses Kleinod christlicher Baukunst zu beschießen. Wenn die Franzosen daraus eine Lehre gezogen und das Deckungsuchen hinter derartigen Gebäuden nunmehr vermieden hätten, so würde sich kein Mensch in der ganzen Welt über das ganz selbstverständliche, uns von der Selbstverteidigung diktierte energische Vorgehen gewundert haben, aber der Franzose verstößt nicht nur gegen den Kriegsbrauch, sondern er nutzt diese Verstöße nachher noch zu dem Zwecke aus, den Gegner als Barbaren hinzustellen.

Jetzt haben wir aber ein Beispiel von diesem französischen Verhalten, welches das erwähnte Beispiel von Reims an Unglaublichkeit noch überbietet. Daß der Soldat in der Hitze des Kampfes den Wert oder die Heiligkeit von Gebäuden vergißt und sich dahinter verkriecht, läßt sich schließlich noch einigermaßen verstehen, aber ganz unbegreiflich wird es für jeden anständigen Menschen, wenn der Feind hinter den eigenen Verwundeten Deckung sucht, um von dort aus auf die Gegner zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schießen und dadurch die eigenen Verwundeten feindlichem Gegenfeuer auszusetzen. Zu dieser ebenso feigen wie gemeinen Handlung haben sich die Franzosen in den Dezemberkämpfen bei Reims erniedrigt, indem sie hinter der durch das Genfer Kreuz geschützten Pêcherie-ferme eine schwere Batterie aufstellten, die also unter dem Schutze des Roten Kreuzes ihre schweren Geschosse auf die deutschen Truppen schleuderte. An der Tatsache dieses schändlichen, nicht nur dem Völkerrecht, sondern auch jedem menschlichen Empfinden ins Gesicht schlagenden Verhalten der Franzosen ist nicht zu zweifeln. Eine uns zugegangene Fliegerphotographie nagelt das Verbrechen vor den Augen der zivilisierten Welt fest. Wir sehen links auf dem Bilde in schwarzen Rechtecken die festen Gebäude der Farm, über denen die Genfer Flagge weht. Dahinter sind schwere Geschütze aufgestellt, das heißt Geschütze, die im Bogenschuß über die mit Verwundeten gefüllten Gebäude hinwegfeuern, die ihnen selbst Schutz gegen Sicht gewähren, während man annimmt, daß die Flagge des Roten Kreuzes auch noch dann Schutz gegen Feuer bieten werde, wenn der Gegner die Stellung der Geschütze entdecken sollte.

Es ist bemerkenswert, daß ein Gegner, der sich selbst nicht vor dem Schimpfe scheut, sich hinter Verwundeten zu verkriechen, von dem Feinde soviel Anstandsgefühl erwartet, daß er sich aus dem feigen Versteck ohne Gegenwehr bekämpfen lassen werde. Gesunder Menschenverstand müßte ihm sagen, daß sich der Gegner des gröbsten Vergehens gegen seine eigenen Leute schuldig machen würde, wenn er eine derartige feige Kampfesweise dulden wollte. Wenn der Franzose keine Rücksicht auf seine eigenen Bauten und Verwundeten nimmt und sie lediglich als Kampfdeckung benutzt, so ist es des deutschen Führers Pflicht, dieser feigen Kampfesweise ein Ende zu machen. Er hat kein Recht dazu, seine gesunden Leute dem Feuer aus feindlichem Hinterhalt auszusetzen, lediglich weil er vielleicht mehr menschliches Gefühl für die Verwundeten des Feindes hat als dieser selbst.

Die französischen Dum-Dum-Geschosse.

Meldung des Wolffschen Telegraphen-Bureaus.

Unsere Armeen haben, wie schon gemeldet, den gefangenen Franzosen und Engländern Tausende von Infanteriepatronen mit vorn tiefausgehöhlten Geschoßspitzen abgenommen. Die Patronen befanden sich zum Teil noch in der mit Fabrikstempel versehenen Packung. Die maschinenmäßige Anfertigung dieser Geschosse ist durch ihre Zahl und Art unzweifelhaft festgestellt.

Im Fort Longwy ist eine derartige Maschine vorgefunden worden, die Patronen sind also von der Heeresverwaltung den Truppen in dieser Form geliefert worden. Gefangene englische Offiziere versichern auf Ehrenwort, daß ihnen die Munition für ihre Pistolen ebenfalls in derartigen Geschossen geliefert sei. Die Verwundungen unserer Krieger zeigen die verheerende Wirkung dieser Dum-Dum-Geschosse.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Dum-Dum-Geschoßlager in Longwy.

Beim Kriegsministerium ging folgende Mitteilung des Armee-Oberkommandos der fünften Armee ein: Der Leutnant der Reserve Bader, Führer der Feld-Fernsprech-Abteilung, Detachement Kaempffer, hat hierher gemeldet, daß er bei Einrichtung einer Feldtelegraphen-Station in Longwy eine große Menge von angebohrten Infanteriegeschossen, die in Kisten verpackt waren, vorgefunden habe. Ein Stück ist beigefügt. — Das Geschoß der beigefügten Patrone zeigt an der Spitze eine tiefe, von einer Maschine hergestellte Einbohrung und ist somit ein sogenanntes Dum-Dum-Geschoß. (W. T. B.)

Amtliche deutsche Feststellungen.

Meldung des „W. T. B."

Berlin, 9. September. In den Taschen gefangener französischer Soldaten, insbesondere bei Schirmek, Montmedy und Longwy, hat man zahlreiche Stahlmantelgeschosse gefunden, die auf maschinellem Wege an der Spitze mit einer 5 Millimeter weiten und 7 Millimeter tiefen Bohrung versehen sind. Bei Fort Longwy ist eine maschinelle Einrichtung vorgefunden, die dazu gedient hat, die Geschosse fertiger Patronen in der bezeichneten Weise zu verändern; auch sind dort ganze Kisten mit solchen Patronen erbeutet worden. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Patronen in dieser Form von der französischen Heeresverwaltung an Truppen ausgegeben sind. Bei derartigen Hohlspitzengeschossen, die im allgemeinen unter dem Namen Dum-Dum-Geschosse bekannt sind, tritt beim Aufschlagen der weichere Bleikern vorn heraus, schlägt sich breit und verursacht dadurch besonders grausame und mit unnötigen Leiden verbundene Verwundungen; das gleiche gilt von dem aufgerissenen Geschoßmantel, der schwere Zerreißungen körperlicher Gewebe hervorruft. Andere bei gefangenen Franzosen vorgefundene Patronen sind teils durch Einkerben mit stark hervortretenden Graten versehen, teils an den Spitzen abgekniffen, teils sogar gespalten. Militärische Untersuchung hat festgestellt, daß Mannschaften auf Befehl ihrer Offiziere Patronen in dieser Weise behandelt haben. Auch Geschosse dieser Art können ähnliche unnötige Verwundungen verursachen wie sogenannte Dum-Dum-Geschosse. Der Gebrauch aller solcher Geschosse ist nach völkerrechtlichen Grundsätzen verboten, insbesondere nach Artikel 23 Abs. 1e Haager Landkriegsordnung und nach Haager Erklärung vom 29. Juli 1899, betreffend Verbot von Geschossen, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken.

Französische Kriegführung.

Ueber die Art der Kriegführung durch die Franzosen und die Zustände im französischen Heere wurden nach der „Täglichen Rundschau"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom 13. Oktober 1914 in dem Tagebuch eines französischen Offiziers (Hauptmanns im 321. französischen Reserve-Regiment) interessante Mitteilungen gefunden. Der Offizier fiel in den großen Kämpfen vor Paris. Außer einer Anzahl von belanglosen Aufzeichnungen, die lediglich Tagesereignisse buchen, finden sich in dem Tagebuch folgende bezeichnende Stellen:

„Den 17. 8. Wir kommen durch Fontaines bei Belfort. Man sieht die ersten Helme, die den Deutschen abgenommen sind .... Die Einwohner sind buchstäblich ausgeplündert durch französische Regimenter, welche hier einquartiert waren (das 60. Regiment). Der Oberst ist vor das Kriegsgericht geladen worden.

Den 18. 8. Wir überschreiten die Grenze.

Den 31. 8. Wir reihen in unsere Kompagnie einige Schwarze und einige Jäger ein. Es kommen auch einige Marokkaner vorbei. Einer hat, wie es scheint, 16 Ohren in seinem Brotbeutel. Ein anderer ist an der Hand verwundet; als ihn jemand fragt, wer ihm diese Verwundung beigebracht hat, antwortet er: „Dieser da!“ und zieht aus seinem Brotbeutel einen abgeschnittenen Kopf! Man hat Mühe, ihn zu veranlassen, sich davon zu trennen.“

Die Berichte bringen zwar nichts Neues. Wir wissen bereits aus vielen anderen Berichten, daß die Franzosen ihr eigenes Land verwüsten, wir wissen auch von den abscheulichen Bestialitäten der afrikanischen Truppen. Trotzdem kann man nicht oft und nicht nachdrücklich genug auf diese Art Kriegführung hinweisen, und Zeugnisse darüber aus Feindesmund, wie das hier vorliegende, sind um so wertvoller, als die Franzosen der Geschichte, die später Gericht halten wird, keine deutschen Gegenstücke dieser Art gegenüberzustellen vermögen — es müßten denn Fälschungen sein!

Eine Blütenlese französischer Tagesbefehle.

Ein Festungsingenieur, der im Westen Dienst tut, teilt dem „Berl. Börs.-Kur.“ eine bemerkenswerte Blütenlese französischer Tagesbefehle mit. Die interessanten Dokumente lauten:

Befehl vom 9. und 10. September.

1. Kommandeur des 22. Jäger-Bataillons fällt beim Angriff auf Tête de Béhonville.

2. Der Kommandeur der 1. Armee, General Dubail, bringt zur Kenntnis, daß sich mehrere Leute selbst Verwundungen beigebracht haben und daher mit dem Tode bestraft worden sind. Dies ist den Truppenteilen bekanntzugeben.

3. Das Kriegsgericht der 28. Division hat am 7. September 19 Fälle von Verlassen von Posten und Selbstverstümmelung geahndet: 11 Freiheitsstrafen, 6 Todesstrafen. Zwei Verfahren wurden vertagt.

Divisionsbefehl.

28. Division befiehlt: Alle Soldaten, die während eines Gefechts hinter der Front angetroffen werden, sind vor das Kriegsgericht zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellen. Die, die sich regelmäßig hinter der Front aufhalten, sollen mit einem Ausweis ausgestattet werden, der ihren Auftrag enthält.

Befehl vom 11. September.

1. Zum allerletztenmal wird befohlen, daß Leute hinter der Front einen Ausweis haben müssen.

2. Ein deutscher Flieger hat eine Bombe abgeworfen, die eine längs der Straße stehende Kolonne traf und mehrere Menschen und Gespanne außer Gefecht setzte. Das würde nicht vorgekommen sein, wenn die Armeebefehle befolgt wären. Die Vorsichtsmaßregeln, die bezwecken, Ansammlungen aller Art von Truppen der feindlichen Beobachtung zu entziehen, sind nicht nur von den vorderen Truppen, sondern auch von den rückwärtigen zu beachten.

3. Wegen Desertion ist ein Soldat zum Tode verurteilt.

Allgemeiner Divisionsbefehl.

Die Chargen sollen ihre Abzeichen nicht verbergen; die blauen Streifen, die diese bedecken, sind überall zu entfernen.

Die Vergehen, die nach dem Militärstrafgesetzbuch mit dem Tode bestraft werden, sollen künftig durch ein vereinfachtes gerichtliches Verfahren erledigt werden, ohne sich an die Formalitäten des MStG. zu halten. Das bezieht sich auf folgende Fälle:

1. Flucht, Verlassen des Postens, sei es, daß diese mit vorgetäuschtem Grund entschuldigt werden, sei es, daß eine Verwundung vorgetäuscht wird oder nicht;
2. Plünderung;
3. Spionage.

Diese Befehle sprechen eine nur zu beredte und deutliche Sprache und beweisen, wie gering vielfach die Kampffreudigkeit der französischen Truppen ist.

(Nach der „Täglichen Rundschau" vom 30. September 1914.)

Plünderungen.

Unseren Truppen ist folgender Befehl des Kommandanten der 1. französischen Armee in die Hände gefallen:

1ère Armee Etat-Major 1er Bureau Q. G. A. le 26. Août 1914.
No. 790.

Ordre Particulier No. 9.

Il a été rendu compte au Général Commandant la 1ère Armee par la Municipalité de Rambervillers que des soldats se sont livrés dans cette ville à des actes de violence et de pillage. Ces faits sont d'autant plus regrettables et répréhensibles qu'ils ont été commis sur le territoire français.

Le Général Commandant le 21° Corps ouvrira immédiatement une enquête à ce sujet, en vue de déférér aux Conseils de Guerre les auteurs de ces crimes. Signé: Dubail.

(Uebersetzung.)

Es ist dem Oberbefehlshaber der 1. Armee durch die Stadtbehörde von Rambervillers zur Kenntnis gebracht worden, daß sich Soldaten in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Stadt zu Akten der Gewalttätigkeit und der Plünderung haben hinreißen lassen. Diese Handlungen sind um so bedauerlicher und verwerflicher, als sie auf französischem Boden begangen worden sind.

Der Kommandierende General des 21. Armeekorps wird sofort eine Untersuchung in dieser Angelegenheit einleiten, damit die Urheber dieser Verbrechen dem Kriegsgericht übergeben werden können.

gez. Dubail.

Mit diesem Dokument wird die besonders bei unserer kronprinzlichen Armee gemeldete Wahrnehmung, daß die französischen Truppen sogar im eigenen Lande plündern und rauben, von amtlicher französischer Seite bestätigt.

Organisierte Plünderung.

Das „Echo de Paris" bringt in einer Nummer aus den letzten Oktobertagen folgende „Die organisierte Plünderung" überschriebene Notiz:

„Das Schloß Montmort war vom 5. bis 10. September von einem deutschen Generalstab besetzt. Während die Soldaten die Häuser und Magazine des Dorfes plünderten, besorgten die Offiziere dasselbe auf dem Schloß. Alle Behältnisse waren erbrochen und geöffnet, dann durchwühlt, die Schränke geleert, die Papiere durchsucht und auf die Erde geworfen. Eine Partie Silbersachen war gestohlen worden, ebenfalls die Leibwäsche. Die Keller sind gleichfalls ausgeplündert worden."

Soweit das französische Blatt. Sein Bericht über die Tatsachen ist durchaus richtig, nur haben nicht die Offiziere und Mannschaften eines deutschen Armee-Generalstabes, der am 5. September im Schloß Montmort Quartier nahm, jene Verwüstung angerichtet, sondern französische Soldaten und Leute aus dem Dorfe. Wir besitzen darüber die klassischen Zeugnisse der beiden Offiziere, die für den Stab des betreffenden Armee-Oberkommandos das Quartier besichtigten. Der erste gab zu Protokoll:

Bei der Vorbesichtigung bot Montmort mir allerdings ein Bild so arger Verwüstung dar, daß die Hoffnung, die Räume in der gegebenen Zeit wieder wohnlich herzustellen, anfänglich nur gering war. Die zu ebener Erde belegenen Räume wiesen die Spuren von dort stattgehabten Trinkgelagen auf, umgeworfene Stühle, heruntergerissene beschmutzte Decken, Weinflaschen, leere, zerbrochene, halbvolle in wüstem Durcheinander. Auch die im Treppenhaus befindliche Kapelle war nicht verschont geblieben.

Ziemlich unversehrt waren die Möbel in den beiden Stockwerken, dagegen hatte man den Inhalt der Schränke und Truhen herausgerissen und durchwühlt. Wertvolle Garderobenstücke, Wäsche waren in sinnloser Weise aus den Kästen gezogen worden. Etuis, große und kleinere Behälter, deren Inhalt Messer, Gabeln, Löffel usw. gewesen sein muß, lagen offen und leer, bunt durcheinander, auf dem Fußboden eines Zimmers. In einigen der oberen Schlafzimmer waren wertvolle Teppiche in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schuldigen sind nach Aussage eines im Dorf Montmort praktizierenden türkischen Arztes, Dr. Esra, französische Truppen gewesen; diese hatten, wie die Inschriften auf den Türen bewiesen, noch zwei Tage vor Eintreffen der Quartiermacher die Schloßräume innegehabt. Zum anderen Teil mögen aber auch Dorfbewohner bei der Verwüstung mitgeholfen haben, die — ebenfalls einer Bemerkung des türkischen Arztes zufolge — auf die Eigentümerin des Schlosses, eine belgische Witwe, nicht gut zu sprechen gewesen sein sollen.

Die Aussage des zweiten Offiziers hat folgenden Wortlaut:

Am 5. September nachmittags erhielt ich in Dormans Befehl, gemeinsam mit dem Oberleutnant F. die Orte Montmort, Champaubert und Baye im Hinblick auf eine Unterbringung des Armee-Oberkommandos zu erkunden. Die beiden zuletzt genannten Orte sollten vorab besichtigt werden. Wir stellten fest, daß sie für den Zweck nicht in Betracht kommen konnten, nachdem sich in Montmort ein weitläufiges Schloß zur Unterbringung des Stabes darbot. In Montmort trafen wir bei beginnender Dämmerung ein. Dort waren die Bewohner fast ausnahmslos geflüchtet. Von der Gemeindevertretung war niemand mehr vorhanden. In den Räumen der Mairie hatten erst französische, dann deutsche Truppen genächtigt.

Eine Besichtigung des Schlosses, in dessen Hofe eine Kolonne aufgefahren war, deren Offiziere einige Schlafzimmer bewohnten, ergab ein Bild wüstesten Durcheinanders. Zunächst verzweifelten wir an der Möglichkeit, die notwendigen Räume im Laufe eines Tages wieder bewohnbar zu machen. Nach Rücksprache mit dem in der Nähe des Schlosses wohnenden Arzte Dr. Esra, der uns versprach, am nächsten Morgen eine Anzahl Männer und Frauen mit Besen u. a. zu besorgen, glaubten wir jedoch, rechtzeitig die Unterkunft bereitstellen zu können. Der erwähnte Arzt teilte uns mit, daß das Schloß bis zum 3. September abends von französischen Truppen bewohnt gewesen sei.

Nachdem auf Grund unserer Meldung Befehl gegeben war, am 6. September in Montmort Quartier zu machen, ist es uns mit Hilfe der Damen aus dem dem Schlosse zunächst liegenden Hause und einem Dutzend Männer aus dem Orte gelungen, die erforderlichen Räume des Schlosses wieder in leidliche Ordnung zu bringen. Wir stellten dabei fest, daß keine Ecke des Hauses, kein Schrank und keine Schieblade unversehrt geblieben, sogar in der Hauskapelle alles durcheinander geworfen war. Leere Bestecketuis und ähnliches bewiesen uns eine regelrechte Plünderung.

Nach diesen einwandfreien Bekundungen kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, wer in diesem Kriege die Erbschaft der Vandalen angetreten hat.

Französischer Vandalismus.

In der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" wird ein Feldbrief eines höheren Sanitätsoffiziers veröffentlicht, aus dem wir einige Bemerkungen über das Hausen der Franzosen in einer kurze Zeit besetzten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Stadt übernehmen: „Die Franzosen begannen nun ein Vandalenwerk, das ihren Ruf als Mischung von Tiger und Affen völlig wahrmacht. Nichts, buchstäblich nichts blieb unverwüstet, alles, alles wurde in kindischster, rasendster Wut demoliert. Selbst den Kinderpuppen raubte man das Dasein. Daß die Bilder des Kaisers und der Kaiserin in unflätigster Weise beschmutzt und zerrissen wurden, wunderte uns schon nicht mehr. Betten, Kleider, Bilder, alles wurde bespuckt, zerrissen, mit Tinte, Kot und Urin beschmutzt, kurz, „la grande nation" war ganz auf der Höhe. In der Stadt benahmen sie sich gegen alles, was nicht auf Frankreich schwor, äußerst frech und unverschämt. Im Lazarett selbst machten sie aus einem sauberen, netten Bau einen direkten Schweinestall. Auf den Gängen floß Kot und Urin. Alle Bettdecken und Matratzen wurden in fürchterlicher Weise beschmutzt. Es klingt nach Uebertreibung, ist aber buchstäblich wahr. Das Schamloseste ist, daß die französischen Aerzte sich um ihre eigenen Kranken nicht bekümmerten. Sie tranken Sekt, während ihre Verwundeten sich in ihren Qualen wälzten. Nur ein Stabsarzt soll eine sehr rühmliche Ausnahme gemacht haben. Die medizinische Ausrüstung war zum Teil recht gut, zum Teil miserabel.

Am 20. August stürmten unsere Truppen wieder in die Stadt. Zwar suchte man die Stadt zu schonen; manche Häuser wurden aber doch sehr mitgenommen. Eine große Kaserne brannte ganz aus, auch zwei andere bieten zum Teil das Bild schwerer Zerstörungen. Die noch jetzt rauchenden Gebäude machen einen traurigen Eindruck. Ueberall Trümmer und viele, viele Hunderte zerbrochene Fensterscheiben. Einige Tage lebte die Bevölkerung fast nur in den Kellern. Eine Anzahl der Zivilisten erlitt schwere Verletzungen, einige starben. Alle, alle sagten, daß die drei Tage Franzosenherrschaft viel mehr germanisiert hätten als die ganzen 43 Jahre deutscher Herrschaft. Das ist die überwiegende Meinung jetzt in ganz Elsaß-Lothringen. Bergehoch liegen die Ueberbleibsel der Schlacht: Tornister, Wagenräder, Mäntel, Kästen, nachdem die Waffen gleich anfangs gesammelt worden waren. Ja, hier sah man den Krieg.

Noch ein Wort über die Franzosen. Es sind meist jämmerliche, schlappe Kerle, physisch nicht entfernt zu vergleichen mit den Unseren. Großartig benahmen sich unsere Bayern. Alle Franzosen erzählen, daß sie vor diesen besondere Angst hatten. Mehrfach waren die Bayern einfach nicht zu halten. Ohne Artillerievorbereitung stürmten sie, nachdem sie den Rock ausgezogen. Dann ging es mit Bajonett und Messer, das sie aus dem Stiefelschaft zogen, los. Auffallend selten haben bisher die französischen Flieger Verwundungen erzielt. Ich sah bisher nur einen Fall, wo fünf Mann durch eine Fliegerbombe verletzt wurden.

Möge Gott uns weiter helfen!"

Ein deutscher Sozialdemokrat über französischen Vandalismus.

Ein mit an erster Stelle im Agitationsbezirk Frankfurt am Main stehender Sozialdemokrat, der als Landwehrmann in Belgien und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreich mitgekämpft hat, schreibt der „Frankfurter Volksstimme" unter anderem:

.... September 1914.

Kurz nach der Schlacht bei Neufchateau erging auch an unser Landwehr-Bataillon der Befehl zum Ausmarsch, und so fuhren wir denn hinaus ins Feld, alle den einen Gedanken: das eiserne „Muß" zwingt uns zum Kampfe für die Existenz des Vaterlandes, für unsere Familien, für unser Volk. Deshalb war auch die Begeisterung, mit der wir ausmarschierten, eine ernste Willenskundgebung, keine oberflächliche Hurrastimmung.

...Ueber Neufchateau ging es weiter nach Florenville; hier bot sich dasselbe Bild, nur daß keine zerschossenen und verbrannten Häuser vorhanden waren. Dagegen waren die Verkaufsläden zertrümmert, die Waren in den Schmutz geworfen und sonst alles verwüstet; eine große Zahl von Verwundeten kam an, sie kamen aus der Schlacht bei Muzon. Es überkam mich ein beschämendes Gefühl, als ich in Florenville eine solche Verwüstung in einzelnen Laden und Häusern vorfand, denn die dortige Bevölkerung hat sich uns gegenüber in einer durchaus noblen Höflichkeit verhalten; wir bekamen gegen Geld guten Wein und erhielten gute Quartiere. Es wollte mir deshalb nicht in den Kopf, daß unsere Soldaten diese Verwüstungen angerichtet haben sollten, und so begab ich mich ans Ausforschen, wie es komme, daß diese Verwüstungen vorhanden seien. Eine Kellnerin, die aus Brüssel stammte, aber gut Deutsch sprach, gab mir Aufschluß darüber. Sie erklärte mir auf das bestimmteste, daß es die Franzosen waren, die auf dem Rückzug alles plünderten und raubten, was sie erwischen konnten, und alles kaput schlugen, was sie kaput schlagen konnten. Ich betone, das sagte mir eine Belgierin, die allerdings auch zu gleicher Zeit eine Sozialistin war. Die Schilderung dieser Belgierin löste bei mir als gutem deutschen Sozialisten Verwunderung aus, ich hatte die Franzosen höher eingeschätzt, bekam aber einen tiefen Abscheu, als ich sah, wie sie gehaust hatten. Und je weiter wir nun ins Land kamen, bis tief in Frankreich hinein, überall dasselbe Bild, überall grauenvolle Verwüstung, hungernde Frauen und Kinder, verzweifelte alte Leute, die erzählten, daß es ihre eigenen Landsleute waren, die ihre Wohnungen und alles vernichteten. Unsere Soldaten duldeten nicht, daß geplündert wurde, sie teilten ihre eigenen Rationen mit den hungernden Frauen und Kindern. In Tanny traf ich eine Familie, Frau mit sechs Kindern, das siebente war auf dem Wege, die Familie war halb verhungert; sofort erhielt sie, nachdem ich dem Feldwebel davon Mitteilung gemacht hatte, von uns Brot, Reis, Salz, Kaffee und Fleisch von einem Ochsen, den wir geschlachtet hatten. Der Mann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Familie stand als Artillerielandwehrmann im Felde und schoß vielleicht in demselben Moment, wo die deutschen Soldaten seine Kinder und Frau verproviantierten, sein Geschütz gegen deutsche Soldaten ab. Das hinderte uns nicht, Mensch zu sein gegen die Unschuldigen, die unter diesem Zustand leiden mußten, und so wie wir dieser Frau gegenüber verfahren sind, so haben wir allen, die ohne Nahrung herumirrten, geholfen, wir gaben unsere eigene Kost hin und teilten den letzten Bissen mit allen Einwohnern, die sich ruhig und anständig gegen uns benahmen. Mit Empörung habe ich deshalb die Nachrichten französischer Zeitungen gelesen, die uns deutsche Soldaten als Mordbrenner hinstellten. Die französischen Ausrüstungsgegenstände, die in den verwüsteten Wohnungen herumliegen, legen Zeugnis davon ab, daß diese Wohnungen von den Franzosen verwüstet wurden. Dort allerdings, wo nachts auf unsere Truppen geschossen wurde, oder wie es in Rouchort durch einen Bauern geschehen ist, der einen Kameraden erstochen hat, wurde mit unnachsichtlicher Strenge verfahren. Ich glaube nicht alle Märchen, die erzählt werden über Greueltaten, die von der Bevölkerung verübt worden sein sollen; aber einen Fall kenne ich persönlich: Ein Bauer hat nachts einen deutschen Soldaten heimtückisch erstochen; ich selbst habe diesen Bauer mit gefangen und der Wache übergeben.

Genau so, wie wir ritterlich gegen die Bevölkerung waren, genau so ritterlich waren wir gegen die verwundeten französischen Soldaten und gegen die Gefangenen. Auch mit ihnen teilten wir den letzten Bissen Brot, schenkten ihnen die letzte Zigarette und halfen denen, die nicht laufen konnten, auf die Wagen usw.

Elsaß-Lothringen.

Die Leiden der Verschleppten.

Ein aus dem Masmünstertal stammender, nach Frankreich verschleppter, junger, landsturmpflichtiger Mann, dem es gelungen ist, einen Brief nach Deutschland durchzubringen, schreibt unter anderem:

Bereits am ersten Tage des Kriegsausbruchs wurde ich verletzt durch Explosion; Gesicht, Hände schwer verbrannt; besonders die linke Hand; bis Anfang September lag ich zum Glück daheim im Bett; ich hatte immer schreckliche Schmerzen, die ersten Tage war ich überhaupt bewußtlos. Gleich zu Anfang waren wir französisch. Am 10. September wurde mein Vater zum dritten Mal geholt mit Herrn . . . . und Frau Notar; ihr Kind ist kürzlich in Marseille gestorben. Am 15. September mußte ich los und alles von 17 bis 45 Jahren, was noch übrig blieb. Wir mußten innerhalb zwölf Stunden in Bussang sein, gut sechs Stunden zu laufen über den Sternsee; kannst Dir ein Bild machen, wie ich ankam; ich hab mehr wie zehn Stunden gebraucht, man mußte doch ein bißchen Wäsche mitnehmen; und so hatte ich viel Mühe, mit dem schweren Rucksack zu laufen, da ich noch ziemlich bettmüde war. Einen Arm noch in der Schlinge und die rechte Hand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch noch verbunden, so ging ich los. Herrgott, fiel mir der Abschied schwer von zu Hause, als ich da meine arme Schwester, Frau K..., so allein und verlassen stehen sah; ich darf gar nicht daran denken, s' Herz wird mir schwer. Also weiter, um halb 7 Uhr abends gings im Viehwagen die ganze Nacht durch bis morgens 8 Uhr los bis nach Besançon; dort blieben wir einige Tage; dann ging's weiter nach Avignon, wo ich sechs lange Wochen in einem petit Seminaire auf Stroh lag. Morgens halb 7 Uhr gab's schwarzen Kaffee, um 11 Uhr einen Teller Suppe, um 5 Uhr abends gleichfalls. Auf längeres Bitten, und da ich krank bin, kam ich nach....; ich bin nun ein wenig besser. Es war auch höchste Zeit, daß ich hierher kam, sonst wäre mein linker Arm verloren gewesen. Es ist mir so elend zumute, ich bin so allein und verlassen. Mein armer Vater, Kriegsgefangener, 65 Jahre alt (in Korsika), schreibt nur wenig, meine Schwester auch. Ich bitte Dich, schreib Du mir so viel als möglich, ich bin Dir ja schon so viel Dank schuldig; wie soll ich Dir nur vergelten, was Du meinem Bruder (schwer verletzt im Argonnenwald) getan hast. Ich habe immer so schreckliche Langeweile, denn ich kann hier nicht heraus. Schreib auch meinem Schwager K... Was meinen Bruder anbelangt, schreib ihm nur, daß es allen gut geht... ich glaub, ich kann Dir nimmer schreiben, schreib Du aber...

Aus dem Felde erhalten wir ferner folgende Zuschrift:

Ich habe eben durch Vermittlung meiner Schwiegereltern einen Brief von meinem Vater an meine Frau aus Issoire, Departement Puy de Dôme, erhalten, woraus ich ersah, daß man meinen 67 Jahre alten Vater aus dem Elsaß als Geisel schon anfangs August weggeschleppt hat. Er schreibt unter anderem, daß er jetzt erst seit beinahe 3 Monaten das erste Lebenszeichen von meiner Frau erhalten habe. Nach familiären Mitteilungen schreibt er weiter:

„Wir sind hier über 300 in einem Kanonenschuppen untergebracht. Wohl Gesellschaft genug, aber stets mit Gedanken geplagt. Unsere freie Zeit füllen wir aus mit Wegebauarbeiten. Bis heute bin noch gesund und wollen hoffen, daß ich es auch bleibe. Bis heute habe ich die Kleider noch nicht zuviel vom Leibe gehabt, da ist man halt etwa möglichem Unbehagen ausgesetzt, hoffentlich werden wir bald erlöst...."

Man erkennt in dem Briefe deutlich, daß die hier unterstrichenen Worte radiert und verbessert sind. Ursprünglich heißt es, wie man noch gut erkennen kann: „Bis heute habe ich die Kleider noch nicht einmal vom Leibe gehabt, da ist man allem möglichen Ungeziefer ausgesetzt usw...."

Weiter erhielt ich eine Nachricht von meinem Bruder, daß die Franzosen am 2. September auch meine 38jährige Schwester von meiner fast erblindeten 68jährigen Mutter weggerissen und nach Marseille geschleppt haben. Sie schreibt, das Meer sei schön, aber ihre Lage nicht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das umgetaufte Diedolshausen. — Mit Schulden verschwunden. — Abgesägte Telegraphenstangen. — Auf der Flucht.

Aus Diedolshausen wird der „Straßburger Post" berichtet: Drei Wochen lang war der hintere Teil des Kayserberger Tals, wo französisch gesprochen wird, unter welscher Herrschaft. Auch hier ist dasselbe Bild, wie es aus den anderen zeitweise besetzten Gegenden schon geschildert wurde: Verhaftungen, sinnloses Zerstören der öffentlichen Bureaus, Hinterlassung vieler Schulden usw. Gerade der letzte Punkt verdient besonders hervorgehoben zu werden, da die Franzosen eine Menge Vieh, Heu, Stroh und dergleichen requirierten und statt mit barer Münze, wie unsere deutschen Truppen, mit Bons bezahlten, die nach dem Kriege vergütet werden sollen. Sehr viele Leute haben überhaupt nicht einmal solche Bons bekommen; von den gestohlenen Sachen sei dabei nicht gesprochen, da man Eßwaren und dergl. noch gern in den Kauf nehmen möchte. Der größte Schaden aber ist hier durch französisches Artilleriefeuer entstanden, denn 28 große Wohnhäuser und Fermen sind durch Feuer zerstört worden, daneben viele Wohnhäuser beschädigt. So ist z. B. das Rathaus, in dem sich auch die Knabenschule befand, in Schutt und Asche verwandelt worden; das Pfarrhaus und die Kirche haben stark Not gelitten, so daß man feststellen muß, daß gerade unser Dorf von allen Gemeinden des Kayserberger- und Münstertales am härtesten mitgenommen worden ist. Außerdem hatten wir bei der Beschießung auch den Verlust von einigen Menschenleben zu beklagen; der Rentner Demoulin, der Landwirt Josef Petitdemange und der Landwirt J. B. Mathis samt seiner Frau wurden von Granatsplittern getroffen und sind an den Verletzungen gestorben. Ferner ist eine ganze Anzahl von Einwohnern verwundet worden, da ein wahrer Geschoßhagel über unser Dorf niederging, um dessen Besitz an der wichtigsten Paßhöhe so hartnäckig gekämpft wurde. Heute aber ist Bonhomme wieder in Diedolshausen verwandelt worden, und es weint kein Mensch den Franzosen eine Träne nach, obwohl sie doch gehofft hatten, wenigstens hier im französischen Sprachgebiet eine begeisterte Aufnahme zu finden. Aber nichts von alledem. Die kühle Aufnahme verwandelte dann die zuschanden gewordene Hoffnung der Franzosen in lächerliches Mißtrauen. Ueberall witterten sie Spione, und deshalb führten sie eine ganze Reihe von Leuten ab. Zunächst kam Bürgermeister Minoux dran, dann der Lehrer und Gemeindeschreiber Gommenginger und schließlich auch der katholische Vikar; ferner verhafteten sie die Fermiers Albert Haxère, Bartelmy Meyer und August Maire. In Urbeis nahmen die Franzosen ebenfalls zwei Bauern mit sowie die drei Zollaufseher von Unterhütten, die sich nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, sowie den Postverwalter Marmillot, obwohl dieser ein geborener Elsässer ist. In dem Postamt zu Urbeis haben sie auch wie die Vandalen gehaust. Es ist begreiflich, daß der Feind die telegraphischen und telephonischen Leitungen zerstört. Aber welchen Zweck hat es, alle Apparate kurz und klein zu schlagen, oder auf Kilometer weit die Telegraphenstangen abzusägen, oder das Mo-

Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google UNIVERSITY OF MICHIGAN

biliar zu zerschlagen, und zwar in einem Lande, das man in sicheren Besitz zu bringen hoffte? In ihrer sinnlosen Wut zerstörten sie sich dadurch nur ihre eigene Telephonverbindung nach rückwärts. Unsere flinken Postbeamten haben den Schaden rasch wieder repariert; sie folgten den roten Ausreißern auf den Fersen, und im Nu war die telephonische Verbindung wenigstens provisorisch wieder hergestellt. Wie freuen sich die Leute, daß sie jetzt nicht mehr von der Außenwelt abgeschnitten sind, daß sie nun recht bald wieder etwas von ihren Angehörigen erfahren, die draußen im Feld stehen und Schulter an Schulter mit ihren deutschen Brüdern gegen diesen gemeinsamen Feind kämpfen. Schreiber dieser Zeilen hat manche Frau und Mutter gesprochen, deren Mann oder Sohn deutscher Soldat ist und die alle einstimmig versicherten, sie möchten unter keinen Umständen es erleben, daß sie wieder welsch werden sollten. Die Leute sind einsichtig genug — die Nähe der Grenze ermöglicht es ihnen —, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es ihnen unter deutscher Herrschaft viel besser geht als unter französischer. Der Krieg wird Land und Volk auch im welschen Sprachgebiet dem Deutschen Reiche viel näher bringen, als man jetzt nur ahnt.

Am 17. und 18. August lagen das französische Regiment 22 und 52 in Urbeis und Lach. Der französische General Pierra wohnte in Urbeis. Er nahm sofort beide Ortschaften für Frankreich in Besitz. Zum Zeichen dafür ließ er auf den Schulhäusern französische Fahnen aushängen und die Kirchenuhren nach westeuropäischer Zeit stellen. Am 18. August kamen die genannten Regimenter ins Feuer. Die Unterstützungen ergriffen die Flucht schon am Nachmittag des 18. Sie hatten von ihren Kameraden aus der Gefechtslinie erfahren, welchen Ausgang die Sache für sie nahm. Beim Rückzug, der plan- und ziellos erfolgte, erzählten Offiziere wie Soldaten, daß jeder deutsche Schuß ein Treffer sei. Am späten Abend wurde in Lach erzählt, daß General Pierra sich erschossen habe. Unter den zurückgehenden Franzosen waren auch Alpenjäger. Sämtliche Regimenter, die am 18. ins Feuer kamen, gehören zur Elite der französischen Armee. Sie rekrutieren sich aus Südfrankreich und sind in Lyon usw. in Garnison. Zu erwähnen ist noch, daß der größere Teil der französischen Unterstützungen die Flucht ergriff, ohne einen Schuß getan zu haben. Am 17. August veranlaßten französische Soldaten den Lehrer von Urbeis, das Kaiserbild in der Schule zu entfernen. Ein Heiligenbild trugen sie auf die Straße und machten Zielübungen darauf.

Uniformierte Apachen.

Wie die Franzosen in der Reichsbanknebenstelle in Saarburg hausten, schildert der amtliche Bericht, den der Direktor seiner vorgesetzten Behörde eingereicht hat. Es heißt darin:

„Beim Eintritt in die Bank bot sich uns ein wüstes Trümmerfeld. Die Tür zu den Bankräumen wurde erbrochen, die Scheiben des Kassenabschlusses wurden eingeschlagen, mit Beilhieben der im Sprechzimmer stehende Schreibtisch zertrümmert und nach Papieren durch-

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sucht. Das im gleichen Raume hängende Kaiserbild wurde vernichtet, der Telephonapparat nebst den elektrischen Beleuchtungskörpern zerschlagen und ein gleiches Zerstörungswerk im Geschäftszimmer fortgesetzt. Alle Pulte sind erbrochen, die Türen eingetreten, die Schubladen herausgerissen und sämtliche Formulare oder Akten in wüstem Durcheinander auf dem Boden verstreut. Große Mühe verwandten sie auf den Geldschrank, den sie erst mit einem mächtigen Stemmeisen von vorn aufzubrechen versuchten, und den sie dann, als dies mißlang, umlegten, um vom Boden aus Sprengversuche zu machen. Sie verließen die Bank mit dem Bemerken, daß sie gar nicht gehofft hätten, noch so viel vorzufinden. (Es war Silberzeug im Schrank.) In kaum wiederzugebender Weise wütete in der Dienstwohnung des Bankvorstandes die französische Soldateska, die von Montag bis Donnerstag darin Quartier bezog. Nicht nur wurden auch hier Schreibtische, Truhen und Schränke jeder Art erbrochen, zertrümmert und ihres Inhalts beraubt, Uhren, Nähmaschinen, Kaffeemaschinen zerschlagen, Teppiche mit Unrat besudelt und zerschnitten, sondern auch sonst die Wohnung in einen ganz unglaublichen Zustand versetzt. Nachdem sie die ganzen Kellervorräte ausgeräumt und sich an den vorhandenen eingemachten Früchten, Gemüsen, Gelees usw. gütlich getan hatten, schütteten sie alles, was sie nicht verzehren konnten, auf Sofas, Teppiche usw. Größere Mengen vorhandener Fruchtsäfte und Mehl wurden in den Zimmern ausgeschüttet, Marmelade mit den Gläsern an die Wand geworfen, und im Keller entdeckte 500 eingelegte Eier als Wurfgeschosse gegen Wand und Bilder der Wohnung benutzt. In ähnlicher Weise hausten sie im Eßzimmer, das noch mit Scherben von zerbrochenem Geschirr und Gläsern angefüllt ist. Die Leinenschränke, einschließlich der Damenwäsche, wurden völlig ausgeraubt und der ganze Leinenschatz des Bankvorstandes, soweit er nicht mitgenommen wurde, in der unglaublichsten Weise zerfetzt und besudelt. Auch unter der vorhandenen Garderobe räumten sie auf und ließen nur wenig zurück. Die ganze Wohnung bietet ein Bild unbeschreiblicher Verwüstung, das noch erhöht wird durch die von einer 15-Zentimeter-Haubitze im Fremden- und Kinderzimmer hervorgerufene Zerstörung. Mit gleichem Vandalismus verfuhren sie in der Wohnung des Kassendieners, wo sie die in der Eile zurückgelassenen Schmucksachen mit sich gehen hießen."

Die „Tägliche Rundschau" vom 8. September 1914 verzeichnet folgenden Fall:

Zur Kennzeichnung der Art, wie die französische Kulturnation bei ihrem Auftreten in Deutschland gehaust hat, teilt uns ein Leser den Inhalt einer Karte mit, welche er von dem Direktor eines großen industriellen Werkes erhalten hat:

„Die Franzosen waren in H... vom 17. bis 20. August. Auf dem einen Werk haben sie die Maschinen demoliert und alle Einrichtungen der Beamtenwohnungen vernichtet oder beraubt. In Automobilen haben die Helden die Sachen fortgeschafft. In der Villa unseres Direktors wurden die zerbrochenen Möbel aus dem Fenster gestürzt. Im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Laboratorium ist alles zerschlagen und die Wände mit unflätigen Inschriften über die Person des Kaisers bedeckt. Zwei Meister und ein 16jähriger Junge wurden entführt und ein anderer Meister beinahe umgebracht. Die Franzosen dachten, Berlin sei nun nicht mehr weit. In S... besoffen sie sich, daß die Betrunkenen den Deutschen zum Opfer fielen."

Wie uns unser Vertreter in Karlsruhe drahtet, teilte der vom badischen Roten Kreuz zum Studium der Lazarettverhältnisse nach Saarburg und Umgebung entsandte Vertreter, Generalleutnant v. Boeckmann, mit, daß die Franzosen aufs übelste hausten, selbst das Lazarett und das Postgebäude nicht schonten, die Wasserleitung zerstörten, ärztliche Instrumente zerbrachen, alles in unbeschreiblicher Weise beschmutzten. Jetzt ist das meiste durch Deutsche wiederhergestellt. In Dieuze zerstörten die Franzosen Gas- und Elektrizitätsleitung, so daß die Operationen beim Talgkerzenschein vorgenommen werden mußten.

Gewaltakte der Franzosen gegen Frauen und Kinder.

Ueber die gewaltsame Wegführung von Frauen und Kindern deutscher Beamten durch die Franzosen aus dem Grenzort Saales macht der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zufolge einer der betroffenen Beamten folgende Angaben:

„Am 11. August, gegen 10½ Uhr vormittags, als die letzte Schwadron deutscher Kavallerie von Saales abgeritten war und auch die letzte Radfahrerkompagnie sich zum Rückzug sammelte, verließ ich als letzter der Zollbeamten Saales. Meine Frau mußte ich dort zurücklassen, ebenso wie es auch die meisten meiner Kameraden hatten tun müssen. Am 25. August nachmittags kehrte ich, nachdem ich mich in der Zwischenzeit bei den zunächst zurückgehenden und dann wieder vordringenden deutschen Truppen aufgehalten hatte, mit zwei Zollaufsehern und dem Gemeindeförster nach Saales zurück. Schon vor dem Orte wurde mir mitgeteilt, daß die Beamtenfrauen mit ihren Kindern von den Franzosen abgeführt worden seien. In meiner Wohnung fand ich meine Frau nicht, auch sonst nirgends im Orte. Meine Wohnung befand sich in einem trostlosen Zustand, die Möbel sind zum größten Teil zertrümmert, die Bilder und Spiegel zerschlagen, selbst Photographien zerrissen, die Böden und Trümmer mit Unrat beschmutzt. Es stellte sich heraus, daß 11 Beamtenfrauen mit 20 Kindern und zwei erwachsenen Töchtern aus dem Orte Saales weggeführt worden sind, außerdem drei Frauen von Angestellten des Sanatoriums Tannenberg mit fünf Kindern. Die Frauen und Kinder der Beamten wurden von den französischen Gendarmen festgenommen und zunächst eingesperrt. Am 21. August wurden sie auf zwei Ochsenwagen verladen und abgeführt. In einer Fabrik in St. Dié wurden sie abgeladen. Weiteres ist über ihr Schicksal nicht bekannt."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach Kriegsausbruch in Frankreich.

Die Stimmung in Paris.

Ueber den Verlauf der Mobilmachung und die herrschende Stimmung in Frankreich gibt ein Bericht Aufschluß, den ein Mitarbeiter des „Corriere della Sera" für sein Blatt in den ersten Mobilmachungstagen, in denen er die Reise von Turin nach Paris zurücklegte, entworfen hat, und den die „Tägliche Rundschau" in ihrer Nummer vom 16. August 1914 veröffentlicht. Der Berichterstatter scheint selbst ein Franzose oder zumindest ein anerkannter Franzosenfreund zu sein, sonst wäre er in diesen kritischen Tagen wohl nicht zur Reise vom Süden nach Paris zugelassen worden. Auch sein Bericht ist stark franzosenfreundlich gefärbt. Man kann sich deshalb darauf beschränken, die Stellen wiederzugeben, die Tatsachen bringen. Diese sind dann allerdings recht interessant, so schreibt er z. B. über die Stimmung in Paris:

„Bei der Ankunft in Paris finde ich den ganzen Bahnhof verödet und alle Eingänge von Posten besetzt, die alle Reisenden untersuchen. Außerhalb des Bahnhofs bietet sich ein noch traurigerer Anblick als im Innern. Das bewegte Bild von Paris, das sonst so erfüllt ist von Automobilen, von Omnibussen, von Wagen und Trambahnen, ist nicht mehr vorhanden. Es sind wohl viel Leute auf den Straßen, sogar in großer Menge, aber es ist nicht mehr das Volk wie vor fünf Tagen. Es begegnen sich auch heute Fahrzeuge aller Art in großer Anzahl, aber es sind nicht mehr die vielfachen Reihen, die in ununterbrochener und unabsehbarer Kette den Schrecken des Fußgängers bilden. Sie scheinen zerstreut zu sein in der ungeheuren Weite der großen Plätze und Boulevards. Paris hat das Aussehen einer aufstrebenden, aber komischen Provinzstadt angenommen. Sehr viele Geschäfte sind geschlossen und tragen die Aufschrift: „Inhaber und Gehilfen abgereist zum Krieg" oder: „Geschlossen wegen des Verbots des Verkaufs von Likören". Viele Geschäfte tragen die Spuren von Gewalttätigkeiten, wie zerbrochene Fensterscheiben und zertrümmerte und zerbeulte Rolläden. Es sind meistens Läden und Firmen mit einem deutschen oder einem ähnlichen Namen. Diejenigen, die den Mut hatten, wieder zu öffnen, tragen in großen Buchstaben die Aufschrift: „Französische Firma mit französischem Personal". Und sie beweisen es gleich, indem sie ihre Geburtsscheine, Militärpapiere, Schulzeugnisse usw. ausstellen. Am Abend des vergangenen Sonntags trieb sich eine Schar von angehenden Apachen zwischen 14 und 20 Jahren, nachdem sie das Gerücht verbreitet hatten, in Berlin sei ein Franzose ermordet worden, auf den Straßen herum und gab sich den wildesten Gewalttätigkeiten hin. Es wurde eine Jagd unternommen gegen die Deutschen und gegen alles, was deutsch hieß. Sogar einige Franzosen mit germanischem Aussehen wurden ergriffen und übel zugerichtet und konnten sich nur mit Mühe retten, indem sie ihre geläufige französische Zunge spielen ließen. Aber viele Läden, die keine Zunge hatten, sich zu rechtfertigen, wurden ge-

Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stürmt, geplündert und zerstört. Gegen Mitternacht wurden in der Chaussee d'Antin die wunderbaren Geschäftsläden einer sehr bekannten Lebensmittelfirma mit italienischem Namen angegriffen, die aber deutsch sein soll, weil sie vor einiger Zeit in Prozesse verwickelt war gegen Zeitungen, die sie der Spionage verdächtigten, da sie in einigen strategischen Orten der Ostgrenze Zweigstellen errichtet hatte. Die Geschäftsläden wurden regelrecht wie eine Festung von der fanatischen Menge gestürmt, gegen die die Polizei nichts ausrichten konnte. Alles wurde wütend kleingeschlagen und fortgebracht. Das ganze Mobiliar, alle Fenster wurden zertrümmert, und beinahe hätte man noch Feuer angelegt. Auch alle großen, feinen Geschäfte, früher das Entzücken der Damen und der Nichtstuer, sind geschlossen. In wenigen Tagen waren die Wäscheläden, die Geschäfte für bestimmte Arten Kleidungsstücke und für kräftiges Schuhzeug ausverkauft. Durch die falschen Siegesmeldungen scheint sich das Pariser Volk vom ersten Schrecken erholt und bald wiedergefunden zu haben. Ich finde auf den Boulevards eine fröhliche und erregte Menge, die mit lauter Stimme die letzten Nachrichten liest und erörtert, die am Nachmittag von den Zeitungen verbreitet worden sind. Die Kriegserklärung Englands an Deutschland und die Niederlage, die die Belgier den Preußen zugefügt haben sollen, sind zwei Ereignisse, die die Pariser ihre ergebene Ruhe, die sie sich auferlegt hatten, verlieren lassen. Es ist nicht mehr die pflichtmäßige Begeisterung, um den abgehenden Truppen Mut einzuflößen, es ist die Ueberzeugung der Siegesgewißheit, die sich im Geiste aller schon breitmacht, und alle, die sich jetzt frei fühlen von dem drückenden Alp der schrecklichen Erinnerungen an 1870, haben sich auf die Straße begeben und wogen auf den Boulevards auf und ab und veranstalten begeisterte Kundgebungen. Am begeistertsten und erregtesten zeigen sich die Frauen. Viele haben große dreifarbige Schärpen umgehängt, die sie über Schulter und Brust wie Beamte tragen. Man hört häufig den Ruf: „Nach Berlin! Nach Berlin!"

Ausgewiesen aus Paris.

Der Pariser Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten" ist schon in der vorigen Woche aus Paris ausgewiesen worden. Er schildert seinem Blatte diesen Vorgang nach der „Täglichen Rundschau" vom 9. 8. 14 folgendermaßen:

Paris. In den Tagen des Caillauxprozesses gings in Frankreich los. In den Couloirs des Justizpalastes raunte man sich's zuerst: diesmal soll's ernst werden; Rußland will. Die französische Kultur ist eine eigene Sache. Sie hört da auf, wo sie beim anderen Menschen anfängt: im Verkehr mit dem Fremden.

In aller Herrgottsfrühe erscheint — am Mittwoch, den 29., also noch vor Ausbruch selbst der russisch-deutschen Feindseligkeiten — eines Morgens in meiner Wohnung ein Polizist.

„Ich bin von der Präfektur. Was haben Sie in letzter Zeit in Frankreich getrieben?"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich verstehe Sie nicht, Herr. Ich habe ja meinen Beruf bei der Polizei gemeldet."

Pause.

„Sie sind Deutscher, Herr?"

„Jawohl."

„Können Sie die Versicherung abgeben, daß Sie nicht beabsichtigen (das Folgende wörtlich), sich künftig hier einer frankreichfeindlichen Gesinnung zu befleißigen?"

„Ja, mein Herr, ich verstehe Sie wirklich nicht im geringsten. Habe ich so etwas denn jemals getan?"

„Das schließt nicht aus, daß Sie es tun könnten. Zum Beispiel im Falle eines Konfliktes. Der Herr Präfekt ist gewillt, nur den Ausländern in einem solchen Falle seinen Schutz angedeihen zu lassen, die uns erklären, daß sie das Verhalten Deutschlands mißbilligen."

„Ich soll also im Falle eines deutsch-französischen Konfliktes Ihrem Herrn Chef gewissermaßen erklären, daß ich mit meiner Gesinnung auf französischer Seite stehe? Das ist direkt witzig."

„Wie Sie das finden, geht uns nichts an, mein Herr. Jedenfalls werden Sie gut tun, Frankreich lieber zu verlassen, wenn —"

„Wenn ich keine Ausweisung abwarten will. Ich habe Sie verstanden." ...

Am selben Tage packte ich meine Koffer. Auf der Straße begann man schon „à Berlin" zu johlen. Rue Faubourg, Montmartre malten Soldaten mit Kreide das Bild des Deutschen Kaisers aufs Trottoir, trampelten darauf herum, bespukten es und schrien ein Schimpfwort.

Ehe ich abfuhr ging ich zur Präfektur. Mich interessierte, zu wissen, ob das liebenswürdige Vorgehen gegen mich ein Einzelfall war. Die Präfektur war von Deutschen belagert. Leute, die wissen wollten, warum man sie ausgewiesen — meistens Frauen: Dienstmädchen, Bonnen, Hotelfrauen, Heimschwestern usw. Nach dreistündigem Warten hatte ich Gelegenheit, einen würdigen Beamten zu sprechen. Er lehnte Auskunft ab. Ich ging. Auf dem Korridor huschte ein Schreiber hinter mir her. Er flüsterte ziemlich rasch und sah sich dabei um. Offenbar ein etwas seltsamer Patriot. Er nannte meinen Namen. „Wenn Sie wissen wollen, weshalb man Sie nicht hier behalten will, könnte ich es Ihnen sagen — — mais c'est une petite commission."

Erheblich angeekelt, aber neugierig, gab ich zwei Franken und erfuhr, daß man seit längerer Zeit fast alle Briefe an in Paris lebende Deutsche öffne. In einem der meinigen hatte sich das Belegexemplar einer deutschen Zeitung gefunden, in der ich geschrieben hatte, daß die derzeitige Nichtteilnahme des Herrn Delcassé an der französischen Regierung erfreulich sei für den Fall eines Konflikts ...

Was war daran franzosenfeindlich?

Der Krieg gegen die Deutschen in Paris.

Die bisherigen Heldentaten der Franzosen bestehen, sowie die der Belgier, der Russen und leider auch der Engländer in schmählichen Miß-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handlungen friedlicher Deutscher, die keinen anderen Wunsch haben und hatten als den, womöglich in ihr Vaterland zurückkehren zu können, sonst aber sich still abseits halten zu dürfen, bis der Sturm vorüber ist. Ueber die Art, wie die Pariser diesen unsauberen Krieg führen, lesen wir in der „Nordd. Allg. Ztg." folgende, auf amtlichen Mitteilungen beruhende Darstellung:

Die Ausschreitungen gegen die in Paris ansässigen Deutschen begannen schon längere Zeit vor der Mobilmachung. Schon gegen Ende Juli baten zahlreiche Reichsdeutsche um Schutz. Sie berichteten, daß Deutschen nirgends mehr Unterkunft geboten werde, daß man sie auf der Straße beschimpfe, daß sie sogar, wenn sie sich an die Polizei mit der Bitte um Unterbringung wendeten, dort in der rohesten Weise abgewiesen wurden. Sogar die Unterbringung ihres Gepäcks wurde ihnen verweigert, auch die Bahn nahm kein Gepäck mehr von ihnen in Verwahrung.

Die Hilferufe vermehrten sich von Tag zu Tag, so daß schließlich eine unübersehbare Menge von Menschen auf der Botschaft und dem Generalkonsulat als Obdachlose sich meldeten. Es wurden ihnen nach Möglichkeit Fahrkarten nach Belgien besorgt. In der Nacht vom 1. zum 2. August kamen große Mengen von obdachlosen Deutschen noch bis spät in die Nacht hinein zur Botschaft und zum Generalkonsulat, so daß ihnen ein Massenasyl während der Nacht gewährt werden mußte. Der Höhepunkt der Ausschreitungen wurde am ersten Mobilmachungstage, am 2. d. M., erreicht. Zahlreiche Flüchtlinge meldeten, daß die Wohnungen und Geschäftshäuser der Deutschen in der Stadt geplündert würden. Besonders rücksichtslos war die Zerstörung des Pschorrbräu, bei der zahlreiche Polizisten mit sichtlichem Vergnügen untätig zusahen. Das gesamte Inventar wurde aus den Fenstern auf die Straße geworfen, Türen und Fenster ausgehängt, die Kronleuchter herabgerissen. In gleicher Weise erging es dem Café Viennois, dem deutschen Restaurant an der Gare St. Lazare, dem Salamanderschuhgeschäft, dem Hotel de Bade, dem Delikatessengeschäft Appenrott, sämtlichen Maggigeschäften, überhaupt allen Geschäften, die Waren deutscher, österreichischer und deutsch-schweizerischer Herkunft führten.

Ueberall sah die Polizei mit verschränkten Armen zu.

In gleicher Weise wurde in den Wohnungen von Deutschen gehaust. In vielen Fällen sind nicht bloß die Wohnungen von Deutschen, sondern auch die ihrer Quartiergeber vollständig verwüstet worden. Die Folge war, daß kein Portier mehr einen Deutschen in sein Haus einließ, daß die deutschen Geschäftsangestellten und Dienstboten massenhaft entlassen wurden. Die Entlassung geschah häufig in brutaler Weise, oft unter Einhaltung des Gehalts.

Gegen 10 Uhr abends mehrten sich die Nachrichten über Verwüstungen in der Stadt derartig, daß auf Verordnung des Generalkonsuls Schild und Fahnenstange des Generalkonsulats eingezogen wurden und das ganze Personal sich nach der Botschaft begab, da

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf dem Konsulat keine Sicherheit mehr bestand. Am nächsten Tage begannen schon am frühen Morgen Hunderte von Deutschen die Botschaft mit dringenden Bitten um Schutz und Unterstützung zu bestürmen. Die deutschfeindlichen Ausschreitungen auf der Straße griffen nach ihren Angaben derartig um sich, daß beispielsweise das Stadtviertel Belleville in hellem Aufruhr war. Es sollen dort schließlich alle Geschäfte geplündert worden sein. Die Deutschen wurden überall bedroht und mißhandelt; ihre Lage war verzweifelt. Sie waren ebenso wie alle anderen Ausländer nach den für die Mobilmachung erlassenen Vorschriften verpflichtet, sich bei der Polizei anzumelden, um die Bestimmungen wegen ihrer demnächstigen Verbringung nach vorläufigen Unterkunftskolonien in Mittel-, West- und Südfrankreich entgegenzunehmen.

Sobald nun ein Deutscher sich meldete, wurde er von der Polizei in brutalster Weise behandelt und dem johlenden Publikum schutzlos überlassen.

Viele Frauen erzählten, daß sie nach ihrer Abfertigung mit Fußtritten und Faustschlägen aus dem Polizeibureau hinausbefördert worden seien. Die Meldungen mancher Deutscher wurden überhaupt nicht angenommen. Gegen die beschimpfenden Aeußerungen des Straßenpublikums wurde von der Polizei kein Schutz gewährt. In den Geschäften wurden

den Deutschen alle Lebensmittel verweigert;

die Abreise war nicht mehr möglich, da der Zugverkehr eingestellt war. Soweit die Deutschen Papiergeld hatten, wurde ihnen das Wechseln selbst französischen Papiergeldes durchweg abgelehnt. Auf der Straße verfolgte sie das Publikum und nahm ihnen auch oft ihr Gepäck ab, das auf der Straße zerstört oder verteilt wurde. Besonders schlimm gestaltete sich naturgemäß unter diesen Umständen die Lage vieler deutscher Mädchen, Erzieherinnen, Kinderfräuleins oder Dienstboten, die überdies zum größten Teil der französischen Sprache unkundig waren. Ihnen wurde, soweit irgend möglich, während des Tages auf der Botschaft Schutz zuteil. Infolge der sehr entschiedenen und dringenden Vorstellungen, die der Botschafter Freiherr v. Schoen bei dem französischen Ministerpräsidenten erhob, gewährte endlich am Spätnachmittage die französische Regierung den obdachlosen Deutschen ein vorläufiges Unterkommen in einer Schule. Somit konnten sämtliche Deutsche genau informiert werden, wohin sie sich zu begeben hatten. Auch der Botschafter und der Generalkonsul der Vereinigten Staaten wurden davon verständigt. Außerdem wurden diese Herren gebeten, später kommenden Flüchtlingen eine entsprechende Mitteilung zu machen.

Die Botschaft und das Generalkonsulat sind über 6000 Deutschen zum Verlassen Frankreichs behilflich gewesen. Da hinreichende Geldmittel nicht in den Kassen waren, auch bei den Banken nicht mehr beschafft werden konnten, halfen der Botschafter Freiherr v. Schoen und mehrere Botschaftsmitglieder mit Privatmitteln aus.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Botschaft war während der letzten Tage in einem Zustande, der einigermaßen an die Belagerung des Gesandtschaftsviertels in Peking erinnerte.

Etwa 100 Personen, darunter vielen Familien mit kleinen Kindern, hat der Botschafter die amtlichen und seine Privaträume zur Verfügung gestellt, wo mit Hilfe der Damen der Botschaft notdürftige Unterkunft und Verpflegung eingerichtet wurde. Die Verpflegung wurde wegen der Feindseligkeit und Aengstlichkeit der französischen Bevölkerung recht schwierig.

Eine aufregende Szene spielte sich ab, als Botschafter Freiherr v. Schoen sich allein zum Ministerpräsidenten begab, um dort zunächst nachdrücklich um Schutz für die bedrohten Deutschen und für sich selbst zu bitten, und dann den Abbruch der Beziehungen zu erklären. Der Botschafter, der schon kurz vorher im Botschaftshof von französischen Damen, die sich unter dem Vorwand von Erkundigungen zu ihm gedrängt hatten, gröblich mit Schimpfreden beleidigt worden war, die er den Damen gegenüber nicht aufnehmen wollte, wurde von mehreren verdächtig aussehenden Männern belästigt und bedroht, die auf die Trittbretter des Wagens sprangen und zu ihm einzudringen suchten. Freiherr v. Schoen bewahrte völlig kaltes Blut, rief Schutzleute herbei und gelangte unter deren Schutz zum Ministerium des Aeußern, erhob dort energischen Einspruch wegen des Vorgefallenen und erhielt die Genugtuung in der Form von Entschuldigungen mit der Zusicherung ausreichenden Schutzes.

Die Abreise des Botschafters mit allem Personal und Familien, etwa 100 Personen, verlief ohne störenden Zwischenfall. Auf deutschem Boden, von Goch nach Berlin über Wesel, Münster, Hannover, wo das Eintreffen des Sonderzuges der Botschaft bekannt geworden war, glich die Reise einem Triumphzug. Ueberall stürmische Begeisterung, Ansprachen, Wacht am Rhein, Deutschland, Deutschland über alles, Hurra auf den Kaiser.

Was elsässische Dienstmädchen in Frankreich erlebten.

Die „Straßburger Post" meldet aus Schlettstadt, 7. Dezember 1914:

„Unter den in der letzten Zeit aus Frankreich zurückgekehrten Zivilgefangenen befinden sich auch mehrere Dienstmädchen aus unserer Gegend. Viel Erbauliches über ihre Behandlung nach dem Ausbruch des Krieges wissen sie nicht zu erzählen. Wohl aber das Gegenteil. Ein Mädchen, das mehrere Jahre zu voller Zufriedenheit bei einer Familie in Diensten stand, wurde sofort zum Hause hinausgejagt. Seine Sachen warf man ihm nach, und auf der Gasse angelangt, wurde es noch vom Pöbel mißhandelt. Zwei Schwestern, junge Mädchen von 17 und 18 Jahren, von denen die Herrschaft zu wiederholten Malen den Eltern brieflich mitgeteilt hatte, daß sie sich keine besseren Dienstmädchen wünschen könne, wurden mit dem Be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

merken auf die Gasse gesetzt, man werde sie nach dem Kriege wieder einstellen, aber nur dann, wenn das Elsaß wieder französisch werde. Recht traurige Wochen hatte ein anderes Mädchen durchzumachen, das mehrere Jahre in Paris war und beim Ausbruch des Krieges ein 8 Monate altes Kind sein eigen nannte. Fast 4 Monate lang mußte es sich mit dem Kind unter allerlei Entbehrungen in einem elenden Lager herumschlagen. Verschiedene Mädchen erhielten auch ihren fälligen Lohn nicht mehr ausbezahlt. Andere hatten ihre Ersparnisse bei Sparkassen angelegt und befürchten nun, ihre sauer verdienten Groschen zu verlieren. Die Sparkassen weigerten sich nämlich, ihnen ihr Guthaben auszuzahlen, als sie ihre Stellen aufgeben mußten.

In Mühlhausen ist eine Anzahl deutscher Dienstmädchen aus Frankreich eingetroffen, die an ihrem ganzen Körper von den französischen Gendarmen brutal gemißhandelt worden waren. Bei sieben Dienstmädchen waren Beine und Füße durch die Mißhandlungen der französischen Gendarmerie, die die Mädchen zur Grenze brachte, so zugerichtet, daß die Verletzten in das Spital eingeliefert werden mußten. Die Flüchtlinge in Mühlhausen berichten, daß die französischen Gendarmen ihnen sämtliche Wert- und Geldsachen zurückbehalten haben."

Die Behandlung deutscher Zivilgefangener in Frankreich.

Ueber die kulturwidrige Behandlung in französischer Gefangenschaft gehaltener Mädchen und Frauen entnimmt das „Hamburger Fremdenblatt" einem ihm zur Verfügung gestellten Privatbrief, den Fräulein E. B. aus Weingarten (Württemberg), die in guter französischer Familie in Castres (Südfrankreich) als Erzieherin in Stellung war, folgende, die bisherigen Berichte bestätigenden und ergänzenden Einzelheiten:

„Nun will ich Euch meine ganze Geschichte aus Frankreich von A bis Z in vollster Wahrheit erzählen.

Am Tage der Mobilisierung war ich auf dem Schloß bei meiner Dame, da ich vor der schrecklichen Zeit keine Gelegenheit mehr hatte, nach Spanien oder nach Deutschland zu kommen, und nun hatte mich meine Dame behalten, war aber wirklich sehr lieb mit mir; ausgehen durfte ich ja nicht mehr, und so glaubten die Leute, ich wäre fort. Am 15. Oktober gingen wir wieder in die Stadt; zurück nach Castres; ich übte auf der ganzen Fahrt strengstes Stillschweigen. Angekommen sind wir in der Stadt abends um 7½ Uhr. Bald darauf kam noch die Schwägerin von Madame, um sie zu begrüßen; die sonst so freundliche Dame gönnte mir nicht einmal mehr ein „Bonjour", sondern sagte, ich solle mich aus dem Staube machen.

Am andern Morgen um 8 Uhr wurde es vor unserm Hause auf einmal ganz laut; ich vernahm dann, daß die Soldaten vom Dragonerregiment unten waren, um mich zu holen; jene sagten meiner Dame, wenn sie mich noch eine Nacht im Hause lasse, werden sie ihr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Haus bombardieren lassen. Ich packte dann sofort meine Sachen zusammen und wollte mich an die nahe Grenze wenden, nach Spanien, nach Barcelona, aber die Grenze war geschlossen. Ich ging dann zum Bürgermeister und bat ihn um einen Reisepaß, welchen er mir dann auch gab. Bin dann abends 4 Uhr in Castres abgefahren, nach Carcassonne, ganz allein in dem Wagen mit Hindus und den Turkos; ich habe schreckliche Angst ausgestanden, erkannt zu werden, hatte aber dann mehr Glück wie Verstand, d. h. nur bis nach Castenandary hatte ich das große Glück; am dortigen Bahnhof wurde ich festgenommen von zwei Schutzleuten; sie nahmen mich auf die Polizei und es hieß, ich wäre eine Spionin, das Volk hatte sich alles um mich versammelt und alles schrie: „erschießt sie, zieht ihr die Haut ab, dieser Barbarin, dieser Spionin", „schießt sie nieder". Ein Mann beruhigte den wilden Pöbel mit den Worten: morgen erschießen wir sie, dann waren sie zufrieden. Man telephonierte nach Castres, und meine Dame reklamierte mich dann; so ließen sie mich noch am selben Abend wieder fort. Nun kam ich nach Carcassonne.

Mein Empfang in Carcassonne war schlechter als ich es mir gedacht hatte, denn man hatte keinen Platz mehr im Haus; man legte mich auf den freien Boden im Garten, dort verbrachte ich drei Nächte, bis ich ein Strohlager bekam. Zu essen bekam ich erst am dritten Tage Bohnensuppe hart gekocht und — vergiftet, ein armer alter Mann fiel zum Opfer; wir alle sonst wären gestorben, hätte uns dieser gute Mann nicht aufgeklärt. Am Abend gabs dann Erbsensuppe, gefüllt mit kleinen Würmchen, wir aßen, denn wir hatten Hunger! Das Brot war so wenig, daß es nicht einmal jeden Tag für alle Leute gereicht hat; ich bin oft drei Tage ohne ein Stück Brot gewesen. Wollten wir ein kleines Stückchen Fleisch haben, so mußten wir es mit 2 und 3 Frcs. bezahlen, und 20 Frcs. durften wir nur in der Tasche haben. Also Bohnen- und Erbsensuppe war täglich unser Essen.

Bald wurde es sehr kalt, man hat uns aber nirgends eingeheizt; wir bekamen keine Kissen und Decken zum Schlafen, nicht einmal die Kranken. Ein deutsches Fräulein hatte bei uns die Kranken gepflegt, als aber unser Direktor dahinter kam, warf er dieses Fräulein hinaus mit folgenden Worten: „Die Deutschen sind nicht krank, die brauchen nicht gepflegt werden." Wir hätten sterben und verderben können, und kein Mensch hätte sich nach uns umgeschaut. Für die Kranken wollten wir ein anderes Essen, wir sagten unserem Direktor, er solle dieses Essen seinen Schweinen geben; er antwortete uns: „Eure Schweine fressen was Besseres."

Um 8 Uhr abends täglich mußten wir im Bette liegen, dann kam die sogenannte Runde, es waren 10 Soldaten mit dem Direktor. Sie kamen mit einer Laterne, welche unsere Strohstube durchleuchtete und Rechenschaft gab, ob alle sich auf ihren Lagern befinden. So war es jeden Tag immer ein und dasselbe; nie gabs einen Unterschied, außer es kam wieder ein Mädel auf den Posten: denn sobald

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Mädchen sich über etwas beklagt oder deutsche Lieder gesungen hatte, kam sie zur Strafe ein oder zwei Tage auf den Posten zu 24 Soldaten hinein. Das war entsetzliche Schmach.

Endlich kam die ersehnte Stunde unserer Erlösung, an welche wir nie geglaubt hätten. Nun ging es flink. Wir marschierten zu Fuß zum Bahnhof, es war 10 Uhr morgens, ziemlich viel Militär zu Fuß und Pferd begleitete uns. Die Leute warfen Tomaten, faule Eier auf uns; Weiber sogar schnitten Federbetten auf und schüttelten solche über uns. Steine, noch mehr solche Sachen, regnete es von oben. Jene Mädchen, die von Marseille kamen, hatten Messerstiche am Körper; einige waren gar nicht mehr zu erkennen vor lauter Blut, man hatte auf sie geschossen, hatte sie geschlagen. Das alles geschah trotz militärischer Aufsicht. Zwei unserer Gefährtinnen sind nur bis nach Cette am Meer mit uns gefahren, dann konnten sie vor Schwäche nicht mehr mitkommen; sie starben dort, und nun hieß es: schmeißt sie doch ins Meer.

Die Reise ging in einer Tour vier Tage und drei Nächte, natürlich kostenfrei. In Genf hat man uns sehr lieb empfangen und uns ein Nachtessen gegeben.

Endlich, Gott sei Dank, kamen wir nach Singen, wo wir mit größtem Jubel von groß und klein empfangen worden sind; wir traten in einen schönen Hallenbau ein, an der Türe befand sich ein schönes „Willkommen in der Heimat".

Der kaiserl. Konsul hielt an uns eine herzliche Rede und sagte uns auch, daß in Deutschland keine Hungersnot sei, wie uns die Franzosen vorgemacht hatten. Dann mußten wir dem kaiserlichen Konsul alles erzählen von A bis Z; er notierte sich dabei alles auf. Wir haben nichts verschwiegen. Die meisten hatten nicht einmal mehr ein Hemd, keinen Pfennig Geld; alles hat Frankreich behalten. Nur ich hatte das Glück, meinen Koffer zu bekommen. In Singen waren die meisten Flüchtlinge über Nacht geblieben und hatten sich gebadet und gerichtet. Wir hatten es alle sehr notwendig, denn wir hatten ja Wanzen, Flöhe, Läuse; sie erschienen auch als kleineres Uebel gegen Ratten und Mäuse, die täglich unsere Nachtgäste gewesen waren. Des Morgens trat jede sauber gerichtet den Heimweg an. Ich fühle mich wie im Himmel."

Ein anderer Fall, gleichfalls nach Mitteilungen des „Hamburger Fremdenblattes":

Die Oberlehrerin Fräulein M. Heinzmann, die vom Kriegsausbruch in St. Malo überrascht wurde und mit noch zwei Gefährtinnen durch Verhaftung vom Dampfer herab an der Heimkehr verhindert wurde, hat über ihre Erlebnisse in der französischen Gefangenschaft in Lübeck einen Vortrag gehalten, dem wir folgendes entnehmen:

Auf dem Wege zur Wache folgte den gefangenen Deutschen der Pöbel mit Beschimpfungen und dem Rufe: „Tötet sie!" Im Gefängnis wurden sie wie gemeine Verbrecher behandelt, sie mußten sich ausziehen, dann wurden ihnen die Körpermaße und Fingerabdrücke ab-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

genommen. Im Gefängnis schliefen sie auf einem Strohsack. Um 7 Uhr morgens gab es Brot, um 9 Uhr Suppe, um 4 Uhr nachmittags dieselbe Suppe nochmals. Wer Geld hatte, konnte sich in der Kantine etwas kaufen, aber warme Kost gab es dort nur um 9 Uhr morgens, so daß man für den Tag an warmer Kost nur auf die Nachmittagssuppe angewiesen war. Von morgens 7—9 Uhr war reinzumachen, d. h. der Strohsack zu schütteln, Zellen und Korridore zu säubern. Von 9—6 waren sie auf die Zelle angewiesen. Eine hölzerne Bank ohne Lehne war das einzige Möbel. Sich auf den Fußboden zu legen, wurde verboten. Abends von 6—7 durften sie gemeinsam mit den französischen Verbrecherinnen auf dem Korridor umhergehen. Alle acht Tage durften sie ihre Wäsche waschen und ausbessern. Die Stürme von der Nordsee bliesen empfindlich in die kalte Zelle. Frl. Heinzmann wurde gezwungen, die französischen Zeitungen mit den unerhörtesten Lügenmeldungen vorzulesen. Dieses geschähe, sagte die Gefängnisaufseherin, um ihren Germanenstolz zu brechen. Nach etwa acht Tagen wurde Frl. Heinzmann vor den Untersuchungsrichter geführt und eingehend über den Zweck ihres Aufenthalts in Frankreich vernommen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Vortragende, daß Telegramme von ihrer Mutter eingegangen waren, die ihr bisher verheimlicht worden waren. Ihr selbst wurde erst nach drei Wochen gestattet, nach Hause zu schreiben. Der Richter sagte, es wären nur alles Gegenmaßregeln, in Deutschland würden die Französinnen auch nicht besser behandelt.

Am 30. Oktober wurde dann Frl. Heinzmann mit ihren beiden deutschen Leidensgenossinnen in das Konzentrationslager in Granville gebracht. Hier waren ungefähr 400 Deutsche jeder Gesellschaftsklasse interniert in einer alten Seilerbahn. Hier war es in sanitärer Hinsicht sehr schlimm. In den Lagerraum regnete es hinein. Decken wurden erst nach langen Bitten gewährt. Der Männerraum wurde von dem Frauenraum durch einen kleinen Bretterverschlag getrennt, anfänglich war eine Trennung überhaupt nicht vorhanden. Aborte waren ebenfalls im Anfang nicht vorhanden. Rheumatismus und Ischias bekamen viele durch den Zug infolge der undichten Fenster; Aerzte waren frei, aber es war nur ein Krankenzimmer für vier Personen vorhanden. Die Verpflegung reichte zur Sättigung kaum aus. In der Kantine waren unerhört hohe Preise. Ein Teil der Männer wurde auf eine gegenüberliegende Insel transportiert, wobei ihnen zuweilen wegen des hohen Seegangs kein Essen gebracht werden konnte. Sie wurden aufgefordert, in die Fremdenlegion einzutreten. Aber alle bis auf einen, der sein ganzes Leben fast in Frankreich zugebracht hatte, lehnten dies Anerbieten ab. Geld sich schicken zu lassen war verboten. Dagegen durften Pakete geschickt werden, und es sind auch solche schon an die Adressaten gelangt. Die meisten der Internierten waren vorher in Gefängnissen gewesen. Am schlimmsten hatten diejenigen gelitten, die aus Paris kamen.

Endlich erhielt die Vortragende die Erlaubnis zur Rückkehr, mit ihr zusammen zwölf andere. Also von 440 Internierten 13. Nach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welchen Gesichtspunkten hierbei verfahren wurde, ist der Vortragenden nicht klar geworden. Sechs Tage dauerte der Abtransport nach Genf, wofür jedem, der noch über Geld verfügte, 60 Fr. abgenommen wurden.

Die Leiden einer Französin in Frankreich.

Dem „Berliner Tageblatt" wird der Brief einer französischen Lehrerin zur Verfügung gestellt, die seit vielen Jahren in Berlin wirkt, in Deutschland ihr Staatsexamen für die französische Sprache gemacht und nur jeden Sommer auf einige Wochen ihre Heimat, ein Dörfchen in der Normandie, besucht und dabei stets einige junge Mädchen, in diesem Jahr ein junges Geschwisterpaar aus Bückeburg, zur Erlernung der französischen Sprache mitgenommen hat. Diese ihre Tätigkeit hat ihre Landsleute sehr gegen sie aufgebracht, und sie klagt in ihrem Brief:

„Wir waren auf der Insel Jersey, als der Krieg erklärt wurde. Nur mit Mühe und Gefahren konnten wir nach La-Couture, einem Dörfchen unweit Bailleux in der Normandie, kommen. In meiner Abwesenheit war mein Haus von der Ortspolizei durchsucht oder vielmehr durchwühlt worden, weil ich als Spionin denunziert worden war. Die ganze Bevölkerung des kleinen Ortes, wo mein Großvater, mein Vater und ich selbst geboren und erzogen worden bin, war wild gegen uns aufgebracht; man wollte uns ins Wasser werfen usw. Es war so entsetzlich, daß ich gar nicht daran denken mag. Schließlich kamen Gendarmen und haben uns wenigstens das Leben gerettet, doch wurden wir eingesperrt, vollständig untersucht, bis wir schließlich als unschuldige Lämmer entlassen wurden.

Aber damit war unsere Qual nicht beendet, sie fing im Gegenteil erst an. Ich hatte natürlich nur ein Ziel im Auge, nämlich die Kinder, welche mir von den Eltern anvertraut worden waren, diesen heil und gesund zurückzubringen, und diesem Gedanken habe ich alles, was ich besaß, geopfert. Wir konnten natürlich nicht in La-Couture bleiben, weil das viel zu gefährlich war. Wo denn hin? Da dachte ich an einen alten Onkel, welcher in Deauville wohnte, und nach Ueberwindung von allerhand Gefahren, nach einer Reise, welche einen ganzen Tag dauerte, kamen wir schließlich in dem Städtchen (ebenfalls in der Normandie gelegen) an. Das traurigste war, daß wir wenig Geld hatten und keine Möglichkeit, uns irgendwie mit den Eltern der Kinder in Verbindung zu setzen, vorhanden war. Als wir gegen Abend halb verhungert in Deauville eintrafen, erfuhr ich, daß mein Onkel am selben Vormittag begraben war, er starb plötzlich zwei Tage zuvor, und daß meine Tante, seine Frau, die von Geburt eine Deutsche ist, gleich nach der Beerdigung zu ihren Kindern gezogen war, die einige Stunden von Deauville ansässig sind. Was sollten wir tun? Wir gingen zum Bürgermeister, welcher mit meinem Vater und mit meinem Onkel sehr befreundet gewesen war; der Herr war menschlich und nahm uns gut auf, aber als ich am nächsten Tage zu meiner Tante fuhr, benahm sich diese, trotzdem sie doch früher eine Deutsche war, wie eine Wilde gegen uns, so daß sogar der Bürgermeister des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ortes einschreiten mußte. Auf seine Veranlassung wurden wir dann in einem elenden Hause untergebracht, so daß wir wenigstens ein Dach über dem Kopfe hatten. Alle 2 Tage bekamen wir von der Stadt 2 Kilogramm Brot und 2 Kilogramm Kartoffeln geliefert, die ich jeden zweiten Tag holen mußte, wobei ich die gemeinsten Vorwürfe von den Männern zu hören bekam, welche dieses Amt zu verwalten hatten, nur, weil die Leute erfahren hatten, daß ich zwei deutsche Kinder bei mir hatte. O, diese schrecklichen Zeiten! Wir mußten beinahe drei Wochen dort in dem Hause bleiben, das schmutziger als ein Stall war, und wurden von Flöhen und Wanzen zerfressen.

Endlich, endlich bekamen wir ein Telegramm aus Amsterdam von einem dort ansässigen Herrn, der mit dem Vater der Kinder befreundet ist, und konnten schließlich nach einer fünftägigen, fürchterlichen Reise über England nach Holland gelangen, wobei ich den letzten Groschen, den ich besaß, zu opfern gezwungen war.

Am nächsten Tage fuhren die Kinder nach Hause, ich aber blieb hier allein ohne einen Pfennig Geld zurück. Natürlich ging ich zum deutschen Konsul in Amsterdam, aber er weigert sich, mir einen Paß zu geben, ohne den ich nicht nach Deutschland kann. Er rät mir, hier in Amsterdam bis zum Ende des Krieges zu bleiben, aber ich weiß nicht, was ich hier tun und wovon ich hier leben soll. Für den Augenblick bin ich in einer guten Familie aus Freundschaft aufgenommen worden, aber was soll ich hier in der Fremde, wo doch meine Heimat seit so vielen Jahren in Berlin ist?"

Die französische Lehrerin wurde also in ihrem Vaterlande schlimmen seelischen und physischen Qualen unterworfen, nur weil sie zufälligerweise zwei deutsche Kinder bei sich hatte, die zu beschützen und ihren Eltern wiederzubringen sie für ihre selbstverständliche Pflicht hielt.

Die Leiden deutscher Zivilgefangener in Frankreich.

Der nach Singen entsandte Sonderberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" teilt von dort unterm 5. November 1914 seinem Blatte seine Eindrücke in nachstehendem ausführlich mit.

Die erste größere Schar Zivilgefangener aus Frankreich traf heute Mittag von der Schweiz in Singen ein. Es waren insgesamt 208 Personen, ein trauriger Zug von Frauen jeglichen Alters, vom jungen Mädchen bis zur weißhaarigen Greisin, größtenteils Dienstmädchen, Kindermädchen oder Haushälterinnen, unter ihnen aber auch Mütter mit kleinen Kindern. Nur zwei männliche Personen waren in dem Zuge. Sie schleppten eiligst zusammengeraffte Habe, zusammengeschnürte Koffer, Schachteln in allen Formen und Bestimmungen. In zwei Hotels wurde für die Flüchtlinge das Mittagsmahl bereitet. Minister Frhr. v. Bodman sprach einige Begrüßungsworte, wobei er dem herzlichsten Mitgefühl Ausdruck gab für die ausgestandenen Leiden und ihnen herzliche Aufnahme im Vaterland zusicherte. Unter Tränen hörten die Frauen die Worte des Ministers an und begleiteten mit Beifall die Mitteilung,

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß es Deutschland gut gehe und daß es glänzende Erfolge zu Land und zur See errungen habe.

Die Angekommenen geben lebhafte Schilderungen ihrer Erlebnisse seit den Mobilmachungstagen. Es sind durchweg Flüchtlinge, die in Paris und Umgegend ihren Wohnsitz hatten und nach einer traurigen, wechselreichen Irrfahrt in Garaison in den Hochpyrenäen interniert waren. Die im Theatersaal in Grenoble Internierten anerkennen das Entgegenkommen der Wachmannschaften, die gegen Bezahlen Extrawünsche willig befriedigten. Von einem schweren Mißgriff erzählt eine Haushälterin, die nach wiederholter Einsperrung in Ortsarresten elf Wochen im Gefängnis zu Grenoble mit Verbrecherinnen zusammengesperrt wurde und schwer unter Beschimpfungen ihrer Mitgefangenen und des Aufsichtspersonals zu leiden hatte, bis sie mit den übrigen Internierten vereinigt wurde. Man erklärte, man habe sie vergessen. Die in Garaison Festgehaltenen mußten offenbar schlimmere Erfahrungen machen als die, die in Grenoble festgehalten waren. Sie erzählten viel von den ersten Tagen nach der Mobilmachung, wo in Paris alle Männer und Frauen zu Gefangenen gemacht wurden und die ganze Nacht auf einer Steinbank verbringen mußten, unter Beschimpfungen und Mißhandlungen ins Depot gefahren wurden, wo sie körperlich untersucht und ihnen Ringe und Schmucksachen weggenommen wurden und wohin sie nur die notdürftigste Nahrung erhielten. Am Donnerstag trafen dann mehrere tausend Männer und Frauen einen Zug nach Flers. Ihr Gepäck im Gewicht von 30 Kilogramm durften sie mitnehmen, das übrige mußten sie auf dem Bahnsteig zurücklassen. Ueber dessen Schicksal erfuhren sie nichts mehr. Nach einer schrecklichen Fahrt in offenen, enggefüllten Viehwagen empfing sie die Bevölkerung von Flers mit Beschimpfungen und Schmähungen. Die Personen, die sich im Besitz von Geldmitteln befanden, konnten sich zunächst in Hotels und Privatquartieren einlogieren. Sie erfreuten sich der ersten 14 Tage der Freiheit und konnten sich frei bewegen sie hatten sich lediglich täglich auf der Präfektur zu melden und mußten bis 7 Uhr zu Hause sein. Das dauerte so lange, als die Franzosen im Besitze Mühlhausens waren. Den Elsässern kündigte man sogar die Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris an. Die Personen ohne Geld wurden in einem Geistlichen-Seminar untergebracht, wo sie drei Wochen vorzügliche Unterkunft und ausgezeichnete Ernährung erhielten.

Diese guten Verhältnisse änderten sich aber, als die Franzosen aus Mühlhausen wieder vertrieben wurden. Die Haltung der Bevölkerung wurde immer erregter und drohender. Eines Tages mußten die in Privatlogis Untergebrachten mit dem Gepäck auf dem Rücken durch die schmähende Menge in den Garten der Ecole Victor Hugo ziehen, wo sie von 2 Uhr mittags bis morgens 4 Uhr, die Nacht unter Beschimpfung und Steinwürfen der Menge, gegen die lediglich ein einziger Soldat Schutz gewähren sollte, verblieben. Die im Seminar Befindlichen waren, nachdem dies zu Lazarettzwecken eingerichtet worden war, in einer Getreidehalle untergebracht worden, wo sie vier Tage auf Stroh-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

matten schliefen. Um 4 Uhr morgens endlich zogen die 900 Deutschen zum Bahnhof, wo ihnen als Ziel der Ort Lourdes genannt wurde. Auf der Fahrt erblickten sie in Laval einen Zug französischer Soldaten ohne Röcke, die flehentlich um Brot und Lebensmittel baten. In St. Martin trafen sie einen Zug von deutschen Kriegsgefangenen. Ein hinzuspringendes Mädchen erfuhr, daß es Hessen seien. Auf der entsetzlichen Fahrt hatten zwei Frauen Frühgeburten und eine wurde wahnsinnig. Als der Zug endlich in Lourdes eingetroffen war, durfte niemand ihn verlassen. Milch für die Kinder wurde verweigert. Es hieß, die Fahrt gehe weiter nach Lannemezan, wo sie nach 52stündiger Fahrt, bei der sie 24 Stunden nichts zu essen und zu trinken bekamen, in eine verfallene Halle gebracht wurden. Hier mußten sie die Nacht auf Stroh ohne Decken zubringen.

Dann endlich kamen sie an das Ziel der Fahrt, nach Garaison, zirka 16 Kilometer von Lannemezan. Während die Flüchtlinge ohne Geld den Weg zu Fuß zurücklegten, konnten die übrigen sich gegen eine Bezahlung von 3 Fr. pro Person einen Platz auf einem Leiterwagen sichern. Der neue Aufenthalt war ein seit langem verlassenes Kloster. Die meisten Fensterscheiben fehlten. Feuer und Licht durfte in den Räumen, die von Schmutz starrten, nicht gemacht werden. Den ersten Tag des achtwöchigen Aufenthalts mußten sich die Leute mit Wasser und Brot begnügen, bis große Kessel ankamen, in denen sich die Internierten ihr Essen bereiten konnten. Das Nachtlager bestand aus Stroh, das nur zweimal in den zwei Monaten erneuert wurde. Für einen Frank pro Nacht konnten sich die Besitzenden eine alte Federmatratze ohne Decke leisten. In einem kleinen Zimmer waren 13 Personen untergebracht. Bald verstanden jedoch die Deutschen, sich ihre Lage zu verbessern. Die Männer bauten in dem Garten Herde, über die sie Hütten errichteten und in denen zuerst die Männer, später auch die Frauen Mahlzeiten für die Gefangenen bereiteten. Besonders schlimm war es mit den Bedürfnisgelegenheiten bestellt. Es wurden einfach im Hofe zehn Löcher für die Frauen gemacht und zwanzig Schritte weiter davon ebensoviele für die Männer. Hier mußten die Internierten sowohl bei Tage wie bei Nacht ihre Bedürfnisse befriedigen. Auch über die Unterbringung der Kranken, deren Pflege zwei mitinternierte deutsche Krankenschwestern übernehmen konnten, wird lebhaft geklagt. Die Tageseinteilung war folgende: Um halb 7 gab ein Trompetenstoß das Zeichen zum Aufstehen. Um 8 Uhr war Appell. Jedes Zimmer wählte einen Chef, der die Anwesenheit aller bezeugen mußte. Zuspätkommen nur um einen einzigen Augenblick oder erst nach dem Trompetenstoß wurde von dem Kommandanten des Platzes rigoros bestraft. Am lebhaftesten klagten die Internierten über die Behandlung durch den Kommandanten. Jede Kleinigkeit wurde mit vier Tagen Arrest bestraft. Um 10 Uhr wurde Brot (angeblich 200 Gramm) verteilt. Um 12 Uhr gab es einen Teller Brotsuppe. Um 2 Uhr war wieder Appell. Um 5 Uhr gab es Suppe, alles im Freien, auch bei strömendem Regen. Um halb 8 Uhr mußten die Internierten sämtlich zu Bett gehen. Die Männer wurden ohne Rücksicht auf Beruf und Alter mit Holzfällen,

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auflesen von Steinen an Bächen, Wegeausbessern und Steineklopfen beschäftigt. Sie konnten sich gegen Bezahlung von einem Frank täglich davon befreien. Am Montag schlug die Erlösungsstunde. Die Flüchtlinge wurden in einer zweitägigen Fahrt über die Schweizer Grenze verbracht. Die mit Geld Versehenen mußten die Fahrt mit 44 Franks bezahlen. In der Schweiz wurden die Flüchtlinge freundlich aufgenommen und ausgezeichnet verpflegt.

Aus französischen Gefangenenlagern für Zivilgefangene.

a. In Frankreich.

Ein Seemann von 67 Jahren, der einen durchaus glaubwürdigen Eindruck macht, berichtet der „Kölnischen Zeitung" über seine Erlebnisse als Zivilgefangener in Frankreich, dem gepriesenen Lande der Zivilisation und Menschlichkeit:

Am 24. November fuhr ich mit einem italienischen Frachtdampfer von Barcelona nach Genua. Auf dieser Fahrt wurden wir am 26. November von einem französischen Torpedobootzerstörer angehalten und in den Hafen von Villefranche eingeschleppt. Hier blieben meine Kiste mit Kleidern und meine Ersparnisse von 300 Mark auf Nimmerwiedersehen zurück. In Villefranche lagen wir bis zum 27. November, dann wurde unser Schiff nach Nizza befördert und dort auf Bannware hin untersucht. In der Kiste eines Fahrgastes, die zwischen der Baumwolle in der Ladung verstaut war, wurde ein österreichischer Offizier entdeckt. Infolgedessen wurden alle Deutschen, vier Mann, auf das Zollamt gebracht und hier wegen Spionageverdachts untersucht. Sämtliche Papiere, die in unserem Besitz waren, wurden uns abgenommen und nicht zurückerstattet. Nun wurden wir wie Zuchthaussträflinge aneinandergekettet, unter Bewachung von sechs Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr und zwei Gendarmen kreuz und quer durch die Stadt Nizza geführt. Es war ein Triumphzug, den man mit uns unternahm, wir wurden vom Volke mit Steinen und faulen Tomaten beworfen, die Würfe fehlten selten und sogar die Gendarmen wurden getroffen. Auf dem Militärbureau nun angekommen, wurden wir von fünf Gendarmen nach der Gendarmerie gebracht und dort, nackt ausgezogen, nochmals auf Spionage untersucht. Von der Gendarmerie nun kamen wir ins Gefängnis bis zum anderen Tage. Am anderen Morgen wurden wir vier Mann gefesselt unter Führung von zehn Gendarmen, acht zu Fuß, zwei zu Pferd, unter dem Gaudium des Volkes, welches uns wieder mit Steinen bombardierte, zum Bahnhof geführt. Von Nizza wurden wir nun nach Cannes gebracht. Während dieser Fahrt wurden uns die Ketten nicht gelöst. Diese Ketten verursachten uns durch das feste Schließen große Schmerzen. Beim Ein- und Aussteigen in den Zug verursachten die Ketten uns ebenfalls große Schwierigkeiten. Als wir den Zug in Cannes verließen, wurden wir auf dem Bahnhof von der Menge mit den unflätigsten Schimpf- und Schmähworten empfangen. In Cannes wurden wir zum Polizeiamt gebracht. Hier wurden wir in ein dunkles

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Loch bis zum anderen Morgen 10 Uhr eingekerkert. Kein Stroh, keine Pritsche war hier vorhanden, auf feuchtem Boden mußten wir die Nacht verbringen. Am anderen Morgen wurden wir aus unserem Loche befreit. Vom Polizeiamt Cannes wurden wir von drei Geheimpolizisten unserer Ketten entledigt und einzeln mit fünf Schritt Abstand in aller Stille zum Schiff gebracht. Nach Angabe eines Geheimpolizisten wurden nur die Ketten abgenommen, weil man befürchtete, das Volk werde auf uns aufmerksam werden und uns mißhandeln oder totschlagen. So kamen wir dann unerkannt auf dem Schiffe an und wurden nach der Insel Margarethe befördert. Hier waren wir mehrere Tage mit Frauen und Kindern zusammen, dann wurden die meisten von uns nach dem Hotel Prince de Galles gebracht, dessen Besitzer ein Deutscher ist, der bei Beginn des Krieges geflüchtet war. Meine Gefangenschaft auf dieser Insel dauerte vom 29. November 1914 bis zum 19. März 1915. Wegen meines hohen Alters, 67 Jahre, verschonte man mich vom Arbeitsdienst. Dagegen mußten die anderen Zivilgefangenen bis zu 60 Jahren schwer arbeiten, z. B. im Walde Bäume fällen, Wege machen, Feld und Garten bearbeiten usw. Unter anderen wurde ein katholischer Geistlicher mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt. Er mußte in seinem langen Talar die Gosse fegen, die Straße kehren, Holz hacken, Wasser holen usw. Wir standen um 5½ Uhr von unserem Lager auf, das aus etwas Stroh auf kalten Steinen bestand, so daß unsere Glieder am Morgen steif waren vor Kälte. Um 6½ Uhr ging es nach einer Tasse Kaffee ohne etwas dazu zum Arbeitsdienst. Um 11½ Uhr wurde zu Mittag gegessen. Das Mittagessen bestand aus Suppe, entweder Reis in Wasser, oder Erbsen in Wasser, Linsen in Wasser ohne Zusatz von Fett. Donnerstags und Sonntags gab es ein kleines Stückchen Fleisch. Auch gab es 200 Gramm Brot den Tag auf jeden Mann. Zu Mittag gab es dann noch ein kleines Gläschen Wein. Dieses Gläschen Wein wurde uns aus Anlaß des Geburtstages Seiner Majestät vom 27. Januar an auf 14 Tage entzogen. Nachdem ich drei Monate in dieser Gefangenschaft verbracht, kamen zwei Herren vom amerikanischen Konsulat, um nachzusehen, wie die deutschen Gefangenen aufgehoben seien. Ich sprach die Herren persönlich und bat sie, sie möchten doch sorgen, daß ich aus der Gefangenschaft befreit würde, da ich 67 Jahre alt und mir keiner Schuld bewußt sei. Nach 21 Tagen hörte ich, daß ich und noch ein junger Deutscher von 15 Jahren aus der Gefangenschaft nach Deutschland entlassen wären. Ein deutscher Arzt, mit Namen Schneider, der lange Jahre in Frankreich ansässig gewesen, wollte ebenfalls den Herren vom amerikanischen Konsulat seine Bitte vortragen, jedoch in deutscher Sprache. Dieses wurde ihm vom Kommandanten des Gefangenenlagers nicht gestattet. Da er der französischen Sprache mächtig sei, sollte er französisch sprechen. Der Arzt, ein echter Deutscher, lehnte das jedoch ab und sagte nichts. Als die Herren vom amerikanischen Konsulat die Insel verlassen hatten, sperrte man den Arzt auf 14 Tage in eine feuchte, dunkle Zelle ohne Stroh ein. Nach diesen 14 Tagen kam der Arzt in ein Zimmer, in dem er bis zum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlusse des Krieges verbleiben soll, ohne mit den anderen Gefangenen in Berührung zu kommen. Am 19. März 1915 wurde ich nach stark 4½ monatiger Gefangenschaft aus meiner Gefangenschaft entlassen.

Aus einem anderen, der „Kölnischen Zeitung" gleichfalls zur Verfügung gestellten Briefe eines österreichischen Zivilgefangenen in Frankreich, der zusammen mit seiner jungen leidenden Frau in ein Konzentrationslager der Bretagne abgeführt wurde, entnimmt das angesehene Blatt folgende Stelle:

Wir haben hier drei sehr harte Monate verbracht, und unter Kälte und Feuchtigkeit gelitten, da die Männer in Scheunen, die für Wind und Wetter offen waren, auf Stroh lagen. Es waren so viele Ratten und Mäuse da, daß sie einem des Nachts über das Gesicht liefen. Die Frauen waren von ihren Männern getrennt und in einem anderen Gebäude untergebracht, das ebenfalls sehr feucht war. Emilie trug infolgedessen sehr bald eine chronische Bronchitis davon, und ich war genötigt, sie sechs Wochen lang im Krankenhaus von .... behandeln zu lassen, was schwere Opfer kostete. Sie hat sich von dieser Bronchitis auch jetzt noch nicht erholt. In unserem Konzentrationslager durften sich die Männer und Frauen zwei Stunden am Tage sprechen, aber immer unter der Ueberwachung von Soldaten, die übrigens zu uns ziemlich freundlich waren. Es fehlte aber vollständig an jeder hygienischen Einrichtung, man wurde aufgefressen von Ungeziefer jeder Art, kurz, man lebte halb wie ein Wilder. Während E. im Krankenhause war, unternahm ich Schritte bei dem Präfekten, um die Erlaubnis zu erhalten, mit ihr in der Stadt zu wohnen und sie dort pflegen zu lassen. Mein Gesuch wurde von dem Direktor des Konzentrationslagers, einem sehr braven Mann, unterstützt, und wir erhielten die Erlaubnis dank dem Umstande, daß wir in Böhmen geboren sind. Infolgedessen kann E. sich jetzt pflegen, denn, wenn sie beim Verlassen des Krankenhauses in das Konzentrationslager hätte zurückkehren müssen, so wäre das wahrscheinlich für sie der Tod gewesen.

Die französische Regierung hat einen Ausschuß ernannt, der von den aus Deutschland nach Frankreich heimgeschafften französischen Zivilgefangenen und Flüchtlingen aus den von Deutschland besetzten französischen Gebieten Zeugnisse über die „Greuel" sammeln soll, die sie in Deutschland erlitten haben wollten. Natürlich ist es diesem Ausschuß ein leichtes, zusammenzubringen, was er sucht, ohne jede Gegenkontrolle und Vernehmung. Solchem Verfahren gegenüber haben deutsche und österreichische Zeugnisse obiger Art ein anderes Gewicht schon dadurch, daß ihre Urheber sie aus sich, an Freunde und Verwandte, ohne einen andern Zweck, als sie zu benachrichtigen, gesandt haben, während von vornherein der Zweck jenes Ausschusses nur ist und sein soll, belastendes Material gegen Deutschland aufzubringen, um damit dem planmäßigen Lügen- und Verleumdungsfeldzug gegen letzteres neuen Stoff und neue Nahrung zuzuführen. Dennoch wird jeder Unbefangene den Wert der einen und der andern Zeugnisse ermessen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche für Erdarbeiten in französischen Sümpfen.

Der „Matin" erzählt unterm 21. Dezember 1914 nach der „Frankfurter Zeitung" mit der an ihm gewohnten Gefühlsroheit, daß 125 kriegsgefangene Deutsche, die im ehemaligen Karmeliterkloster in Briom in der Auvergne eingesperrt sind, zu Erdarbeiten in den Sümpfen von Ennezat und Lalluat abkommandiert sind. Der Boden, so meint das Blatt, sei zwar feucht, aber die Deutschen seien reichlich genährt, was man den französischen Gefangenen in Deutschland ebenfalls wünschen möchte. Der „Matin" ist also trotz seines Zynismus offenbar doch davon überzeugt, daß seine Denunziation die Deutschen nicht veranlassen wird, nun auch französische Kriegsgefangene zu Sklavenarbeiten in gesundheitlich gefährlichen Sümpfen zu verwenden.

Kindersterblichkeit in einem französischen Konzentrationslager.

Nach einer Meldung Lyoner Blätter vom 14. April 1915 war in dem deutschen Konzentrationslager in Aurec die Kindersterblichkeit in den Monaten Januar und Februar derartig groß, daß an die Errichtung eines besonderen Lazaretts für Kinder geschritten werden mußte. Aus dieser Meldung geht also hervor, bemerkt die „Frankfurter Zeitung" dazu, daß die französische Kulturnation noch immer deutsche Kinder in Gefangenschaft hält, und zwar, wie die Errichtung eines besonderen Lazaretts ergibt, in größerer Anzahl. Vermutlich handelt es sich dabei um aus Elsaß-Lothringen verschleppte angebliche „Geiseln".

b. Korsika.

Die Hölle Casa Bianda.

Zu den schlimmsten Gefangenenlagern Frankreichs gehört die Casa Bianda auf Korsika, von der jeder einlaufende Bericht Dinge über die Behandlung der Kriegsgefangenen erzählt, die den Franzosen die Schamröte ins Antlitz treiben müßte. Was dort geschehen ist, gereicht der französischen Kultur dauernd zur Schande. Die „Frankfurter Zeitung" erhält darüber folgenden Bericht:

Hamburg, 20. März 1915. Mit noch vier anderen tapferen Deutschen gelang es einem Offizier der Hamburg-Amerika-Linie aus der Gefangenschaft der Franzosen zu entkommen. Mit noch 300 anderen Zivilgefangenen wurde er von Marseille nach Korsika verschleppt. Ueber die unglaublich unmenschliche Behandlung der Gefangenen veröffentlicht der Offizier in den „Hamburger Nachrichten" folgenden Bericht:

„Von Bastia wurden die Gefangenen nach der Gefängnisdomäne Casa Bianda bei Aleria befördert und dort untergebracht. Die Casa Bianda, die früher als Aufenthalt nur für schwere Verbrecher gedient hatte, war sehr verwahrlost. Die Gebäude waren stark verfallen. In den inneren Räumen lag viel Schutt umher und die Fußböden wiesen breite Spalten auf, durch die der Wind ungehindert hindurchfegte. Die Behandlung war bei sehr schlechter Kost gemein. Sobald nicht jemand so arbeiten konnte, wie die Wärter oder Soldaten es wünschten, wurde er mit Fußtritten behandelt oder mit Revolvern bedroht. Es gab viele

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwerkranke, von denen während der Zeit bis zum März allein neun an Unterernährung starben. Medizin hatten die Gefangenen sich für eigenes Geld angeschafft. Sie war ihnen aber auf Veranlassung des französischen Arztes abgenommen, dessen Name, da er überhaupt der Veranlasser der niederträchtigsten Behandlung war, hier genannt sei. Er hieß Marcantoni. Er verbot bei schwerer Strafe den beiden mitgefangenen Aerzten Dr. Heller aus Oesterreich und Sanitätsrat Dr. Brausewetter, sich der schwer Fieberkranken anzunehmen, von denen er verlangte, daß sie sich persönlich bei ihm in seinem über dem weiten Hofe liegenden Wohnzimmer zur Behandlung einzustellen hatten. Auf die Vorhaltungen der beiden gefangenen Aerzte, daß einem solchen Verlangen die Schwerkranken nicht nachkommen könnten, meinte der menschenfreundliche Marcantoni, daß sie seinetwegen verrecken könnten. Die darauf dann wirklich zu ihm zur Untersuchung gegangenen Fieberkranken wurden für Simulanten erklärt und in Verließe eingesperrt, wo sie auf dem nackten Fußboden schlafen mußten. Als die Art der Behandlung den Gefangenen zu bunt wurde, beschwerten sie sich beim Kommandanten des Gefangenenlagers und drohten, daß, wenn die Behandlung nicht besser würde, sie revoltieren würden, und zwar mit gutem Erfolg, da er doch wisse, daß die Besatzung zu schwach sei. Der Kommandant sah das ein, meinte aber, daß selbst eine erfolgreiche Revolte keinen durchschlagenden Erfolg haben werde, da dann die Besatzung von Bastia herbeieilen und alle erschießen würde. Die Beschwerdeführenden bedeuteten dem Kommandanten aber, daß sie das wüßten, daß sie aber vorzögen, erschossen, als langsam durch Quälereien zum Sterben gezwungen zu werden. Der Kommandant versprach schließlich, für bessere Behandlung zu sorgen, er betonte aber, daß er keine Gewalt über den Arzt und das Bewachungspersonal habe. Es wurde dann etwas besser, als der französische Arzt auf Urlaub ging. Dr. Brausewetter erhielt jetzt die Erlaubnis, ein Lazarett einzurichten, wohin nun die Schwerkranken gebracht wurden. Dr. Brausewetter erhielt neben dem Lazarett ein Zimmer angewiesen, um stets in der Nähe der Kranken sein zu können. Nach kaum einer Woche kam aber der Arzt Marcantoni wieder zurück, der nun wutschnaubend über die den kranken Deutschen gewährten Erleichterungen Dr. Brausewetter aus seinem Zimmer wies, nachdem er ihn gezwungen hatte, es zu reinigen. Die Kranken wurden aus dem Lazarett gejagt. Und so blieb es denn beim alten.

c. Algerien.

Die Mißhandlung der Marokko-Deutschen im Lager zu Sebdou.

Stehlende französische Offiziere.

Ein Deutscher, der am 28. Oktober 1914 als nichtfelddienstfähig von den Franzosen aus dem Gefangenenlager in Sebdou (Algier), Dep. Oran, entlassen wurde, machte dem „Hamburger Fremdenblatt" folgende Angaben:

„Wir wurden am 6. August in M. interniert und am 7. August auf die gekaperte „Gibraltar" gebracht, um nach einem neutralen Hafen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

transportiert zu werden. Wir liefen noch Saffi, Masagan und Casablanca an und nahmen die Deutschen von dort auf. In Casablanca mußte noch die „Turenne" genommen werden, da zu viel Leute waren. Die Damen kamen in die Kabinen, wir Männer waren 120 unter Deck ohne Matratzen, Stroh und Decken untergebracht. Gottlob hatten die meisten Decken mit. Bewegen konnten wir uns während des Tages auf der einen Seite des Vorderdecks. 120 Menschen!!! Dazu noch zirka 40 Mann Soldaten als Wachen.

Wir wurden schließlich unter lächerlicher Begründung nach Oran gebracht. Die „Turenne"-Leute wurden zuerst ausgeschifft, ungefähr 80 Männer, Frauen und Kinder mit 16 Mann Begleitung! Kaum an Land, wurde die Kolonne vom Pöbel angegriffen. Steinwürfe, Knüppelhiebe hatten zur Folge, daß das Ziel, der Bahnhof, zum Verbandplatz gemacht werden mußte. Drei Mann mußten ins Militärlazarett, einer ist unter den Steinwürfen als Toter geblieben. Man sah sich veranlaßt, unsere Ausschiffung auf den nächsten Morgen zu verschieben, der Pöbel wollte den Dampfer stürmen, und es gab Krawall. Wir wurden dann morgens 4 Uhr unter starker Bedeckung durch die ganze Stadt den Berg hinauf nach der Kaserne gebracht. Da gab's Frühstück; um ca. 9 Uhr ging's per elektrischer Bahn wieder zum Hafen. Zu unserm Schutz waren mindestens 2000 Soldaten aufgeboten, es war aber nötig. Die Soldaten selbst haßten uns, es waren nur die Offiziere, die uns, richtig gesagt, „gerettet" hatten. Wir kamen per Bahn über Sidi bel Abbès nach Tlemcen, von dort per Lastautos 30 Kilometer weiter nach hier in ein leeres Militär-Baraquement.

Das Erste war, daß man unsere Koffer zum x-ten Male nach Waffen untersuchte. Dann kam das große Gepäck vom Dampfer. Ich hatte nur zwei kleine Koffer mit, auf die ich Sachen geschnürt hatte. Diese aufgeschnürten Sachen sind mir in Oran sämtlich gestohlen worden, so eine neue wollene Decke, mein neuer Regenrock u. a. Was alles vom Pöbel in O. gestohlen worden ist, ist haarig. Ganze Koffer, Geld in Masse usw. Bei der Ankunft hier mußte man mit seinem Gepäck in ein Zimmer treten, sich umdrehen und sein Gepäck von dem kommandierenden Leutnant und Schreibern untersuchen lassen. Dann hieß es „Bon", und man mußte einen Zettel unterschreiben, daß man sein Gepäck richtig und unversehrt erhalten hatte. Dabei hatten die Herren Militärs alles Wertvolle aus den Koffern herausrevidiert, also gestohlen! Ein Offizier! Und man konnte nichts tun. Acht Tage darauf kam ein höherer Offizier von Tlemcen und nahm jedem unter Drohungen alles Geld ab bis auf 200 Franken, die man behalten durfte. Der Mann ist mit 240 000 Franken abgefahren, das Geld soll für uns in Tlemcen deponiert sein.

Wozu wir das Geld brauchten? Um uns anständig ernähren zu können. Wie erhielten morgens beim Aufstehen Kaffee, ein Glas voll, Brot soviel wir wollen. Um ½11 Uhr Suppe mit Kartoffeln oder Kartoffeln mit Suppe, seit Anfang an täglich dasselbe. Abends um 5 Uhr Suppe, Bohnen, Linsen oder Makkaroni! Davon kann man nicht leben, man mußte also zukaufen. Dabei zahlen wir so schon 10 Centimes pro

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tag und Mann, um die genannten Suppen ihren Namen verdienen zu lassen; denn was der Staat liefert, ist belämmert. Zwar bekamen wir Sold, jawohl, Lohn: 5 Centimes, in Buchstaben: fünf Centimes pro Tag, aber das verdarb uns nur die Laune. Dabei brauchte man eine Unmenge Fußzeug, Seife usw. Meine Idee ist, daß man uns hat festsetzen wollen, um uns jederzeit holen zu können. Man hörte schon von vornherein, daß man einigen Leuten auf die Pelle rücken wolle. Plötzlich hatte man in Casablanca bei Ficke & Krake Patronen, Gewehre en masse angeblich gefunden, und verschiedenen Leuten ist der Prozeß gemacht worden. Ob als Zeuge oder Angeklagter, das wissen wir nicht, jedenfalls sind im ganzen 14 Herren nach Casablanca transportiert worden. Nach Briefen dieser Leute aus Casablanca geht es ihnen gut. Die Verhandlung war am 17. Oktober, das Ergebnis wissen wir noch nicht.

Dann wurden die „Unmobilisierbaren" sowie Frauen und Kinder entlassen. Wer seine Heimreise selbst bezahlen wollte und konnte, konnte sofort abreisen, wer das nicht konnte, mußte bleiben, bis darüber weiter befunden wurde. Diese müssen aber jetzt ihre Verpflegungskosten selbst mit 1 Fr. pro Tag bezahlen. Es hatten sich aber ca. 50 Personen zur Abreise gemeldet; ein Zeichen für unsere Lage! Die Leute mußten von Sebdou ab alles bezahlen, sie reisten in Gruppen von 4 bis 5, um nicht aufzufallen, und wurden in Oran und Marseille von französischen Zivilbeamten empfangen, um gar kein Aufsehen zu machen.

Es ging im Lager militärisch, aber mit französischer Schlappheit zu. Bis Ende September standen wir morgens um ½5 Uhr auf, eine halbe Stunde später ging's zum Dienst. Meistens gingen wir und gehen wir noch in einen etwa eine Stunde entfernten Wald, um Tannenbäume (Wacholder) zu fällen. Davon hatte dann jeder etwa 25 Kilogramm zu nehmen und nach Hause zu schleppen. Eine fürchterliche Arbeit, die durch die Nadeln viele Verletzungen bringt, die fast alle eitern, da in den Nadeln ein Gift zu sein scheint. So eine Eiterung habe ich jetzt. Dieser „Perche"-Gang dauert etwa 3½ Stunden. Dann Essen und Ruhe bis 2 Uhr, während der größten Hitze. Nachmittags haben wir einen Zaun um unser eigenes Lager machen müssen, drei Stunden lang. Als der Zaun fertig war, mußten wir täglich die Straßen von Sebdou fegen und Mist karren. Die gemeinsten Arbeiten waren gerade gut genug für uns. Man muß eingesehen haben, daß das zu viel war. Jetzt holen wir andauernd „Perche", reinigen unser Lager so lange, bis mal keine Erde mehr da ist, bauten beim Förster, Bürgermeister und in Gärten Zäune und schälten Kartoffeln.

Wer im Kasten saß, und man stand andauernd mit einem Fuße drin, der mußte alle Klosetts reinigen. Kürzlich hatte irgendeiner, unserer Meinung nach ein Soldat, im Unteroffiziersklosett angeschrieben: „Vive la grande nation allemande!" Das war für unseren Leutnant Grund genug, uns zu sagen, er würde sich vom General die Erlaubnis holen, fünf oder sechs unter uns füsilieren zu lassen, um dem Unfug zu steuern. Man hatte überdies noch unter persönlichen Schikanen von Chargen und auch Soldaten zu leiden, kurz, man glaubte nicht,

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß man ein rechtschaffener Mann war, sondern man glaubte bald selbst, daß man ein Sträfling sei.

Wir schliefen in Baracken. Unsere Baracke war für 19 Mann eingerichtet, wir waren aber 33 Mann darin. Jeder hatte einen Strohsack, einen leinen Schlafsack und zwei wollene alte Decken aus den Jahren 1872/79, laut Aufdrucks. Bis zum 18. Oktober haben wir so auf dem steinernen Boden gelegen, dann hatten wir aus den „Perche" Bettstellen gezimmert, so daß es leidlich ging und man gegen Gelenkrheumatismus einigermaßen geschützt war. Wir hatten ein kleines Waschhaus, das aber in unserer freien Zeit stets geschlossen war. Unser Haar verstaubte und war nicht rein zu halten; wir liefen fast alle kahlgeschoren.

Um 8 Uhr abends war Appell in den Zimmern, um 9 Uhr mußte alles in den Betten sein. Später standen wir um 6 Uhr auf, hatten dafür keine Siesta mehr und fingen um 1 Uhr wieder an zu arbeiten. Wenn wir uns mal gut geführt hatten, durften wir abends zwei Stunden in die Stadt, aber nicht weiter als einen Kilometer vom Lager. Der Verkehr mit Einwohnern war untersagt, ebenso Wein trinken.

Sonntags brauchten wir nur Kartoffeln zu schälen und Abfälle abzukarren. Nachmittags waren wir frei und konnten „ausgehen". Wohin? Einen Kilometer auf die Landstraße! Morgens hielt Pastor Windfuhr eine Predigt, das ist wohl das Schönste, was wir haben. Dieser Pastor ist derselbe Hamburger Pastor, der zu wissenschaftlichen Studien in Mogador war im Auftrage der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung."

Die deutsche Reichsregierung hat, bemerkt die Schriftleitung des „Hamburger Fremdenblattes" dazu, wie bekannt, erklärt, daß sie bezüglich der Gefangensetzung der übrigen feindlichen Ausländer, in ähnlicher Weise wie bei der der Engländer, ihr Verhalten davon abhängig machen werde, wie die deutschen Gefangenen in dem betreffenden Ausland, bzw. in den Kolonien behandelt werden. Vorstehende Schilderung mag als Beweis dafür dienen, daß die Franzosen ihre Gefangenen in keiner Weise besser behandeln als die Herren Engländer, woraus von selbst sich die entsprechenden Schlüsse ergeben.

Deutsche Verwundete in französischen Händen.

Rom, 2. Dezember. Ein Brief des „Corriere de Italia" entwirft ein ergreifendes Bild von der Ankunft deutscher Gefangener in Algier, die wie gemeine Verbrecher behandelt würden. Die Gefangenen, die in jammervollem Zustande an Krücken und Stöcken vorüberhumpelten, sahen nicht wie lebende Menschen aus; sie mußten mit entblößtem Haupt durch die Menge marschieren. Wer die Mütze nicht abnahm, dem wurde sie von einem französischen Unteroffizier einfach vom Kopfe genommen. Es waren 168 Bayern, Württemberger und Badenser, die sämtlich im Argonnerwalde gefangengenommen waren. Bei dem Durchmarsch der Gefangenen ertönte die Marseillaise, und die Rufe: „Nieder mit Deutsch-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land!" wurden laut, wobei in das Auge mehr als eines deutschen Gefangenen Tränen traten.

Der Korrespondent der „Corriere de Italia" fügt noch hinzu: Die Hoffnung der Franzosen, das deutsche Heer vor den Arabern herabzusetzen und verächtlich zu machen, scheine mißlungen zu sein, denn eine Menge Araber sah dem Schauspiel zu, ohne irgendwelche Erregung zu verraten.

d. Marokko.

Die in dem vorstehenden Briefe erwähnten beiden Deutschen Ficke und Krake, die zusammen mit zwölf andern deutschen Männern aus dem Gefangenenlager Sebdou nach Casablanca transportiert wurden, um dort wegen angeblicher Spionage vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, sind als Märtyrer für Deutschlands gerechte Sache hingemordet worden. Denn das Unglaubliche, Unerhörte ist tatsächlich geschehen: Ficke und Krake wurden gefesselt wie gemeine Verbrecher mit ihren zwölf Leidensgefährten in Casablanca eingeliefert, dort vor ein Kriegsgericht gestellt, nachdem sie durch ein Spalier einer wutschnaubenden, aufgereizten Menge, die von den Franzosen rechtzeitig benachrichtigt worden war, ins Gefängnis gebracht, um schon nach kurzer Verhandlung einstimmig zum Tode verurteilt zu werden, trotzdem der von der deutschen Regierung zur Vermittlung angerufene amerikanische Botschafter zwar energischen, aber bisher vergeblichen Protest gegen den Justizmord eingelegt hatte.

Dieser nichtswürdige Bubenstreich der französischen Gewalthaber in Marokko steht leider nicht vereinzelt da; ein zweites, ebenso ruchloses Verbrechen gegen die heiligsten Güter der Menschheit, gegen Recht und Gesittung einer großen Kulturnation ist

die Gewalttat gegen unsere Gesandtschaft in Tanger.

Ein Deutscher, der Zeuge der Vergewaltigung war, die in Marokko gegen die Gesandtschaft des Deutschen Reiches verübt worden ist, schreibt darüber nach der „Frankfurter Zeitung" vom 3. September 1914 der „Vossischen Zeitung":

Im Torbogen der kaiserlich deutschen Gesandtschaft lagern die Mochasnis, die Gesandtschaftssoldaten, wie immer. In den Bureaus arbeitet man wie immer. Niemand ahnt, daß auf Seitenwegen, versteckt hinter der hohen Gartenmauer, die Taborsoldaten das ganze Gesandtschaftsgebäude umzingeln! Von rückwärts kommen sie, von beiden Seiten rücken sie vor. Schon ist das Tor versperrt, ehe nur irgendjemand auf der Straße versteht, was vor sich geht. Auf dem Sokko laufen die Araber zusammen, aus allen Gassen und Gäßchen strömen sie. In dichter Mauer stehen sie vor dem Tor der kaiserlich deutschen Gesandtschaft. Kein Ton ist zu hören. Die Soldaten sind jetzt in das Gesandtschaftsgebäude eingedrungen, die unbewaffneten Mochasnis gefangen. Der Sultansvertreter Sid-Mohammed-et-Tazi erscheint. Um ihn herum allerhand marokkanische Würdenträger im wallenden Festgewand, stolz, so plötzlich im Vordergrund der Ereignisse zu stehen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch weiß es selbst der einfachste Araber: nur ein Schatten der Franzosen ist der Sultan.

Tazi überreicht dem kaiserlichen Geschäftsträger die Pässe. Das Personal der Gesandtschaft hätte sofort die Stadt zu verlassen, sofort. Vor dem Tor steht ein Automobil, ein Kriegsschiff liegt bereit. Sie hätten einzusteigen — sofort! Was bedeutet das? Nicht die üblichen 24 Stunden Zeit zur freien Reisevorbereitung? Dieses Militäraufgebot, dieses gewaltsame Eindringen auf deutschen Grund und Boden! Und das hier im internationalen Tanger! Waren nicht zu allen Zeiten die Gesandtschaften unverletzlich? Einen derartigen Völkerrechtsbruch, eine solche Gewalttat hat die Geschichte bisher nicht zu verzeichnen. Widerstand böte nur die willkommene Gelegenheit, mit den unbequemen Deutschen aufzuräumen. Der Garten wimmelt von Soldaten und französischen Offizieren.

Sofort werden die Herren der Gesandtschaft abgeführt. Dem Kanzleivorsteher verbietet man den einen Schritt ins Bureau, die Schränke abzuschließen. Eine geschickte Wendung; er eilt zurück, Soldaten hinter ihm her. Er schließt die Schränke und Bureaus ab. Doch die Papiere sind nicht mehr beiseite zu schaffen. Der Herr Sultansvertreter hat sein marokkanisches Ehrenwort gegeben, nichts zu berühren. Dem kaiserlichen Geschäftsträger läßt man eine halbe Stunde Zeit, seine sämtlichen Sachen zu packen, natürlich unter militärischer Bewachung.

Das Automobil mit den Gefangenen fährt in sausendem Tempo hinunter nach dem Hafen. Der ganze Weg ist militärisch bewacht, die Landungsbrücke ebenfalls. Dort liegt schon die Barkasse des Kriegsschiffes bereit, die umgehend die Gefangenen nach dem französischen Kreuzer „Cassard" transportiert.

Gefangene? O nein! Diese Deutschen sind „Ehrengäste", „Passagiere", denen der „Cassard" in liebenswürdiger Weise „zur Verfügung gestellt" worden ist, zu ihrer eigenen Sicherheit! Das sind wörtliche Aeußerungen des französischen Gesandten mir gegenüber, als ich am Abend desselben Tages eine längere Unterredung mit ihm hatte, wenige Stunden vor meiner Einschiffung auf den „Cassard".

Der französische Herr Gesandte lehnte im bequemen Lehnstuhl, lächelte befriedigt. „Was wollen Sie mehr? Man stellt ein Kriegsschiff zu ihrer Verfügung . . . Passagiere . . .Ehrengäste . . . eigene Sicherheit . . ." Wieder und wieder sagte er das.

An Bord des „Cassard" traf man sich mit den Oesterreichern, denen es auch nicht besser ergangen war. Niemand hatte Gepäck, viele mußten ihren gesamten Hausstand zurücklassen. Jetzt durften sie unverschlossene Briefe an Land schicken, Gepäck durch die Diener besorgen lassen. Man versteht, daß dabei alles drunter und drüber ging, niemand sein Eigentum vollständig bekam. Natürlich war den „Ehrengästen" jede andere Verbindung mit dem Lande verboten. Besuche zu empfangen blieb diesen „Passagieren" strengstens untersagt. Die Braut des einen Beamten ruderte an das Kriegsschiff heran, um vom Boot aus ihrem Verlobten einige Abschiedsworte zuzurufen. Selbst das wurde verboten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allen andern Deutschen in Tanger riet der französische Gesandte, sich sobald wie möglich auf neutralen Boden zu begeben. (Bisher galt Tanger für neutral!) Am Morgen des 20. reisten viele Deutsche nach Cadiz ab; die Lage in Tanger war doch etwas unangenehm geworden.

Dieser brutale Ueberfall in der Hauptstadt der internationalen Zone Marokkos, in der diplomatische Vertreter der Signatarmächte der Algecirasakte noch heute die Kontrolle der Regierung ausüben, bedeutet seitens Marokkos und Frankreichs einen derartig unerhörten Bruch des Völkerrechts, wie er in der Geschichte ärger kaum vorgekommen sein dürfte. Daß dieser Gewaltstreich nur mit Zustimmung Englands möglich war, versteht sich bei der Lage Gibraltars von selbst, desselben Englands, daß seine Kriegserklärung gegen uns mit dem Eintreten für die Unverletzlichkeit internationaler Verträge beschönigte. (WTB.)

Drei Monate kriegsgefangen in Marokko.

Ein Freund des „Berliner Tageblattes" stellt einen Brief einer Dame zur Verfügung, die sich 3½ Monate in Marokko in Kriegsgefangenschaft befunden hat und jetzt freigelassen worden ist. Sie berichtet über ihre Erlebnisse folgendermaßen:

„Am 4. August hieß es plötzlich, die deutsche Kolonie hat binnen 24 Stunden Casablanca zu verlassen. Natürlich war alles außer sich; ein Verlassen war unmöglich, denn es war kein Dampfer für uns im Hafen. Die Franzosen stellten uns auch keinen zur Verfügung. Es mußten sich daher alle Deutschen bei uns im Hause versammeln. Noch am selben Abend waren es 75 Menschen, und in 3 bis 4 Tagen stieg diese Zahl auf 300. Sie können es sich nicht vorstellen, und ich kann Ihnen auch nicht beschreiben, wie schrecklich es war. Unser schöner Garten war ringsherum von Senegalesen mit aufgepflanztem Bajonett umstellt, und in einem der höchsten Bäume wehte die französische Flagge. Endlich wurden wir eingeschifft, getrennt, die Familien auf dem französischen Kohlendampfer „Turenne" und die jungen militärpflichtigen Männer auf dem Dampfer „Gibraltar", der von den Franzosen gekapert wurde. Die französische Musik spielte bei der Abfahrt. Wir mußten im Packraum schlafen, wo uns nachts die Ratten über den Kopf liefen. Die Herren waren auf dem hinteren Teil des Schiffes untergebracht. Wir waren schon lange auf hoher See, und wir wußten immer noch nicht, was mit uns geschehen sollte. Nach dreitägiger Fahrt landeten wir in Algier. Noch drei Stunden nach unserer Ankunft mußten wir an Bord bleiben. Inzwischen fuhren fünf große Dampfer mit französischen Truppen nach Marseille unter großer Begeisterung und unter den Klängen der Musik ab. Wir wurden dann endlich an Land gebracht. Die Herren mußten zu Fuß zum Bahnhof gehen, und die Damen wurden in schlechten Kutschen befördert. Das war am 15. August, und diesen Tag wird niemand vergessen, der diesen Zug mitgemacht hat. Die Straßen waren voll von Menschen, unsere Wagen konnten nicht vorwärtsfahren und rollten, da es steil bergauf ging, immer zurück. Acht Soldaten mußten jedem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wagen mit vorgestrecktem Bajonett vorangehen. Die Menschen schlugen auf unsere Wagen ein und bombardierten uns mit Steinen und faulen Aepfeln. Weiber mit großen Brotmessern, denen der Schaum vor dem Munde stand, drangen auf uns ein und konnten nur vom Militär gewaltsam zurückgedrängt werden. Dabei das wahnsinnige Gebrüll und der Hagel von Schimpfworten. Ich habe an diesem Tage kennen gelernt, was Todesangst heißt. Dieser Umzug durch die Stadt dauerte fast eine Stunde. Als wir endlich nach dieser Qual den Bahnhof erreichten, bot sich uns dort ein schreckliches Bild. Unser armer Herr F. lag wie tot auf einem Karren. Man hatte ihm die Zähne eingeschlagen und das Nasenbein zertrümmert. Daneben lag Herr H. mit einer Kopfwunde, dort saß Herr K. blutüberströmt auf einem Stuhl. Das Jammern und Schreien der Kinder war entsetzlich, und man war mehr tot als lebendig. Am selben Abend ging es weiter nach Tlemcen, sechs Stunden mit der Bahn, ins Land hinein. Es war nachts 1 Uhr, als wir nach dieser wahren Höllenfahrt dort ankamen. Wir wurden dann für die Nacht alle in einen Reitstall gesperrt, wo wir ohne irgend etwas im Sande schlafen mußten. Alle Herren waren ohne Hut und Kragen, mit zerissenen Kleidern und verbundenen Köpfen und Gliedern. Wie blieben in diesem Stall zwei Tage. Inzwischen erhielt jeder einen Strohsack, ein Kopfkissen, eine wollene Decke und einen Eßnapf aus Blech. Für je sechs Menschen gab es zwei Löffel. Dann wurden wir noch sechs Stunden bergauf mit Automobilomnibussen gebracht, jeder mußte mit seinem Bett und Eßnapf abziehen. Schließlich waren wir dann an unserm Bestimmungsort Sebdou, wo wir aufatmeten, weil wir endlich zur Ruhe gekommen waren. Wir wohnten in verschiedenen Baracken, morgens und abends war Appell. Die Herren mußten ohne Ausnahme von morgens 6 Uhr bis abends 9½ Uhr arbeiten, nachmittags von 2 bis 5 Uhr waren Lagerarbeiten oder Waschdienst, oder es wurden im Walde Bäume gefällt, die teils zugespitzt wurden und zur Einzäunung der Weinberge im Orte dienten, teils mußten uns die Herren Bettstellen davon machen. Der Wald lag eine halbe Stunde weit. Jeder Herr mußte vier Stämme schlagen und selbst auf seinem Rücken heimtragen. Das Essen bestand fast vier Monate lang mittags aus Kohlsuppe und abends aus Erbsen, Bohnen oder Linsensuppe. Unser Geld wurde uns bis auf 200 Francs abgenommen, aber bei der Rückreise wieder ausgezahlt, auch konnten wir jeden Nachmittag in die Stadt gehen und etwas kaufen. Auf diese Weise war das Leben schließlich zu ertragen. Wir wurden auch militärisch zusammengeblasen, der Humor fehlte Gott sei Dank nicht. Später, als es kälter wurde und wir bei 6 bis 7 Grad Kälte im Freien stehen und Kartoffeln schälen mußten, haben die Damen dagegen protestiert, und so wurde dann die Arbeit den Herren übergeben. In den Baracken wohnten wir alle durcheinander, Männer, Frauen und Kinder. Verschiedene Herren wurden nach C. . . zurückgebracht, um vor das Kriegsgericht gestellt zu werden."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

e. Dahomey.

Schwere Mißhandlung Deutscher in Dahomey.

Ueber die brutale Mißhandlung der Deutschen in Dahomey werden neue Einzelheiten bekannt. Die Darstellung, die wir in folgendem wiedergeben, schließt mit einer Warnung an Frankreich: Frankreich hat bisher auf die wiederholten Vorstellungen der Reichsregierung nicht geantwortet. Sollten nicht in kürzester Zeit Anstalten getroffen werden, um eine sofortige und dauernde Aenderung und Verbesserung der Lage unserer Landsleute in Dahomey herbeizuführen, so würde die französische Regierung die volle Verantwortung für alle Folgen zu tragen haben.

Das bisherige Auftreten unserer Feinde während des Krieges an der afrikanischen Westküste wird in der Kulturgeschichte der europäischen Völker in Afrika für immer einen Schandfleck bilden. Wenn sich schon England und Frankreich in der Erniedrigung des Ansehens und der Vernichtung des Vermögens und der Gesundheit der Deutschen in den dortigen Besitzungen bisher in der empörendsten Weise gegenseitig überboten haben, so hat doch schließlich die englische Regierung die deutschen Kriegsgefangenen aus Westafrika in ein europäisches Klima und in Verhältnisse übergeführt, die sich für die Gefangenen mit der Zeit mehr und mehr erträglich gestalten können. Frankreich aber läßt noch heute eine große Anzahl — soweit hier bekannt etwa 200 — Deutsche aus Kamerun und Togo in seiner Kolonie Dahomey unter schimpflichster und gesundheitswidrigster Behandlung als Kriegsgefangene schmachten.

Schon bei Abführung der gefangenen Deutschen von Kamina im Innern Togos nach der Küste hatten sich unerhörte Vorfälle abgespielt. So mußten die Gefangenen ihr Gepäck selbst tragen oder es sogar auf einem großen Lastwagen ziehen, begleitet von schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr, und von diesen mit Gewehrkolben angetrieben. Mit geringen Ausnahmen (in dem von den Engländern besetzten Teil Togos) wurden sämtliche Deutsche aus Togo, darunter auch Frauen und Kinder, als Kriegsgefangene nach Cotonou (Dahomey) gebracht.

Aus Dahomey waren übrigens schon vorher — zu Beginn des Krieges — alle Deutschen in denkbar rücksichtslosester Form ausgewiesen worden. Auch die Deutschen von Kamerun wurden, soweit sie nicht in die Konzentrationslager nach England gebracht worden sind, in französische Gefangenschaft weggeführt.

Ueber die Aufnahme und Lage unserer dort weilenden Landsleute sind im Laufe der letzten Monate zahlreiche Nachrichten unabhängig voneinander hier eingegangen. Sie beruhen zum Teil zwar auf Eingeborenen-Aussagen, die in Lome bekannt geworden und dann brieflich hierher gelangt sind, zum Teil aber auf Angaben der deutschen Gefangenen selbst, darunter auch höherer Beamter. In allen wesentlichen Punkten stimmen diese Mitteilungen derart überein, daß leider an ihrer Richtigkeit kaum ein Zweifel besteht. Hiernach sind die Männer auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschiedene Verwaltungsstationen der Kolonie, zum Teil ins Hinterland, gebracht worden. Einzelne von ihnen wurden in Savé, am Ende der Bahn Cotonou—Savé, untergebracht, andere in Gaya am Niger, etwa 750 Kilometer von der Küste entfernt.

Den Tag über müssen die Gefangenen sieben Stunden lang in der heißen Tropensonne bei sehr kläglicher Kost schwere körperliche Arbeit verrichten, im besonderen sollen sie unter Aufsicht schwarzer Soldaten zum Wegebau Verwendung finden und hierbei auch unter Mißhandlungen ihrer Wächter zu leiden haben.

Das Bild dieser unerhörten Zustände weiß ein deutscher evangelischer Geistlicher, der neuerdings aus Westafrika nach England übergeführt und von dort erst kürzlich entlassen worden ist, unter seinem Eid durch Einzelheiten zu ergänzen, die ihm in den Gefangenenlagern von Queensferry von drei anderen Deutschen übereinstimmend mitgeteilt worden waren:

Danach werden die deutschen Kriegsgefangenen in kleinen Trupps aufgeteilt und den Ortsbehörden zur Arbeit überwiesen. Sie arbeiten in Pflanzungen und bei Wegebauten. Teilweise haben sie nichts anzuziehen als Lendentuch und Sandalen. Krankheit gilt nicht als Entschuldigung für Wegbleiben von der Arbeit, solange ein Mann noch gehen kann. Brutalitäten kommen häufig genug vor, so z. B. sei ein Deutscher einmal gestürzt und habe sich dabei im Handgelenk verletzt, ein anderer sei hinzugesprungen, um ihm aufzuhelfen und sei mit Kolbenstößen von einem schwarzen Soldaten weggejagt worden. Ein Schwarzer habe einen Deutschen, den er kannte, gegrüßt und sei dafür mit drei Schilling bestraft worden. Im Wiederholungsfalle sei ihm körperliche Züchtigung angedroht worden. Ein anderer Schwarzer sei wegen desselben „Verbrechens" mit 25 Stockhieben bestraft worden.

Angesichts dieser Zustände kann nicht wundernehmen, daß — wie schon vor längerer Zeit in Lome bekannt geworden — viele unserer Landsleute in Dahomey erkrankt und einige von ihnen bereits gestorben sind. Denn dieses Land ist bekanntermaßen eines der ungesundesten Gebiete von Aequatorialafrika überhaupt!

Tiefste Entrüstung erfaßt uns über die planmäßige und schmachvolle Erniedrigung, welche die deutsche Nation und damit die weiße Rasse überhaupt vor den Eingeborenen jener Länder fortgesetzt erfahren. Diese physischen und moralischen Mißhandlungen schlagen jeglichem Gesetz von Gesittung und Menschlichkeit ins Gesicht.

Das „Berliner Tageblatt", dem der vorstehende, sehr lesenswerte Artikel entnommen ist, hat wohl jedem gerecht und sittlich denkenden Menschen mit seinen Ausführungen aus tiefster Seele gesprochen.

Inzwischen hat die französische Regierung eingesehen, wie unrecht ihr Verhalten den Gefangenen in Dahomey gegenüber ist, nicht zuletzt haben sie die energischen Vergeltungsmaßregeln der deutschen Regierung dazu gebracht, ihren Standpunkt in dieser überaus traurigen Angelegenheit mehr den Begriffen von Recht und Gesittung anzupassen. Wie bekannt geworden ist, sind die armen deutschen Gefangenen aus den Fieber-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

distrikten Dahomeys entfernt und nach Nordafrika gebracht worden. Damit ist das schwere Los der Unglücklichen wenigstens einigermaßen erleichtert und verbessert worden. Aber unberührt davon bleibt für alle Zeit das Gebaren der französischen Machtfaktoren den unschuldigen Zivilgefangenen und den in ihre Gewalt gefallenen verwundeten und unverwundeten Soldaten gegenüber. Eine spätere Zeit erst wird es ermöglichen, der grande nation, der „ritterlichsten Nation" den Spiegel ihres eigenen schändlichen Tuns vorzuhalten, und die Ereignisse des Weltkrieges haben es bereits gelehrt, und sie werden es bis zum hoffentlich recht baldigen und für uns siegreichen Friedensschlusse aller Welt zeigen, wie wenig Frankreich den Ruf als erste Kulturnation der Welt verdient:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Nachtrag.

Deutsche Vergeltung für französische Grausamkeiten.

Wieder einmal sieht die deutsche Heeresleitung sich genötigt, gegenüber der französischen Republik zu dem Mittel der Vergeltung zu greifen, nachdem alle Bemühungen, sie von schnöden Vergewaltigungen deutscher Kriegs- und Zivilgefangenen abzubringen, vergeblich geblieben sind. Amtlich wird, wie der „Berliner Lokal-Anzeiger" in seiner Ausgabe vom 10. Juni 1915 berichtet, darüber folgendes mitgeteilt.

Schon im November v. J. hat die deutsche Regierung die Forderung gestellt, daß die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen aus Afrika an klimatisch einwandfreie Orte geschickt werden sollten. Diese Forderung ist durch die amerikanische und auch durch die spanische Botschaft verschiedentlich wiederholt worden.

Die französische Regierung hat es für nötig gefunden, darauf nur zu antworten, daß die Deutschen in Dahomey an gesunden Orten lebten — was nicht zutrifft — und daß nur diejenigen nach Frankreich zu senden wären, deren Gesundheit einen längeren Aufenthalt in Afrika nicht gestattete.

Frankreich hat also diese Forderung nicht erfüllt.

Zurzeit befinden sich annähernd 400 deutsche Kriegs- und Zivilgefangene in Dahomey, teils aus Kamerun, teils aus Togo, und mehrere Tausende von Kriegs- und Zivilgefangenen in Marokko und Tunis und den anderen französischen Besitzungen.

Uebereinstimmende sichere Nachrichten besagen, daß unsere Deutschen dort, an den verschiedensten Plätzen verteilt, und besonders in Dahomey, geradezu schmachvoll behandelt werden. Zum größten Teil müssen sie in glühender Sonnenhitze schwere körper-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Arbeiten verrichten (Wegearbeiten, Steineklopfen usw.)

In Dahomey ist ihre Bekleidung völlig unzureichend. Sie durften nichts aus Kamerun oder Togo mitnehmen; in den leichten Sachen wurden sie im Herbst 1914 nach Dahomey gebracht. „Abgerissen", mit leichten Kopfbedeckungen verrichten sie ihre Arbeit.

Sie wurden fast nie in Europäerwohnungen gebracht, sondern leben in selbsterbauten Lehm- oder Strohhütten, ohne Moskitonetze, auf Strohmatten, ja auf dem nackten Fußboden. Zum Teil zimmern sie sich ihre Betten selbst. Sie müssen selbst kochen, eine Bedienung wird ihnen zum Teil versagt. Die Bewachung geschieht in entwürdigender Weise durch Schwarze, die den Weißen ihre Macht zeigen. Die französische Zeitschrift „Minoir" hatte sogar die Stirn, dies in einem Bilde zu bringen, das von einem höhnischen Kommentar begleitet war.

Es fehlte an den nötigen Medizinen, wie Chinin usw., und an ärztlicher Hilfe. Ein französischer Arzt sagte: „Die Männer sollen leiden."

Das Klima in Dahomey ist eines der mörderischsten der ganzen Westküste Afrikas; nicht nur deutsche sondern auch französische Fachleute haben sich in diesem Sinne geäußert. Gelbes Fieber, Schwarzwasserfieber, Malaria sind an der Tagesordnung. Man kann sich nur mit Hilfe von Moskitonetzen gegen die Insekten schützen. Wenn es auch Orte geben mag, die für den Europäer einigermaßen bewohnbar sind, so ist das Klima im allgmeinen eines der ungesundesten.

Nicht besser ergeht es unseren Kriegsgefangenen in Nordafrika. Mit dem fortschreitenden Sommer erhöhen sich dort die Tagestemperaturen auf 50 und 60 Grad Celsius. Ohne Tropenhelme müssen unsere braven Soldaten in dieser Gluthitze schwerste Arbeiten verrichten. Das einzige, was die französische Regierung bis jetzt zugestanden hat, ist eine Verlängerung der Mittagspause von 11—3 Uhr. Nach übereinstimmenden Urteilen von Fachmännern ist es für Europäer und noch dazu solche, die des Klimas ungewöhnt sind, ohne Gesundheitsschädigung unmöglich, diese Arbeiten auszuführen.

Noch schlimmer erscheint es, daß die Franzosen auch Verwundete und Kranke nach Afrika gebracht haben und ohne Erbarmen zur Arbeit zwingen.

Die Ernährung ist auch hier durchaus unzureichend. Die Pakete aus der Heimat kommen in den meisten Fällen beraubt oder gar nicht an; auch die Geldsendungen gehen sehr unregelmäßig ein. Die Strafen sind außerordentlich grausam, eine Tatsache, die aus der Fremdenlegion schon längst bekannt ist. Vielfach haben Kriegsgefangene aus Verzweiflung über ihre Lage den Lockungen zum Eintritt in die Fremdenlegion nachgegeben, wo sie es natürlich auch nicht besser haben.

Aus einer großen Anzahl von Briefen hört man übereinstimmend die erschütternden Klagen über die Leiden unserer gefangenen Krieger in Afrika heraus. Hierbei ist zu bedenken, daß alle Postsachen der Prüfung durch die Zensur unterliegen und die Leute nicht das schreiben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können, was sie wollen. Aber in den eidlichen Aussagen zurückgekehrter Frauen und Missionare und in durchgeschmuggelten Nachrichten zeigt sich stets dasselbe traurige Bild.

Unsere Heeresverwaltung hat sich gezwungen gesehen, da alle Verhandlungen erfolglos blieben, nunmehr zu Taten, d. h. zu energischen Gegenmaßregeln, zu schreiten. Das mörderische Klima von Dahomey steht uns nicht zur Verfügung, auch auf dem Wege der Erniedrigung der weißen Rasse durch die Aufsicht von Schwarzen vermag Deutschland dem Kulturstaat Frankreich nicht zu folgen.

Aber man wird kriegsgefangene Franzosen in ungefähr gleicher Anzahl wie unsere Kriegs- und Zivilgefangenen in Afrika aus den schönsten Gefangenenlagern, wo sie alle Annehmlichkeiten und alle Fürsorge seitens der Lagerkommandanturen genießen, zu Arbeiten in die Moorkulturen überführen. Die Auswahl der Gefangenen wird ohne jede Rücksicht auf soziale Stellung und Beruf geschehen, genau so, wie es Frankreich mit unseren Kriegsgefangenen in Afrika macht.

Wir wollen dadurch erreichen, was der Appell an die Menschlichkeit Frankreichs und langmütigste Verhandlungen bisher nicht erreicht haben.

Wir wissen aus zahlreichen Zuschriften aus unserem Leserkreise, daß die hier gegebene Schilderung der Leiden deutscher Gefangener in Afrika in jedem Punkte den Tatsachen entspricht. Der Ruf nach Vergeltung war schon lange erhoben worden, die deutsche Gewissenhaftigkeit aber verlangte, daß erst der Versuch gemacht würde, im Wege der Verständigung oder der Einwirkung dritter Stellen die französische Regierung zur Umkehr zu bewegen. Darüber ist zwar kostbare Zeit verlorengegangen, und wir stehen bereits mitten im Hochsommer, der gewiß die unsäglichen Leiden unserer gefangenen Brüder noch gesteigert hat. Aber nun ist auch die Zeit zum Handeln gekommen, und es versteht sich von selbst, daß unsere Heeresverwaltung, nachdem ihre Geduld erschöpft und der Appell an die Menschlichkeit bei den Franzosen fruchtlos geblieben ist, die hier angekündigten Maßnahmen mit der gleichen Rücksichtslosigkeit durchführen wird, die von Frankreich unseren Landsleuten gegenüber betätigt wird. Wir werden die nach den Oedländereien bestimmten Gefangenen zwar nicht unter die Aufsicht von Schwarzen stellen, obwohl es uns an diesem Menschenmaterial auch nicht fehlt, weil wir die Würde der weißen Rasse nicht preisgeben wollen. Aber von den Annehmlichkeiten des Gefangenenlagers in Ohrdruf z. B., wo den Insassen allerlei Bequemlichkeiten eingeräumt, Spiele, Aufführungen usw. gestattet sind, wird auf den Arbeitsstätten der zu kultivierenden Moore allerdings keine Rede sein. Auch kühle Baracken werden die Herren Franzosen dort vergebens suchen, sondern mit Zelten vorlieb nehmen und im übrigen von früh bis spät fleißig arbeiten müssen, wie es von unseren Brüdern in Afrika auch verlangt wird. Wir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind überzeugt, daß sie dann immer noch über ihre veränderte Lage kaum zu klagen haben werden. Sollten sie aber ihr neues Los doch als eine Verschlechterung empfinden, so brauchen sie ihre Beschwerden nur durch Vermittelung des spanischen Botschafters an ihre Regierung nach Paris gelangen zu lassen. Vielleicht, daß diese dann den Sinn für Menschlichkeit wiederfindet, von dem in ihren wortreichen Kundgebungen so viel die Rede ist, ohne daß er sich leider in ihren Handlungen, soweit Deutschland in Frage kommt, entdecken läßt. Auch die englische Regierung mußte ja erst im Wege der Vergeltung dazu gezwungen werden, von gewissen Behandlungsmethoden gegenüber unseren gefangenen U-Bootsoffizieren und -mannschaften Abstand zu nehmen. Jedenfalls weiß das deutsche Volk seiner Heeresleitung Dank dafür, daß sie alles tut, was zu einer Erleichterung des Schicksals unserer in Afrika schmachtenden Landsleute führen kann. Den Erfolg müssen wir abwarten.

* * *

Auszüge aus den Berichten und Briefen über die Lage der Gefangenen in Dahomey und Nordafrika, die uns vorliegen, geben erschütternde Einzelheiten aus diesen Leidensschicksalen. Wir fügen nur Briefstellen eines Missionars an, der sehr geschickt den Zustand in Dahomey durch Anziehen der Bibel zu schildern weiß, indem er sich auf die Klagelieder Jeremiä bezieht und die Ziffer des Kapitels und die Verse anführt, die lauten: „Unser Wasser müssen wir um Geld trinken, unser Holz muß man bezahlt bringen lassen. Man treibt uns über Hals, und wenn wir schon müde sind, läßt man uns doch keine Ruhe."

„Knechte herrschen über uns, und ist niemand, der uns von ihrer Hand errettet."

...„Und er begehrte seinen Bauch zu füllen von den Trebern, die die Säue aßen, und niemand gab sie ihm."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Saat des Hasses

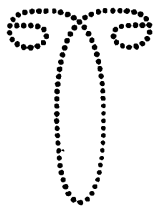
Kulturdokumente über unsere Feinde

*

Zusammengestellt und bearbeitet

von

Max Marawske



IV.

„Belgische Greuel“

mit Nachtrag: England, Rußland, Frankreich

Kommissionsverlag: Chronik-Verlag A.-G., Berlin S 42

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt

Seite

Vorwort 5
Protest des Kaisers gegen den Gebrauch von Dum-Dum-Geschossen 7

Belgien
Die Deutschenverfolgung in Belgien 8
Ein Aufruf der belgischen Regierung zum Franktireurkrieg 8
Eine Belohnung für Franktireure 9
Die Dum-Dum-Geschosse der belgischen Franktireure 10
Die Dum-Dum-Geschosse Belgiens 10
Das Strafgericht in Löwen 10
Franktireure mit Maschinengewehren 13
Vom Franktireurkrieg in Belgien 14
Belgische Greuel 16
Belgische Gemeinheiten 16
Belgischer Völkerrechtsbruch 17
Wie die Belgier im eigenen Lande hausen 18
Ein belgischer Zerstörungsbefehl 18
Belgische Soldaten als Plünderer 20

England
Englische Dum-Dum-Geschosse 20
Auch die Engländer predigen den Franktireurkrieg 22
Eine „edle" Nation 22
Englische Plünderer und Völkerrechtsbrecher 23
Die englischen Bestialitäten in Kamerun 24
Die Deutschen in Hongkong 26
Ein englisches Todesurteil über Kaiser Wilhelm..... 27
Englische Gemeinheiten 28
Englische Liebenswürdigkeiten 28

Frankreich
Ein Ueberfall durch Franktireure 29
Eine schändliche Tat 30
Wie gefangene Deutsche in Frankreich behandelt werden 31
Wie die Franzosen hausen 32
Feldpostbrief aus dem Westen 32
Niederträchtigkeiten gegen Schwerverwundete 33
Ein unbeugsames Opfer französischen Verbrechens 34

Rußland
Russische Schandtaten 35
Wie die Kosaken bei Lyck gehaust haben 37
Die Grausamkeit der russischen Kriegführung 37
Was russische Generale mitnehmen 38
Die russischen Bestialitäten an der Grenze 38

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Die russische Schreckensherrschaft in Stanislau 39
Die russischen Greueltaten in der Bukowina 40
Eine russische Brutalität 42
Eine Schanze aus Menschenleibern 42
Russische Schandtaten 43
Wie die russischen Truppen im eigenen Lande hausen 43
Gewehrgriffe im feindlichen Feuer 45
Moskowitische Bestialitäten 46

Serbien
Wie die Serben den deutschen Gesandten behandelten 47
Französische Dum-Dum-Geschosse bei den Serben 47
Serbische Grausamkeiten 48
Serbische Bestialitäten 49

Italien
Italienische „Kulturträger" 49

Nachtrag

Die Schande der englischen Flotte — Der „Baralong"-Fall 50

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorwort.

Es ist immer interessant und lehrreich zugleich gewesen, den Charakter eines einzelnen Menschen, eines ganzen Volkes an seinen Aeußerungen und Handlungen zu studieren, und gerade dann, wenn dieser Mensch oder dieses Volk in blindem Haß, in Rachsucht und Wut den gnädig verdeckenden Mantel der Kultur, Moral und Gesittung von sich wirft und nun in seiner nackten Wahrheit und ungeschminkten Wirklichkeit der staunenden Mitwelt die ganze Tiefe seiner Niedertracht und Verworfenheit hüllenlos offenbart.

Deutschland steht mit seinen beiden Verbündeten Oesterreich-Ungarn und der Türkei, zu denen nun noch als Dritter Bulgarien hinzugekommen ist, seit länger als einem Jahre einer Welt von tückischen Feinden gegenüber. Was diese alles auch bisher zum Verderben unseres Vaterlandes erdacht und ausgeführt haben, es war und mußte stets vergebens bleiben. Deutschlands Gegner haben es wahrhaftig an nichts, aber auch an absolut nichts fehlen lassen, um uns mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln einer barbarischen, grausamen Kriegführung zu zermalmen und ins Verderben zu stürzen. Wenn alle die hinterlistigen Anschläge gegen uns noch niemals ihr Ziel erreichten, so ist das einzig und allein der Wachsamkeit und Geschicklichkeit unserer Heeresleitung und nicht zuletzt der Unwiderstehlichkeit altgermanischer Kraft und Tapferkeit zuzuschreiben. Deutschland ist noch nie besiegt worden, wenn es einig war. Wir alle wissen es, und wir alle sind bereit, dieses gute deutsche Wort in die Tat umzusetzen. Darum muß alle Tücke und Hinterlist unserer Feinde in Ost und West, in Nord und Süd an diesem unseren eisernen unabänderlichen Willen ohnmächtig zersplittern.

Der vorliegende vierte Band der „Kulturdokumente über unsere Feinde" behandelt in seinem Hauptteile die belgischen Greuel, soweit sie durch amtliche Untersuchungen und durch persönliche Erlebnisse von Augenzeugen einwandfrei festgestellt sind. Der Anhang bringt einen Nachtrag zu den drei bereits erschienenen Bänden dieser Sammlung:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England, Rußland und Frankreich; hinzutreten noch einige Greueltaten der Serben und Italiener, die sich ja, wie ihre lieben Verbündeten, auch in dieser Art der Kriegführung rühmlichst auszuzeichnen bemühen. So gibt dieser vierte und Schlußband gewissermaßen eine kurze Uebersicht über die schmähliche und schändliche Anteilnahme aller gegen uns kämpfenden Nationen an dem größten Verbrechen der Menschheit aller Zeiten, das je Menschen und Völker in blindwütigem irregeleitetem Wahn auszuführen unternommen haben.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Protest des Kaisers gegen den Gebrauch von Dum-Dum-Geschossen.

Telegramm an den Präsidenten Wilson.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht, nach dem „Berliner Tageblatt" vom 9. September 1914, nachstehendes Telegramm, das der Kaiser an den Präsidenten der Vereinigten von Nordamerika Wilson gerichtet hat:

Ich betrachte es als meine Pflicht, Herr Präsident, Sie, als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit, zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy Meine Truppen dort Tausende von Dum-Dum-Geschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren. Ebensolche Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten und Gefangenen, auch britischer Truppen, gefunden. Sie wissen, welche schrecklichen Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen, und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegführung, welche dank den Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt. Nicht nur haben sie diese grausamen Waffen angewendet, sondern die belgische Regierung hat die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an dem Kampfe offen ermutigt und seit langem sorgfältig vorbereitet. Die selbst von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakrieg begangenen Grausamkeiten, auch an verwundeten Soldaten, Aerztepersonal und Pflegerinnen (Aerzte wurden getötet, Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen), waren derartig, daß Meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken. Einige Dörfer, und selbst die alte Stadt Löwen, mit Ausnahme des alten Stadthauses, mußten in Selbstverteidigung und zum Schutze Meiner Truppen zerstört werden. Mein Herz blutet, wenn Ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind, und wenn Ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die ihr Heim und Eigentum verloren haben, infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher.

Wilhelm I. R.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Belgien.

Die Deutschenverfolgung in Belgien.

Der Brüsseler Vertreter von „Wolffs Telegraphischem Bureau" telegraphiert, nach der „Täglichen Rundschau" vom 10. August 1914, aus Goch unterm 9. August folgendes:

Ueber Belgien wurde gestern der Belagerungszustand verhängt. Alle Deutschen wurden gestern nacht aufgefordert, das Land baldigst zu verlassen. Was sich in den letzten Tagen in Brüssel ereignete, übertrifft alles das, was sich die glühendste Phantasie ausmalen kann. Seit der Kriegserklärung am Dienstag vormittag demolierte der Pöbel alle Geschäfte, die Deutschen angehören oder deutsche Produkte anboten. Jedes Schild mit deutscher Anspielung wurde entfernt, und jeder, der ein deutsches Aussehen hat, tätlich auf der Straße angegriffen oder der Spionage verdächtigt. Die unwahrscheinlichsten Dinge wurden kolportiert und von der Presse verbreitet, unter anderem, daß von deutschen Soldaten der Versuch gemacht worden sei, den Kommandanten der Festung Lüttich, General Leman, der sich wacker geschlagen, zu ermorden. Auch verbreiteten einzelne Blätter die Nachricht, unsere Soldaten seien mangelhaft verpflegt und ergingen sich in heftigsten Angriffen auf Kaiser Wilhelm, kurzum, der Deutschenhaß wird in fanatischster Weise gepredigt. Fast jede Nacht verlassen Tausende von Deutschen unter dem Schutze des amerikanischen Generalkonsuls seit Donnerstag Belgien über Holland, in ritterlicher Weise von Offizieren und der Bürgergarde beschützt, die seit Freitag endlich beginnen, in Gemeinschaft mit den Stadtbehörden dem Spionagefieber entgegenzuarbeiten.

(W. T. B.)

Ein Aufruf der belgischen Regierung zum Franktireurkrieg.

Von einem seiner Leser wird dem „Berliner Tageblatt" vom 24. 8. 1914 ein Brief aus Aachen zur Verfügung gestellt, der über die Ursachen der belgischen Greueltaten neue Aufschlüsse gibt: Es heißt darin:

„Das man um Lüttich herum die Truppen und Verwundeten angreifen würde, war vorauszusehen, denn in den Werken und Bergwerken arbeitet allerhand Gesindel, das weder lesen noch schreiben kann und vollständig auf das angewiesen ist, was man ihm erzählt und rät. Daß aber in Gemmenich und Bleiberg und Umgegend auf die Truppen gefeuert wurde, ist mir begreiflich. Ich kenne die Gegend doch genau, kenne die meisten Leute und kenne auch die Stimmung der Leute. Ich muß sagen, nach meinem Dafürhalten sind die Leute verrückt geworden. Mir ist es ein Rätsel, wie ein ganzes Volk in zwei bis drei Tagen sich so wandeln kann. Man hätte am allerwenigsten von den deutschsprechenden Belgiern unserer Gegend erwartet, daß sie auf unsere Truppen schießen würden. Gestern wurde hier bekanntgegeben, daß die Bewohner von Aubel erklärt haben, die belgische Regierung habe kurz vor dem Einmarsch unserer Truppen Zirkulare an alle Familien gelangen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen, in denen die Bevölkerung aufgefordert wurde, auf die deutschen Truppen zu schießen, wenn sie einrücken sollten. Das wurde denn auch besorgt, und die Folge war, daß man jedes Haus niederbrannte, aus dem geschossen wurde. Hierdurch steigerte sich der Haß auf beiden Seiten, und so mag es auch wohl gekommen sein, daß man später aus allen Löchern schoß."

Eine Belohnung für Franktireure.

Die „Hamburger Nachrichten" schreiben, wie die „Tägliche Rundschau" am 13. September 1914 berichtet: Nach einer Postkarte, die ein in Belgien kämpfender Soldat an eine Familie in Pösneck gesandt hat, hätte die belgische Regierung der einheimischen Bevölkerung für jeden von ihr erschossenen deutschen Soldaten einen Preis von 50 Franken ausgesetzt.

Diese Nachricht wird durch einen Feldpostbrief bestätigt und ergänzt, in dem ein aus Leutenberg stammender Reserveoffizier berichtet, daß man in den Taschen eines aufgegriffenen und dann erschossenen Franktireurs eine Mitteilung der französischen Regierung fand, wonach diese dem Mann als Franktireur monatlich 50 Franken zahlen würde.

Die Dum-Dum-Geschosse der belgischen Franktireure.

Ein Geistlicher schreibt dem „Limburger Kurier", nach dem „Berliner Tageblatt" vom 20. August 1914:

„Anläßlich der in einigen Zeitungen enthaltenen Berichte über grausames Auftreten der Deutschen gegenüber der friedlichen Bevölkerung der angrenzenden belgischen Dörfer will ich um der Wahrheit willen darüber einiges aus eigener Erfahrung mitteilen.

Letzten Mittwoch war ich in Mouland. Es wimmelte da von Deutschen. Aber von den Einwohnern sah ich nur einen bejahrten Mann. Alles war geflüchtet oder hielt sich verborgen. Gegen 2 Uhr nachmittags gingen bei mir gerade vor der Kirche zwischen den in der Richtung der Maas ziehenden Soldaten sieben oder acht Männer verschiedenen Alters vorbei, Einwohner des Dorfes. Ich erkundigte mich, was das bedeuten solle und bekam von einem der Vorgesetzten die Antwort, daß es Geiseln seien. Es werde ihnen kein Leid geschehen, wenigstens wenn von den Einwohnern nicht auf die Truppen geschossen würde. Dies sei aber am Abend zuvor geschehen. Dabei seien 15 Soldaten getötet worden. Darauf habe man 11 Bewohner aus den betreffenden Häusern gefangen genommen und füsiliert. Ich bekam auch ein Päckchen Dum-Dum-Kugeln zu sehen, die man bei den Bürgern gefunden hatte. Diese Tatsachen hatten die Soldaten wütend gemacht.

Etwa anderthalb Stunden später stand ich mit einigen Militärpersonen im Gespräch in der Nähe der Berwinebrücke, als aus einem etwa zehn Meter entfernten großen Hause ein Schuß fiel und noch ein zweiter Schuß. Ich sah ein paar Deutsche mit gefälltem Gewehr in das Haus stürmen, worauf drinnen einige Schüsse fielen, und beinahe augenblicklich darauf begann ein vorbeiziehender Trupp Infanterie ein Schnell-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

feuer, als ob alle Teufel los wären. Als nach einer Minute oder nach anderthalben der Spektakel aufhörte, war das Haus wie ein Sieb durchschossen mit allem, was sich darin befand. Diese neue Tatsache wird, wie ich fürchte, den Geiseln nicht von Vorteil gewesen sein.

Während ich noch einen Augenblick mit einigen Personen aus meiner nächsten Umgebung sprach, machte man mich darauf aufmerksam, daß das deutsche Heer nicht gegen Bürger, sondern gegen Soldaten kämpfe, daß aber, wenn auch die Bürger feindlich auftreten, die Deutschen verpflichtet seien, gegen sie vorzugehen. Wo die Bevölkerung ruhig bleibt, hat sie nichts von den deutschen Soldaten zu fürchten."

Die Dum-Dum-Geschosse Belgiens.

Der Kriegsberichterstatter der „Köln. Volksztg." war Zeuge eines Gefechts in der Nähe von Löwen. Es handelte sich um einen Zusammenstoß mit größeren Massen zersprengter belgischer Truppen, die sich wieder gesammelt hatten. Der Berichterstatter konnte an Verwundeten zum ersten Male deutlich die Wirkung von Dum-Dum-Geschossen sehen. Eine Wunde am Schenkel eines Mannes war 18 Zentimeter lang und 7 Zentimeter breit an einigen Stellen, dabei war der Knochen vollkommen zersplittert. Der Oberarzt versicherte, daß, nach dem Schußkanal zu urteilen, die Wunde bei einem gewöhnlichen S-Geschoß der belgischen Munition vollkommen ungefährlich gewesen wäre. Bei einigen Gefangenen wurde eine Menge Dum-Dum-Geschosse, deren Arbeit die Merkmale des Großbetriebes hatten, gefunden, also fabrikmäßig hergestellt sein müssen. Einige Gefangene sagten aus, daß sie wohl gewußt hätten, von ihrem Waffenmagazin Dum-Dum-Geschosse erhalten zu haben. Einige, die sich geweigert hätten, diese Geschosse anzunehmen, wären sofort entwaffnet und standrechtlich abgeurteilt worden, darauf hätten alle übrigen, auch diejenigen, die den Charakter des Geschosses kannten, bedingungslos die Munition angenommen. 15. September 1914.

Das Strafgericht in Löwen.

Im „Berliner Tageblatt" vom 28. August 1914 findet sich folgender Bericht:

Wir haben bereits gemeldet, daß bei dem vorgestrigen Ausfall der Belgier aus Antwerpen die belgische Zivilbevölkerung, und zwar in genauer Uebereinstimmung mit dem belgischen Armeekommando, in der hinterlistigsten und grausamsten Weise sich am Kampfe beteiligte. Es wird darüber berichtet: Der Ausfall von vier Divisionen aus Antwerpen am 26. wurde völlig zurückgewiesen. Bei dem Ausfall überfielen alle Einwohner der Stadt Löwen die deutschen Kolonnen. Diesen organisierten Ueberfall hat die Stadt mit aller Schwere gebüßt. Wer Battice und Hervé sah, fühlt die ganze Schwere und weiß, daß die Universitätsstadt Löwen kaum noch existiert.

Die Einwohnerschaft von Löwen überschüttete, wie weiter berichtet wird, plötzlich die ahnungslosen deutschen Truppen, die die Stadt durch-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zogen, aus allen Fenstern und von den Dächern herab mit Gewehr- und Revolverfeuer. Weiber begossen die deutschen Soldaten mit siedendem Oel. Es entwickelte sich ein fürchterliches Handgemenge, an dem sich die gesamte Zivilbevölkerung beteiligte. Unseren Soldaten gelang es in kürzester Zeit, der rasenden Bevölkerung Herr zu werden. Leider ist auch bei diesem hinterlistigen Ueberfall viel deutsches Blut geflossen.

Das belgische Volk hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn angesichts solcher Vorgänge unsere Truppen schonungslos vorgehen und alle Orte, in denen sie meuchlerisch angegriffen werden, nach Kriegsrecht behandeln und dem Erdboden gleich machen. Das Schicksal hat auch Löwen ereilt, und wenn hier unschätzbare Kunstwerke zugrunde gingen, so trifft die Schuld hierfür das belgische Volk und die belgische Regierung, die den für sie längst aussichtslos gewordenen Krieg in einer geradezu bestialischen Weise führen.

Zu der Zerstörung von Löwen weiß der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts" vom westlichen Kriegsschauplatz folgende bemerkenswerte Einzelheiten zu berichten:

Großes Hauptquartier, 28. August 1914.

In Löwen war am Montag noch alles ruhig. Unsere Kolonnen und Truppen waren ausgeladen und hatten Quartier bezogen in Wirtschaften und Häusern, friedlich in gegenseitigem Verkehr mit den Einwohnern. Am Dienstag nachmittag kam die Meldung von einem drohenden Ausfall aus Antwerpen. Unsere Truppen verließen Löwen und folgten, so daß wenig Militär in der Stadt zurückblieb. Das Landsturmbataillon Neuß blieb zum Bahnschutz, während der kommandierende General mit der ersten Staffel seines Stabes zur Gefechtslinie eilte. In diesem Augenblick begann an verschiedenen Stellen der Stadt mörderisches Feuer. Die zweite Staffel des Stabes wurde angegriffen. Fünf Offiziere wurden durch Schüsse verletzt und sämtliche Pferde der Staffel erschossen. Aus den um den Marktplatz gruppierenden Cafés, aus dem Hinterhalt von Dächern und hinter Schornsteinen hervor, wurde geschossen. Das Feuer wurde erwidert. Der Straßenkampf nahm ungeahnte Formen an. Es kamen neue Bagagekolonnen hinzu, die den Kampf mit aufnahmen. Bald brannte Löwen an vielen Stellen. Man hatte unter anderem von hinten eine Benzinkolonne in Brand geschossen. Der Kampf dauerte vom Dienstag abend bis Mittwoch nachmittag. Die Stadt einschließlich der nördlichen Vorstadt Heret ging an vielen Stellen in Flammen auf. Tiefe Erbitterung gegen solche Bosheit und Hinterlist hat alles ergriffen. Gerade unsere braven Landsturmleute, die doch meistens Familienväter sind, gehen doch sicher an ein so grauenvolles Richteramt nur im äußersten Notfall. Es ist für die belgische Regierung und für Löwen, die diesen wohlorganisierten Ueberfall verursacht haben, ein schwere, aber gerechte Strafe.

Seine Erlebnisse in Löwen

schildert der Rittmeister Karl Friedrich von Esmarch einem Mitarbeiter der „Kieler Neuesten Nachrichten" folgendermaßen:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

..... Die Einwohner schossen durch die heruntergelassenen Fensterläden, aus denen man es blitzen sah. Es mußten in die Fensterläden also vorher Löcher gebohrt sein, das heißt, der ganze Ueberfall war wohlvorbereitet. Ich wollte nun zu der zur Verstärkung zurückgehaltenen Kompagnie heruntergaloppieren, um Anordnungen zu treffen und mußte, da ich nicht zwischen dem ganzen Wagenpark hindurchreiten konnte, um die Wagen herumreiten. Hierbei wurde ich an der Seite des Platzes vom Pferde geschossen. Ich wurde von vier Schüssen und einer Menge Streifschüssen getroffen. Dann wurde ich von Trainwagen, deren Pferde scheuten und durchgingen, überfahren. Dabei wurden mir beide Schultern ausgerenkt. Als ich dann wieder auf die Beine kam, erkannte ich, daß mir mein Bursche das Leben gerettet hatte. Ich befand mich nun in der Nähe der Kompagnie, der ich noch Befehle erteilen konnte.

Die Kompagnie schoß inzwischen auf sämtliche Häuser, wodurch das Feuer der Bewohner zum Stillstand kam. Die Anwohner des Platzes hatten in der Dunkelheit anscheinend nicht gemerkt, daß die Kompagnie zurückgeblieben war und bekamen nun wohl Angst. Die Mannschaften der Kompagnie verteilten sich jetzt auf die Häuser, schlugen die Türen ein und steckten die Häuser in Brand, indem sie brennende Petroleumlampen in die Zimmer schleuderten oder die Gashähne abschlugen, das ausströmende Gas anzündeten und Decken und Vorhänge in die Flammen warfen. Sobald es anfing, stärker zu rauchen, kamen die Franktireure aus ihren Häusern die Treppen herab. Sie hatten noch die Waffen in der Hand: Flinten, Revolver, Militärgewehre usw. Es waren durchweg verwilderte Gestalten: Abschaum der Menschheit, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen habe. Sie alle wurden natürlich von dem unten stehenden Posten abgeschossen. Dabei ließen unsere braven Leute sämtliche Frauen und Kinder unbehelligt durch. Zu der gleichen Zeit war auf dem Bahnhof ein weiteres Infanterie-Regiment ausgeladen, das nun die weitere Säuberung der Stadt übernahm, in der noch während der ganzen Nacht und im Laufe des folgenden Tages aus Häusern geschossen wurde. Meine Verwundungen stammen von einem Maschinengewehr, das auf dem Balkon des Hotels stand, in dem unser Stab einquartiert werden sollte. Das Hotel befand sich in einer Verlängerungsstraße, zwei Häuser von der Ecke des Platzes entfernt. Meine Leute meldeten mir später, daß sie an den Wänden an das Hotel herangekrochen sind und von unten durch die Balkonöffnung die Leute an dem Maschinengewehre abgeschossen haben. Dann sind sie in das Haus eingedrungen, haben den Wirt und die Kellner getötet und das Hotel in Brand gesteckt. Ich wurde mit mehreren anderen ins Krankenhaus gebracht und verbunden. Auch auf das Krankenhaus wurde geschossen, und zwar aus den gegenüberliegenden Häusern, so daß die Infanterie jene Häuser in der Nacht erst noch räumen mußte. Am folgenden Mittag wurden wir Verwundeten nach dem Bahnhof transportiert, wobei wir wieder beschossen wurden. Noch als wir auf dem Bahnhof die Abfahrt des Zuges erwarteten, kamen 15 Kavalleriepferde ohne Reiter in wilder Flucht herangejagt. Ihre Reiter waren von den Franktireuren herunter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschossen. Da meine Verwundungen einen weiten Transport nicht erlaubten, wurde ich in Lüttich wieder ausgeladen. In Lüttich bin ich in ein belgisches Krankenhaus gekommen, das den Namen „Englisches Krankenhaus" führt. Es war durch unseren Oberstabsarzt Professor Dr. Menzer aus Bochum zu einem Lazarett eingerichtet. Professor Menzer wurde in aufopfernder Weise unterstützt von dem besten belgischen Chirurgen Dr. Roersch.

Franktireure mit Maschinengewehren.

Die Wahrheit über Löwen.

Offizielle belgische und englische Geschichtsfälscher haben sich nicht gescheut, die beklagenswerten Vorkommnisse in Löwen in einer Weise zu entstellen und zu verdrehen, die alle bisherigen Leistungen der Entente in den Schatten stellt. Nicht belgische Bürger, sondern deutsche Soldaten sollen irrtümlich auf ihre eigenen Kameraden geschossen haben, ein Märchen, das bereits früher wiederholt in bezug auf Franktireurorte aufgebracht worden ist. Demgegenüber ist die unparteiische Schilderung eines holländischen Augenzeugen von besonderem Interesse, um so mehr, als sie zahlreiche noch nicht bekannte Einzelheiten enthält.

Der Berichterstatter, ein Herr aus Maastricht, wollte in seinem Auto eine Fahrt durch Belgien bis zur französischen Grenze machen, wurde aber in Löwen festgehalten.

„Dienstag abend gegen 11 Uhr", so lautet sein Bericht, „während die Stadt nur von einer geringen Zahl Landwehr- und Linientruppen besetzt war, und lange Proviantkolonnen und Munitionszüge durchzogen, fielen plötzlich Schüsse aus einem Haus gegenüber der Station, in der der Stadtkommandant und der Stab ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Gleich darauf ertönten Schüsse aus den nächstliegenden Häusern, und das Gewehrfeuer pflanzte sich mit rasender Schnelligkeit von Haus zu Haus fort. Die Zahl der getöteten deutschen Soldaten war kaum zu übersehen. Viele wurden verwundet. Zahlreiche Pferde der Trainwagen fielen, einige wurden scheu und rasten in wilder Flucht durch die Straßen. Die Verwirrung war allgemein. Deutlich sah ich in den Fenstern des Stationsgebäudes Spuren von Schüssen aus Maschinengewehren. Ich stellte nachher fest, daß in der dritten Etage eines Hotels gegenüber der Station ein Maschinengewehr aufgestellt war. Es war unmöglich, genau zu prüfen, aus welchen Häusern die Schüsse gekommen und wer die Schuldigen waren. Natürlich floß daher auch unschuldiges Blut, aber das Militär hatte keine Zeit, Untersuchungen anzustellen. Rasch wurde aus Brüssel eine Sektion Artillerie requiriert, zum Glück für die Deutschen war auch gerade ein Militärzug aus Lüttich, der auf dem Wege nach Brüssel war, angekommen, so daß gleich energische Maßregeln unternommen werden konnten. Die Bewohner, deren Unschuld feststand, mußten sofort ihre Wohnungen verlassen; darauf begann die Artillerie eine heftige Beschießung der Stadt mit Granatkartätschen, die an mehreren Stellen explodierten und zahlreiche Gebäude in Brand setzten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Anschlag war zweifellos vorbereitet, und es sollen nach Mitteilungen glaubwürdiger Personen englische Soldaten, die als Zivilisten verkleidet waren, hervorragend mitgewirkt haben. Ihre Uniformen wurden später gefunden. Eine Kompagnie Landwehr und die Mannschaft des Bagagetrains waren nahezu aufgerieben worden.

Als ich zur Station kam, wurden dort gerade etwa fünfzig Geiseln in zwei Gruppen aufgestellt. Der Kommandant ließ verkünden, daß für jeden weiteren Schuß, der auf Deutsche abgegeben würde, zehn Geiseln füsiliert werden sollten. Da half kein Klagen und Weinen: die Unschuldigen mußten mit den Schuldigen büßen.

Die Geistlichkeit hatte den Einwohnern vorgespiegelt, daß die Deutschen eine Niederlage erlitten hätten und sich auf der Flucht befänden. Ein Offizier versicherte mir dagegen mit der größten Entschiedenheit in durchaus glaubwürdiger Weise, daß der Angriff bei Mecheln vollständig zurückgeschlagen wäre, obwohl drei Divisionen englischer Soldaten gegen die Deutschen kämpften. Daß seine Mitteilung Glauben verdiente, konnte ich mit eigenen Augen feststellen, denn gerade, als die Kämpfe in der Stadt fortdauerten, traf ein Zug mit etwa vierhundert gefangenen Engländern auf der Station ein. Es waren Engländer und schottische Hochländer in ihren malerischen nationalen Uniformen. Das sah keineswegs nach einer deutschen Niegerlage aus.

Als Kuriosität erwähne ich noch, daß allgemein das Gerücht verbreitet war, die Deutschen ständen nur noch achtzig Kilometer von Paris entfernt. Infolge dieser Kunde herrschte unter dem Militär große Begeisterung. (Inzwischen dürfte der Herr aus Maastricht erfahren haben, daß das Gerücht nicht allzusehr übertrieben hatte. D. Red.). Es hieß auch, daß Frankreich bereits Friedensvorschläge gemacht hätte. Viele Offiziere fragten mich, ob England bereits an Holland den Krieg erklärt hätte, was ich natürlich verneinen konnte.

Wer könnte es nach dieser Darstellung eines unparteiischen Neutralen noch bezweifeln, daß die unerbittliche Züchtigung für den nichtswürdigen Ueberfall auf friedlich auftretende Soldaten durchaus berechtigt war?

Die Bevölkerung Belgiens hat ein strenges Strafgericht über sich ergehen lassen müssen, weil sie unter dem Schutze der belgischen Behörden sich wie Meuchelmörder gegen unsere tapferen Soldaten benahm. Die deutschfeindliche Stimmung der Belgier ist um so unverständlicher, als seitens der deutschen Regierung der Schutz des Landes wiederholt garantiert wurde, während die Franzosen Belgien stets wie eine französische Provinz behandelten.

Vom Franktireurkrieg in Belgien.

Einem Briefe, den die Gattin eines Hauptmanns den „Hamburger Nachrichten" zur Verfügung gestellt hat, entnimmt die „Tägliche Rundschau" vom 15. September 1914 folgende Stelle:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

. . . . . Von dem Verhalten der Einwohner kann sich ein Kulturvolk wie das deutsche Volk keinen Begriff machen. Ich glaube Beweise zu haben, daß die Belgier von den Franzosen zu diesem unerhörten Franktireurkrieg offiziell aufgefordert worden sind. Das muß der Fall sein, da sämtliche Häuser hier, die ich bisher hinter meiner Stellung untersucht habe (etwa zehn an der Zahl), von langer Hand vorbereitet sind zu diesem Vorgehen. Die Häuser haben in den Dächern fabrikmäßig von sachkundiger Hand hergestellte Schießscharten. Zum Teil sind es Eisenröhren, durch die Mauer durch, mit einer Klappe aus Stahl, die nach außen aufklappt. Wenn sie das Gewehr zum Schusse durchstecken, klappt die Klappe auf. Nach dem Schuß ziehen sie das Gewehr zurück, und die Klappe schließt sich. Bei mehreren Häusern (ich habe sie alle durchsucht, persönlich mit meinen Zugführern) sind die Dinger so angefertigt, daß sie von außen genau aussehen wie sogenannte Blendsteine, die zur Verzierung dienen. Das Mittelstück ist eine eiserne Klappe, von außen zementiert, muß also schon vor dem Kriege angefertigt sein, und meine Ansicht ist, daß sich Belgien hierfür systematisch vorbereitet hat. Die stählernen Klappen haben alle die Nummer 3350 in dem Hause (eine Villa sehr wohlhabender Leute), in dem wir untergekrochen sind. Die Dinger scheinen also in einer Fabrik hergestellt zu sein und nach den Häusern, für die sie geliefert sind, numeriert zu sein. Im übrigen waren fast alle Kirchtürme mit Maschinengewehren besetzt, die wir zum Teil vorgefunden haben mit vielen Patronen. Jetzt haben wir alle männliche Bevölkerung in unserem Bereich festgenommen und nach hinten abgeführt. Im übrigen haben uns hier alle Leute erzählt auf dem Lande, daß die belgischen Soldaten schrecklich gehaust und geplündert haben, und sie jetzt froh wären, daß wir gekommen sind. Hier sind alle Besitzungen und Häuser entsetzlich demoliert, alles aufgebrochen, geraubt und rumgeworfen, und es ist ganz ausgeschlossen, daß wir das gewesen sind, da hier noch kein deutscher Soldat vor uns war, und außerdem liegen in fast allen Häusern Uniformen belgischer Truppen rum, da die Leute sich dann Zivil anzogen und auskniffen. Die Belgier werden sicher später behaupten, daß wir so gehaust hätten, und ich bitte Dich, jetzt schon von meinem Brief Gebrauch zu machen und ihn den „Hamburger Nachrichten" zur Verfügung zu stellen, die ihn auszugsweise nach Erlaubniserteilung veröffentlichen können. Unsere Leute sind trotz alledem immer noch die Gutmütigkeit selbst gegen diese Bestien und haben mit den naturgemäß vielen Unschuldigen, die darunter leiden müssen, immer rührendes Mitleid. Ich kann Dir nicht alles schreiben von belgischen Gemeinheiten, es würde ein Buch werden. Heute konnte ich zum ersten Male seit unserem Ausladen an die Bagage ran, von der wir vier Tage getrennt waren, und mich waschen und reine Wäsche anziehen, eine große Wohltat. Ueberhaupt lernt man vieles schätzen jetzt, was einem früher selbstverständlich war. Man muß sich bei der gemeinen Bevölkerung sehr vorsehen, da sie immer hinterrücks schießt und dann die Waffen fortwirft und mit erhobenen Händen schwört, von nichts zu wissen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Belgische Greuel.

Ein Landwehrmann erzählt in einem Feldpostbrief, abgedruckt in der „Täglichen Rundschau" vom 8. September 1914, folgendes Erlebnis aus Belgien:

„Als wir in einem Orte übernachten wollten, bot uns ein Gastwirt mit übergroßer Freundlichkeit für 60 Mann Quartier an. Als wir die Lagerstätte, den Heuboden, untersuchten, fanden wir in der Mitte tief im Heu zwei große Weinflaschen mit Dynamit und Zündschnüren daran. Daraufhin wurde der „Budiker" auf eine Leiter gefesselt, den ganzen Tag mit einem Posten gegen die Kirchentür an den Pranger gestellt und am Abend erschossen."

Belgische Gemeinheiten.

Ueber die Greuel, die die belgische Zivilbevölkerung gegen Deutsche vor und bei Beginn des Krieges begangen hat, liegen jetzt bei einem Reichskommissar, der amtliche Ermittelungen darüber angestellt hat, weitere beschworene Aussagen vor:

Kr...., Eisendreher, sagt aus: In Brüssel, wo ich zur Zeit der Kriegserklärung weilte, wurde am 3. August vom Publikum ausgeschrien, daß 10 000 Deutsche gefangengenommen worden seien. Als ein Mann dem widersprach mit der Aeußerung, das Volk solle eine derartige Nachricht nicht glauben, hieß es sofort: „Das ist ein deutscher Spion; schlagt ihn tot." Das Volk stürzte sich denn auch sofort auf den sehr gut Französisch sprechenden Mann und trat ihn förmlich zu Brei. Schutzleute waren während dieser Szene nicht anwesend.

Frau K....., Hausmädchen: Anfänglich wurde ich von dem Ehepaar M. angemessen behandelt. Als aber die Kriegserklärung Belgiens an Deutschland erfolgte, änderte sich das. Ich wurde mißhandelt durch Stockschläge. Auch schimpften sie mich oft „alte deutsche Ratte" und dergleichen. Schließlich sperrten die beiden Eheleute mich in den Trockenboden und ließen mich dort ohne jede Nahrung. Nicht einmal Wasser und Brot erhielt ich, bis ich nach fünf Tagen durch deutsche Soldaten befreit worden bin. Ich war bei meiner Befreiung so erschöpft, daß ich nicht mehr stehen konnte.

K....., ein Bergmann, sagt aus: Meine Angehörigen und ich wurden vom Abend des 10. August bis zum Nachmittag des 12. August in einer Schule festgehalten. Während dieser Zeit erhielten wir nichts zu essen. Uns wurde nur Wasser verabreicht. Wir waren mit Gewalt dorthin geschleppt worden. Meinen beiden ältesten Söhnen und mir wurden die Hände und Füße festgebunden. Der Bürgermeister trat mehrere Male auf meinen ältesten Sohn und mich zu, zog uns, die wir uns nicht wehren konnten, in die Höhe und warf uns mehrere Male mit Gewalt zurück auf den Boden. Uebrigens wurden uns sämtliche Sachen, die wir bei uns trugen, auch das bare Geld, abgenommen. Meiner Frau wurden 251 Franken, meinem Sohn 25 Franken, weggenommen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sch...., Kaufmann, sagt aus: Durch Gendarmerie vom Kanton Laeken wurde ich verhaftet mit dem Bemerken, daß ich erschossen würde, wenn ich nicht sofort ginge. Ich habe gesehen, daß der Pöbel die Häuser der Deutschen zertrümmerte und ausraubte, während die garde civique untätig zusah und sich sogar selbst an dem Zerstörungswerk beteiligte.

Fräulein M...., Gouvernante: Während wir mit einer Anzahl anderer Deutscher in einem Zimmer des Brüsseler Bahnhofs festgehalten wurden, wurde ein Mann hereingeführt, bald darauf aber von Gendarmen geholt und gefesselt abgeführt. Wir sahen dann durch ein Fenster, wie der Mann an eine Mauer gestellt wurde und gleich darauf von Kugeln getroffen zusammenstürzte, wobei die auf dem Bahnhof befindliche Menge in lauten Jubel ausbrach. Auf unsere Frage nach dem Grunde der Füsilierung sagte uns ein Bahnbeamter, daß der Betreffende ein Deutscher sei und einen Revolver bei sich getragen habe. Es seien im Laufe des Vormittags bereits fünf oder sechs weitere Deutsche am Bahnhof füsiliert worden.

Zeugin Margarete D...., Am 5. August traf ich auf dem Wege zum Bahnhof eine deutsche Frau in Arbeiterkleidung, die zwei oder drei Kinder im Alter von zwei bis sieben Jahren an der Hand führte. Auf dem Place de Meir stand eine große Menschenmenge. Wir suchten durchzukommen; da wurde plötzlich die Frau von hinten in den Rücken geschossen. Sie schrie auf, ließ die Kinder los, hob die Arme hoch und fiel hinterrücks zur Erde.

Friedrich Sch. ... in Antwerpen: Im deutschen „Café Hansa" hat der Pöbel die Türen und Fenster eingeschlagen, sämtliches Mobiliar auf die Straße geworfen und zertrümmert. In demselben Hause im zweiten Stock wohnte ein deutscher Kapitän, der zwei Schüsse in die Luft abgab, um durch die Polizei Hilfe zu bekommen. Hier ist der Pöbel ins Haus eingedrungen, hat einen fünf Jahre alten Knaben vom zweiten Stock auf die Straße geworfen, drei Frauen aus demselben Hause, nur mit Hemd bekleidet, an den Haaren auf die Straße gezerrt und geschlagen. Die Polizei sah dem Treiben des Pöbels zu, ja, ich habe gesehen, daß Polizisten von den auf die Straße geworfenen Zigarren sich angeeignet haben. Ich flüchtete zum Bahnhof. Unterwegs sah ich noch, wie der Pöbel einen Mann, der als Deutscher erkannt wurde, niederstach."

Belgischer Völkerrechtsbruch.

Ein unzweifelhaft echtes Dokument, das aktenmäßig feststellt, daß den belgischen Soldaten der Befehl, Parlamentäre niederzuschießen, gegeben worden ist, befindet sich in den Händen der Deutschen. Das auch in anderer Beziehung wichtige Dokument wurde in der Redoute „du chemin de fer" von Antwerpen aufgefunden und hat folgenden Wortlaut:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Befestigte Stellung von Antwerpen. Dritter Abschnitt.

Düffel, 28. September 1914.

Generalstab.

An die Abschnitts-Kommandanten für die Forts- und Redouten-Kommandanten.

1. Jedes Fort oder jede Redoute bleibt ein brauchbarer Stützpunkt, um einen Sturm auszuhalten, selbst im Fall, wenn zerstört wurden:

a) Panzerungen, die Geschütze für Nah- und Fernkampf decken,

b) Ueberführungskasematten,

c) Flankierungsanlagen.

2. Jeder Forts- und Redoutenkommandant, der das Werk aufgibt, das er befehligt, oder der sein Werk verläßt, wird mit dem Tode bestraft.

3. Jeder Offizier, Unteroffizier, Korporal oder Soldat, der sein Fort oder seine Redoute verläßt, wird mit dem Tode bestraft.

4. Es ist ausdrücklich jedem, der ein ständiges Festungswerk besetzt hält, verboten, in Verhandlungen mit feindlichen Parlamentären einzutreten. Es wird ohne Ausnahme auf jeden feindlichen Parlamentär Feuer gegeben, der sich irgendeinem Punkte der Umwallung des ständigen Festungswerkes nähert.

Generalleutnant und Kommandant
Deguise.

Wie die Belgier im eigenen Lande hausen.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" meldet aus Brüssel unterm 28. September 1914: Bei einer Aktion von Antwerpen aus hatten die Belgier vorübergehend das Dorf Linden wiederbesetzt. Dort hatte die niederländische Familie v. Blankenhagen in ihrem Familienschloß auf eigene Kosten ein Lazarett eingerichtet, in dem auch etwa 40 belgische Verwundete liebevoll verpflegt wurden. Von den Dächern des prachtvollen Schlosses wehten die Rote-Kreuz-Flagge und die niederländische Trikolore. Die belgischen Soldaten waren kaum ins Dorf gekommen, als sie auch schon in das Schloß eindrangen, das sie völlig zerstörten und in Brand steckten.

Ein belgischer Zerstörungsbefehl.

Ein interessanter belgischer Gouvernementsbefehl wurde bei einem bei Haecht am 12. September gefallenen belgischen Offizier gefunden. Er lautet nach dem „Berliner Tageblatt" vom 30. September 1914 in deutscher Uebersetzung:

Linth, den 6. September 1914.

Auszug aus dem Tagesbefehl vom Großen Generalstab.

1. Wir erfahren aus glaubwürdiger Quelle, daß die belgischen Kriegsgefangenen in Deutschland in das deutsche Heer getan werden, um mit gegen die Russen zu kämpfen. Folgendes soll daher in drei aufeinanderfolgenden Appellen den Truppen vorgelesen werden. Die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilung wird einmal wöchentlich bei drei Appellen neu ausgeschrieben. Die Offiziere sollen ihre Mannschaften darauf aufmerksam machen, daß es besser ist, in ehrenvollem Kampfe für unseren Herd in den Reihen unseres eigenen Heeres verwundet oder getötet zu werden, als vom Feinde genommen zu werden, um in seinen Reihen gezwungen zu sein, sich zum Nutzen der Bedrücker und Zerstörer unseres Vaterlandes und unserer Familien töten resp. verwunden zu lassen.

Nachfolgend die Uebersetzung des Vorstehenden ins Flämische, damit die Leute, die nur diese Sprache verstehen, gleichfalls Kenntnis erhalten (folgt das Flämische).

2. In meiner Tagesorder vom 1. August 1914 habe ich erwähnt, in welcher Weise die Deutschen ihre Maschinengewehre aufstellen. Neuere Mitteilungen hierüber besagen, daß man die Maschinengewehre auf die höchsten Punkte der Häuser, selbst auf Glockentürme, bringt. Es ist somit sehr wichtig, daß man hierauf sein besonderes Augenmerk richtet und eventuell die Hilfe der Artillerie anruft, um derartige Positionen zu zerstören respektive zu verbrennen. Der Kommandant Ogz vom 6. Linienregiment, dessen Tapferkeit und Tüchtigkeit ich hierdurch ausdrücklich anerkenne, hat es fertiggebracht, eine derartige Wohnung, in der feindliche Maschinengewehre waren, niederzubrennen, den Feind zu zwingen, den Platz zu verlassen und eine Explosion bedeutender Munitionsvorräte hervorzurufen.

3. Erst durch den Sanitätsdienst hat der Generalinspektor des Sanitätsressorts erfahren, daß sehr viele Mannschaften Blasen an den Füßen haben. Diese seien die Folge des Fehlens von Strümpfen, und es ist beim Sanitätsdienst erwogen worden, sich an Zivilkomitees zu wenden, um Stümpfe zu erhalten usw. (ohne besonderes Interesse).

gez. Der Oberst und Kommandant
S. Jacques.

Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", die diesen Tagesbefehl veröffentlicht, bemerkt dazu:

Der Tagesbefehl enthält zwei interessante Hinweise. Aus der Drohung mit der Einstellung Belgier ins deutsche Heer ist zu entnehmen, daß es sehr eigenartiger moralischer Hilfsmittel bedurft hat, um die belgischen Soldaten bei der Fahne zu halten. Und die Empfehlung der Zerstörung von Häusern und Kirchen wird zeitig genug bekannt, um unsere Soldaten von dem Vorwurf zu befreien daß sie die barbarischen Vernichter aller Werte sind.

Außerdem ist die Lüge von der Einstellung belgischer Gefangener in das deutsche Heer für jeden, der unsere militärischen Verhältnisse kennt, und die sollten auch einem belgischen Generalstabschef einigermaßen bekannt sein, so blödsinnig, daß jedes weitere Wort darüber überflüssig erscheint.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Belgische Soldaten als Plünderer.

Aus einem von dem belgischen Kriegsminister bei seiner Flucht aus Antwerpen zurückgelassenen Briefe des Gymnasialdirektors von Mecheln geht hervor, daß sich dieser wegen einer Plünderung beklagt, die die im Schullokal untergebrachten Soldaten des 3. belgischen Linien-Regiments in seiner Wohnung vorgenommen haben. Er klagt die Soldaten an, 350 Flaschen Wein und alle Mundvorräte gestohlen und verschlossene Behälter sowie Sparbüchsen seiner Kinder erbrochen zu haben; außerdem seien Stiefel und Wäsche entwendet worden. Der Direktor sagte in seinem vom 26. September datierten Briefe sogar, die Plünderung habe unter Aufsicht der verantwortlichen militärischen Führer stattgefunden. Diese Stelle des Briefes heißt wörtlich: **Pillage incroyable commis sous la surveillance des chefs militaires résponsables.**

Ein Bild der Zerstörung bietet auf weite Strecken hin der vordem so blühende Landstrich zwischen Brüssel und Antwerpen. Das allermeiste davon haben die Belgier selbst verursacht, denen jedes Mittel recht war, wenn es nur irgendwie Erfolg zu versprechen schien. Sie haben schonungslos Gutshöfe und alte Schlösser dem Erdboden gleichgemacht, um freies Schußfeld gegen die anrückenden Deutschen zu gewinnen. Sie haben Dörfer zusammengeschossen, Tunnels verschüttet, Eisenbahndämme zerstört und Hunderte von Brücken gesprengt, aber das alles hat ebensowenig wie die Ueberschwemmung bei Antwerpen den Vormarsch unserer siegreichen Truppen aufhalten können.

England.

Englische Dum-Dum-Geschosse.

Zwei gefangene englische Offiziere als Zeugen.

Zwei der in deutsche Kriegsgefangenschaft geratene englische Offiziere haben sich vor kurzem bei einer amtlichen Vernehmung über die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen in der englischen Armee geäußert. Die Vernommenen sind der Oberst Gordon vom Gordon-Highländer-Regiment, Adjutant des Königs von England, und der Oberstleutnant Neish vom 1. Gordon-Highländer-Regiment.

Aus der nachstehend in deutscher Uebersetzung wiedergegebenen Niederschrift der beglaubigten Aussagen dieser Offiziere geht hervor, daß beiden von der englischen Regierung Revolverpatronen mit abgeplattetem Geschoß geliefert worden sind.

Die Bekundung des Obersten lautet:

> In Plymouth erhielt ich die Revolvermunition. Sie war vorne abgeplattet. Da ich im Zweifel war, ob die Munition völkerrechtlich einwandfrei war und keinen bestimmten Aufschluß von meiner vorgesetzten Behörde hierüber erhalten konnte, vergrub ich meine Revolvermunition.
>
> Vier Tage vor der Schlacht bei Mons, woselbst ich zum ersten Male mit der deutschen Armee zusammenstieß, verstaute ich meinen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Revolver bei meiner schweren Bagage und habe ihn niemals wieder getragen. Die Revolvermunition war dieselbe, wie sie mir und den anderen Offizieren des Gordon Highländerregiments im letzten Juni zur Erledigung des jährlichen Revolverübungsschießens ausgehändigt worden war.

19. September 14.

W. E. Gordon, Colonel,
Gordon Highländers
A. D. C. to the King.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner, Lt. d. Res. Hus.-Rgt. Nr. 7.
Frhr. v. Berckheim, Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Rgt.

Vom Oberstleutnant Neish liegen zwei sich ergänzende Aussagen vor, die folgenden Wortlaut haben:

Was die Revolvermunition anbetrifft, so war das gelieferte Geschoß vorne abgeplattet. Ich habe zum ersten Male dieses Geschoß während dieses Sommers bei den jährlichen Gefechtsübungen gesehen.

Auf Veranlassung des Freiherrn v. Lersner gebe ich obenstehende summarische Antwort schriftlich ab auf mündliche Fragen, welche er mir vorgelegt hat.

Torgau, 19. September 1914.

F. H. Neish, LtCol.,
1. Gordon Highländers.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner, Lt. d. Res. Hus.-Rgt. Nr. 7.
Frhr. v. Berckheim, Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Rgt.

Bei meiner Gefangennahme am 27. August in Bertrix (?) um 3 Uhr morgens hatte ich nur 3 spitze Revolverkugeln im Besitz. Ich hatte mir dieselben von einem anderen Offizier geborgt. Ich besaß keine anderen, vorne abgeplatteten Patronen als die mir ausgehändigten, welche ich vergraben hatte. Ich kann mich nicht erinnern, wo ich die Patronen vergrub, aber es war sicherlich einige Tage vor dem Beginn der Schlacht bei Mons am 23. August.

Torgau, 19. September 1914.

F. H. Neish, LtCol.,
1. Gordon Highländers.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner, Lt. d. Res. Hus.-Rgt. Nr. 7.
Frhr. v. Berckheim, Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Rgt.

Derartige Geschosse können gar keinen anderen Grund haben als den, möglichst grausame Verwundungen zu erzeugen, bemerkt das „Berliner Tageblatt" vom 30. September 1914 dazu. Die Offiziere geben zu, daß sie selbst an der völkerrechtlichen Zulässigkeit dieser Munition gezweifelt und sie deshalb vergraben haben. Von anderen Angehörigen des englischen Heeres sind jedoch die erwähnten Patronen auch im Kampfe benutzt worden. Den Beweis dafür liefert die in erbeuteten englischen Revolvern vorgefundene Munition.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angesichts dieser Tatsachen wird es der englischen Regierung schwer fallen, mit der Behauptung Glauben zu finden, daß die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen durch ihre Truppen nichts weiter als eine Erfindung sei.

Auch die Engländer predigen den Franktireurkrieg.

Der „Weser-Zeitung" entnimmt die „Tägliche Rundschau" vom 15. September 1914 folgende erbauliche Aeußerung eines Engländers über das völkerrechtliche Verbot des Franktireurkrieges:

Herr Robert Blatchford hat in einem bemerkenswerten Kriegs-Kommentar in der „Weekly Dispatch" („Daily Mail" vom 7. September) etwas über das Völkerrecht im Kriege zu sagen, wonach Zivilpersonen, die beim Feuern auf Truppen ertappt werden, erschossen werden sollen.

„Es ist mir immer sonderbar erschienen," sagt er, „daß man, wenn ein Feind in die Stadt einbricht, sich der Häuser und des Gutes der Einwohner bemächtigt und vielleicht auch ihre Frauen und Töchter insultiert, für einen Widerstand bestraft werden soll. Erst vor wenigen Tagen sprach ich darüber mit einem Sohn des verstorbenen Patmore, worauf er die folgende Bemerkung machte: ‚Ich glaube nicht,' sagte er, ‚daß es den Deutschen gelingen wird, Landungstruppen an unsere Küste zu werfen. Aber wenn es ihnen doch möglich sein sollte, so müßten wir dafür sorgen, daß sie sämtlich getötet werden. Mein Gedanke ist, daß die Regierung jeden Mann, jede Frau und jeden Knaben unseres Königreichs bewaffnen und den Feind davon in Kenntnis setzen sollte, daß jede Truppe, die an unseren Küsten landet, ausgerottet werden würde."

Um ganz ehrlich zu sein, ich stimme diesem Gedanken durchaus zu. Wenn Soldaten herüberkommen wollen, um zu töten, zu sengen, zu rauben und zu zerstören, so sehe ich nicht ein, weshalb wir durch eine vernunftwidrige völkerrechtliche Vorschrift gebunden sein sollten, sie anders zu behandeln, als wie wir es gegenüber einem auf Mord ausgehenden Dieb tun würden. Ich denke, daß, wenn auch nur die geringste Aussicht besteht, Feinde könnten hier landen, es zweckmäßig sein würde, Waffen und Uniformen an alle irgendwie dazu fähigen Männer und Knaben zwischen 16 und 70 Jahren auszugeben und an der ersten hier vorgehenden Truppe ein Exempel zu statuieren, daß anderen die Lust vergeht!"

Eine „edle" Nation.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" veröffentlicht nach der „Täglichen Rundschau" vom 8. September 1914 aus einem ihm vorliegenden Briefe folgende Stelle: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine zivilisierte Nation in derart schmachvoller Weise Krieg führt wie gerade die Engländer. Jeder englische Soldat hat zur Ausrüstung eine Art Schiffermesser, wo an der einen Seite ein gebogener, über einen Finger langer Dorn angebracht ist. Mit diesem Dorn zerfleischt die Gesellschaft die Verwundeten. In der Schlacht verschanzen sie sich zu mehreren Reihen hintereinander. Wenn unsere Truppen stürmen, hält die erste Reihe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiße Fahnen heraus und hebt die Arme hoch zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollen, und wenn die Unsern näher kommen, werden sie von der zweiten Reihe mit Schnellfeuer und Maschinengewehren empfangen. Es ist eine edle Nation."

Englische Plünderer und Völkerrechtsbrecher.

Verleumdung deutscher Offiziere.

Eine englische Zeitung, „Daily Chronicle", hat sich unlängst erdreistet, zu behaupten, daß deutsche Offiziere, bevor sie den Dampfer „Fulgent" versenkten, sich an Bord des Schiffes begeben und dort Wertgegenstände geplündert hätten.

Demgegenüber stellt die „Tägliche Rundschau" vom 23. Juni 1915 hiermit fest, daß sich am 30. April auf den Dampfer „Fulgent", der schon von seiner Besatzung verlassen war, ein Versenkungskommando begab mit dem Befehl, vor dem Versenken den Dampfer in erster Linie auf wichtige Papiere zu durchsuchen. Solche Papiere wurden gefunden. Außerdem wurden noch die Navigationsmittel beschlagnahmt und mitgenommen, d. h. Seekarten, ein Chronometer und ein Sextant. Die Karten hatten zum Teil militärische Wichtigkeit, teils stellten sie ebenso wie die beiden Instrumente Erfordernisse des Unterseebootes dar, waren daher nach Absatz 119 der Prisenordnung mit Recht zu beschlagnahmen. Andere Gegenstände sind nicht von Bord genommen, „Wertgegenstände" überhaupt nicht gesehen worden. In der Schiffskasse vorhandenes Geld — einige Schillinge — sind dort verblieben. Die Angaben der englischen Zeitung sind also unwahr.

Hierzu ein Gegenstück:

Als das kleine türkische Torpedoboot „Timur Hissar" am 16. April dieses Jahres nach seinem Angriff auf einen englischen Transportdampfer unter der griechischen Insel Chios Schutz suchte, wurde es innerhalb der neutralen Dreiseemeilengrenze von englischen Zerstörern verfolgt und beschossen. Es blieb dem deutschen Kommandanten kein anderer Ausweg, als das Boot auf Strand zu setzen, zu sprengen und die Besatzung an Land zu schicken, um beide nicht in die Hand des Feindes fallen zu lassen.

Der Kreuzer „Minerva" und drei Zerstörer ankerten in der Nähe der Strandungsstelle. Britische Matrosen der Zerstörer begaben sich darauf an Bord des türkischen Torpedobootes, plünderten den noch unversehrt gebliebenen achteren Teil mit dem Privateigentum der Offiziere vollständig aus und sprengten ihn weg, nachdem sie sämtliche Sachen in ihren Booten mitgenommen hatten.

Die Nichtachtung der Neutralität kleiner Staaten durch britische Seeleute ist damit wieder um einen Fall vermehrt, Neutralität gilt eben für England nur mehr, soweit sie ihm nützt. Die Ausplünderung eines hilflosen Wracks durch britische Matrosen unter den Augen ihrer Offiziere ist aber ein bisher noch nicht in die Erscheinung getretener Charakterzug britischer Kriegführung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die englischen Bestialitäten in Kamerun.

Schimpfliche Behandlung von Neutralen.

Die August-Nummer des amtlichen Deutschen Kolonialblattes veröffentlicht ausführliche Berichte verschiedener Schweizer Missionare und eines holländischen Staatsangehörigen über das Vorgehen der verbündeten englisch-französischen Truppen in Kamerun, aus denen die „Berliner Morgenpost" vom 12. August 1915 folgende Stellen herausgreift.

Von drei farbigen Soldaten eskortiert, mußten meine Frau und ich wie Gefangene durch die Straßen Dualas schreiten . . .

Der unfreundliche Political-Offizier Paul erwiderte auf meine Vorstellungen: „Sie haben sich den getroffenen Anordnungen zu fügen! Was, die Basler Mission neutral? Gehen Sie mir damit! Auch Sie Deutsch-Schweizer sind ja Dreiviertels-Reichsdeutsche! . . ."

Wie Verbrecher neben schwarzen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten marschierend, waren wir den verächtlichen Blicken und schadenfrohen Zurufen des in den Straßen zahlreich herumlungernden Dualapöbels ausgesetzt . . .

Es ist empörend, wie Angehörige der englischen und französischen Nationen die Neutralität unserer Häuser und derjenigen unserer Mission, die sämtlich durch Hissung von Schweizerflaggen als schweizerisches Besitztum kenntlich gemacht waren, mißachteten. Einmal kam ich gerade dazu, wie vier weiße französische Unteroffiziere und Soldaten in unser Haus eingebrochen waren, sämtliche Zimmer durchstöberten, alle Schränke und Schubladen aufbrachen und sich Wertgegenstände und Wäsche aller Art, zum Teil unser Privateigentum, aneigneten und mit sich nahmen.

Die zynische Bemerkung des englischen Offiziers Paul, es sei erwünscht, den Deutschen Kaiser durch uns aus der Welt zu schaffen (!), mag die niedrige Gesinnung der Soldateska kennzeichnen, mit der wir es in Kamerun zu tun hatten . . .

Da die Soldaten mithalfen, ist es begreiflich, wenn die Zimmer unserer Hauptstation Akwa (Duala) total ausgeräumt waren. Es war nichts mehr darin zu finden als Papierfetzen. In unserer Buchhandlung lagen auf den eingeschlagenen Türen und Fenstern die zu verkaufenden Bücher in europäischen und afrikanischen Sprachen, Geschäftsbücher, Rechnungen, Büchergestelle, Ladeneinrichtung usw. bunt durcheinander. Was irgend Wert hatte, war weg oder auch zerschlagen.

Auf meiner Station hielt ein englischer Offizier in meiner Anwesenheit Hausdurchsuchung und hinderte seine schwarzen Begleiter nicht, nach Belieben Zucker, Brot und Konserven aus dem Speiseschrank zu rauben und in ebenfalls gestohlenen Handtüchern mitzunehmen, obschon er ganz genau wußte, daß hier Schweizer wohnten, und obschon die Engländer, wie sie sagten, mehr als genug Essen für sich und ihre Soldaten mitgebracht hatten . . .

Es war einige Minuten vor Mitternacht. Man führte uns an eine Stelle, wo zwei schwarze Soldaten von ihren Lagerstätten weichen und uns Platz machen mußten. Der bloße Boden mit einigen Bananenblättern diente uns als Bett. Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und aufgepflanzten Bajonetten standen bis zum Morgen dicht neben uns und wandten kein Auge von uns ab. Da ich auf dem Marsch durch den Schweiß ganz naß geworden war und bald recht kalt wurde, erbarmte sich ein wachhabender Soldat meiner und gab uns seinen Regenmantel, so daß wir uns notdürftig zudecken konnten.

Während dieser Kanonade befanden wir Gefangenen uns nahe hinter den Geschützen in einer äußerst ungemütlichen Situation. Es dauerte ziemlich lange, bis wir in angemessene Entfernung zurückgebracht waren. Am anderen Tage zogen die Engländer in Nkongsamba ein. Wir wurden in einer Faktorei untergebracht und bekamen kein Essen. Auch sonst war die Behandlung unwürdig und brutal. Durften wir doch keinen Schritt ohne Erlaubnis aus dem Haus heraus und wurden, wenn wir austreten mußten, von zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett begleitet, als wenn wir Verbrecher wären. . . .

Auf der Eisenbahnstation Mambellion kamen noch andere Gefangene dazu. Auf einem offenen Güterwagen wurden die Frauen und Kinder und das Gepäck verladen. Weil keine brauchbare Lokomotive zur Stelle war und der Wagen auch keine Bremsvorrichtung hatte, so band man lange Stricke hinten an den Wagen an und ließ diese durch Schwarze halten, damit bei dem starken Gefälle der Wagen nicht durchbrennen sollte. Ein gefangener Bahnbeamter, der die Linie genau kannte und der Sache nicht recht traute, bot sich an, den Transport zu leiten. Er wurde aber abgewiesen. Es zeigte sich bald, daß die die Stricke haltenden Leute nicht genügten. Der Wagen kam in rasenden Lauf. Bei den scharfen Kurven wäre eine Entgleisung leicht möglich gewesen. Ferner wußten sowohl die Frauen auf dem dahinsausenden Wagen, als wir hinten nacheilenden Männer, daß etwa 30 Kilometer weiter unten eine Brücke gesprengt war und der Wagen, wenn er nicht zum Stehen kam, in den Dimbombo-Fluß hineinfuhr. In der Verzweiflung begannen die Frauen nacheinander abzuspringen. Während ein verwundeter schwarzer Soldat, welcher auch auf dem Wagen saß, als erster den Absprung wagte, unter die Räder kam und gleich tot war, kamen wunderbarerweise die Frauen und Kinder mit verhältnismäßig geringen Verletzungen davon.

In dem Bericht eines holländischen Staatsangehörigen heißt es unter anderem:

Im Solde der Engländer stehende Eingeborene, Dakwiris, haben angegeben, sie seien beauftragt, einen weißen Pflanzer in Bibundi gefangenzunehmen. Diesen Auftrag führten sie so aus, daß sie diesen Pflanzer nackt auszogen, fesselten, schlugen und an einem Strick über die Erde zogen . . .

Wir Männer mußten in Nkongsamba auf dem nackten Zementboden schlafen und erhielten unser Essen auf die Erde geworfen. In Duala waren Männer und Frauen in zwei verschiedenen Faktoreien untergebracht. Das Essen bestand fast ausschließlich aus Handelsheringen und Brot, so daß wir Gefahr liefen, krank zu werden. Dazu kam bei den Männern, daß sie sich nur auf dem eng umgrenzten Faktoreihof be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wegen, sonst aber nicht ausgehen durften. Das Klosett mußten wir mit den Eingeborenen teilen; es war im höchsten Grade unhygienisch. So verbrachten wir Nichtkombattanten und gänzlich unbeteiligten neutralen Staatsangehörigen drei Wochen in einer an schwere Strafhaft erinnernden Lage, dabei beständig von schwarzen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht.

Die Deutschen in Hongkong.

Vor kurzem wurde im „Hamburger Fremdenblatt" unter der Ueberschrift „Beobachtungen aus San Franzisko" auch die Behandlung der Deutschen in Hongkong kurz erwähnt. Daß die Zustände in den dortigen sog. Konzentrationslagern tatsächlich jeder Beschreibung spotten, ergibt sich auch aus einer ausführlichen Schilderung eines Deutschen in einem Mitte November 1914 geschriebenen Briefe an einen Geschäftsfreund in Hamburg. Es heißt darin nun:

Man wurde in Hütten ohne genügenden Schutz gegen die Witterung auf feuchter Erde (kein Holzfußboden) untergebracht; in meiner Hütte lagen wir zu 17 Personen so eng beieinander, daß nicht einmal ein kleiner Koffer zwischen den Betten untergebracht werden konnte. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die chinesischen Erdarbeiter (Kulis) im Vergleich zu uns sehr sanitär in ihren Hütten wohnen. Auch die geringste Bequemlichkeit fehlte; nicht einmal konnte man einen Nagel irgendwo anbringen, an den man einige Kleidungsstücke hätte hängen können. Dazu die fürchterliche Feuchtigkeit, die noch dadurch verschlimmert wurde, daß es gerade während der Tage, die ich dort zubrachte, unaufhörlich in Strömen regnete. Junge, kräftige Leute mögen vielleicht bei größter Vorsicht so etwas aushalten, aber sicherlich nicht Personen, die durch langjährigen Aufenthalt in den Tropen keine körperliche Widerstandsfähigkeit mehr besitzen.

Die denkbar primitivste Waschgelegenheit (sechs Wasserhähne) mußte für 250 kriegsgefangene Deutsche genügen, und die in aller Oeffentlichkeit angebrachten Klosetts (wenn ich nicht irre, sechs Gelegenheiten) spotten in sanitärer Beziehung jeglicher Beschreibung. Es ist nach Ansicht der dort gleichfalls internierten deutschen Aerzte unvermeidlich, daß im Laufe der Zeit Seuchen aller Art unabwendbar sind. In der Tat, solche Einrichtungen würden sogar Hottentotten und anderen unkultivierten Völkern nicht zur Ehre gereichen; sie bedeuten jedenfalls eine Schmach für eine Nation, die bei jeder Gelegenheit Worte, wie Humanität, Zivilisation usw. prahlerisch im Munde führt. Jeder, der das durchzumachen hat, wird das den Engländern bis an sein Lebensende nachtragen.

Es gab drei Mahlzeiten am Tage: morgens 7¼ Uhr zwei Enteneier mit einem Stück sauren Brotes und Tee; mittags 12½ Uhr zwei Enteneier mit Brot und Tee; abends 5¼ Uhr stewed beef mit Erbsen, Bohnen oder Kohl. Sonst nichts. Bei der Kost hatte ich in drei Tagen fünf Pfund abgenommen. Jeden Morgen mußte 1½ Stunden gearbeitet werden, und zwar Gräben ziehen und Erde wegtragen; natürlich wurde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das leicht genommen. Jeder Internierte erhielt eine Nummer, unter der er in erster Linie bekannt war. Eßgeschirr erhielt jeder bei der Ankunft sofort ausgehändigt; es bestand aus einem Steinkrug, einem Messer und einer Gabel. Jedem wurden bei der Ankunft Zeitungen, Messer, Gelder usw. abgenommen. Von seinem Gelde konnte man wöchentlich höchstens 10 Taels (ungefähr 30 Mk.) ausgehändigt bekommen, wovon man sich in der Kantine Früchte und ein paar Flaschen Bier kaufen konnte.

Ein englisches Todesurteil über Kaiser Wilhelm.

Am 1. September 1914, also zu einer Zeit, da die englische Armee Mister Frenchs bei Saint Quentin so völlig geschlagen worden war und sich vor gänzlicher Vernichtung nur durch eine Flucht gerettet hatte, deren Schnelligkeit das einzige war, wodurch die Engländer sich bisher in diesem Kriege berechtigte Bewunderung verdient haben, brachte der „Daily Chronicle", bis zum Ausbruch des Krieges ein anständig geschriebenes Blatt, folgende Zuschrift:

„Was soll mit dem Deutschen Kaiser geschehen?"

In Ihrer und in anderen Zeitungen sehe ich eine neue Karte von Europa (auch das ist ein sehr hübscher Zug! D. Schriftl.), worin der Deutsche Kaiser immer noch als Monarch geduldet wird, wenn auch mit einem verminderten Reiche. Ich glaube einer sehr verbreiteten Anschauung Ausdruck zu geben, wenn ich sage, daß ein Monarch, der in so schändlicher Weise sich an der Zivilisation versündigt hat, absolut unwürdig ist, in irgendeiner Form königliche Rechte auszuüben. Die Zeiten sind vorbei, daß ein Monarch, der verantwortlich ist für den Verlust so vieler Tausender von Menschenleben und für die Trauer über viele weitere Tausende, ungerechnet den materiellen Schaden und Verlust, persönlichen Leiden und Entbehrungen entgehen soll, nur weil er ein Monarch ist. Ich für meine Person werde nie mit dem Ergebnis dieses Krieges zufrieden sein, wenn nicht Kaiser Wilhelms Leben verwirkt ist oder wenn er nicht für Lebenszeit nach St. Helena oder einer noch einsameren Insel verbannt wird. Meine Hoffnung ist, daß man kurzen Prozeß mit ihm macht, damit die militärischen Ideale Preußens und die deutschen Barbareien für immer ein Ende finden, und damit unseren Herrschern die Aufgabe abgenommen wird, die Art seiner Bestrafung festzustellen. Wenn das nicht geschehen kann, so muß die Zivilisation aller Völker seine lebenslängliche Verbannung verlangen, und zwar unter der Verschärfung, daß ihm jeglicher Luxus versagt wird. Ich lade alle, die mit mir gleicher Meinung sind, ein, sich mit mir in Verbindung zu setzen, um gemeinsam dieses Ziel zu erreichen zu suchen. Auf alle Fälle sorgen Sie dafür, daß bei der Umformung der Karte von Europa (folgt eine nicht wiederzugebende Schmähung des Kaisers) nicht wieder auf irgendeinen europäischen Thron zu sitzen kommt. Die Missetaten eines Abdul Hamid verblassen vor der Ethik und den Taten des gegenwärtigen Deutschen Kaisers. (Unterschrift.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch dieses Schandstück glauben wir niedriger hängen zu sollen, ohne weiter Worte darüber zu verlieren.

Englische Gemeinheiten.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt in ihrer Nummer vom 3. Juli 1915 unter der Ueberschrift „Kommentar überflüssig": In den „Financial News" vom 19. Juni findet sich folgender, in wörtlicher Uebersetzung wiedergegebener Artikel:

„Das Gewimmer über Karlsruhe. Nach der „Frankfurter Zeitung" sandte der Großherzog von Baden folgendes Telegramm von der Front an den Bürgermeister von Karlsruhe: Der Kaiser telegraphiert mir seine tiefe Entrüstung über den gemeinen Angriff auf mein geliebtes Karlsruhe. Die armen unschuldigen Opfer unter der Zivilbevölkerung haben ihn tief betrübt. — Es lohnt sich, daß wir uns erinnern, daß erstens der Kaiser den Fliegern befahl, man müsse sich besonders bemühen, die Kinder des Königs Albert zu töten, zweitens daß er befahl, denjenigen Mannschaften von Unterseebooten, durch die Frauen und Kinder untergingen, die doppelte Belohnung auszuzahlen, und drittens, daß er persönlich die Marterung von dreijährigen Kindern befahl und genau angab, welche Martern angewandt werden sollen. Ein Kommentar dürfte überflüssig sein. Solch ein Aussätziger beschmutzt (!) sogar die Telegraphendrähte, durch die seine Botschaften an den Großherzog von Baden gehen."

Englische Liebenswürdigkeiten.

Die Londoner „Daily Sketch" enthält Vorschläge für die Behandlung der Deutschen, die in England zurückbleiben: 30 000 nach ihrer Schätzung. Da schreibt einer: „Man handle wie im Burenkrieg. Man sammle sie in einem Lager oder in einem besonderen für sie eingeräumten Dorf unter strenger militärischer Aufsicht." — Ein anderer meint: „Alle Deutschen, deren die Polizei habhaft werden kann, bringe man auf alte Schiffe, die man fünf Seemeilen hinausfahren und als Scheibe für unsere neuen Naval Volunteers dienen lassen kann." — „Ich habe," schreibt ein dritter „mehrere deutsche Damen zu Freundinnen oder was man so nennt. Eine ist mit einem Offizier des stehenden Heeres verheiratet. Sie erklärte im Vertrauen, daß Deutschland sich bis an die Zähne bewaffne, um nach England zu ziehen, und daß der Angriff in einer Weise erfolgen würde, die England zum Kampfe zwingen müßte. Ich kenne die Deutschen und weiß, daß sie schlimmer sind als die Indianer und die Eingeborenen und die Basuto und alle mir bekannten Stämme. Sie sind sehr unaufrichtig und doppelzüngig. Natürlich möchten sie naturalisiert sein des Schutzes halber." — Ein Vierter läßt sich vernehmen: „Man jage alle in England bleibenden Deutschen mit Sack und Pack hinaus, ob sie wollen oder nicht, ungeachtet ihrer bangen Versicherungen der Treue gegen England, und man lasse keinen Deutschen mehr in unser Land zurückkehren und sei er auch noch so brav." —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Fünfter schlägt vor: „Man lasse aus unseren Gefängnissen, außer Fälschern und Mördern, alle körperlich tauglichen Gefangenen hinaus, die im Heer und in der Flotte dienen wollen, und lasse die deutschen Reservisten und Kriegsgefangenen die Arbeit in den Strafanstalten verrichten. Da England diese Leute ernähren und unterbringen muß, so mögen sie auch für ihren Unterhalt sorgen." — Ein Sechster sagt: „Das Richtige wäre, ein Ausweisungsbefehl mit nachfolgendem leisen Wink, das Land zu verlassen. Wozu sie festhalten? Warum nicht einsehen, daß 30 000 Feinde in unserer Mitte, die unser ganzes Treiben beobachten, eine Bedrohung für uns, ein kleine Armee an sich bilden? Wir sollten ihnen nicht feindlich sein?" — Der Siebente meint: „Ich bin nicht blutdürstig, allein in jedem anderen Lande werden überführte Spione erschossen, und es heißt beinahe ein Spiel treiben mit der materiellen und moralischen Sicherheit des Landes, wenn wir sie, wie es zu geschehen scheint, kaum anders als unsere gewöhnlichen Verbrecher behandeln."

Frankreich.

Ein Ueberfall durch Franktireure.

Ein Geschäftsinhaber in Berlin stellt dem „Berliner Tageblatt" einen Brief zur Verfügung, den ein ins Feld gerückter Angestellter an ihn gerichtet hat. Aus den packend geschilderten Erlebnissen des Briefschreibers hebt das „Berliner Tageblatt" folgende Einzelheiten heraus:

Auch hier in Feindesland denke ich des öfteren an Sie und Ihre werte Familie und gedenke der schönen Stunden, welche ich in Ihrem Hause verleben durfte. Wir dringen bis jetzt unentwegt vor, ich bin der Korpsfernsprechabteilung zugeteilt. Gerade unser Korps hat sehr schöne Erfolge erzielt und den Gegner überall, wo es ihn zu packen bekam, zurückgeschlagen. Es ist eine wahre Freude, unsere tapfere Infanterie so zu beobachten; ein jeder einzelne ist ein Held, möchte man sagen; und wenn auch manchmal die Verluste groß sind oder die Marschstrapazen fast nicht zu ertragen: kommt es zum Treffen, so sind alle dabei; ein jeder stellt seinen Mann, und das Resultat solcher Aufopferung und solchen Mutes ist dann eben meist der Sieg. Die Franzosen sind, was leider für uns sehr schlimm ist, hinterlistig, fast ebenso wie die Belgier. Was wir z. B. in Belgien von der Bevölkerung zu erleben hatten, ist nicht zu beschreiben, und hier in Frankreich ist es fast ebenso schlimm. Nur eine Episode will ich Ihnen schildern, damit Sie einen ungefähren Begriff bekommen, denn die Zeitungen schreiben ja noch viel zu milde darüber. So wurden wir in einem größeren belgischen Dorf früh beim Durchmarschieren mit Tücherschwenken empfangen, auch wurde uns Wasser und vereinzelt Kaffee gereicht. Zigarren und Zigaretten konnten wir uns kaufen. Nachmittags mußte unsere Abteilung zurück und wir sollten in dem Ort Quartier beziehen. Nun war an dem Tage ungefähr zwei Stunden von diesem Ort entfernt ein größeres Gefecht, bei welchem auf unserer Seite erst eine Division gegen drei französische Armeekorps kämpfte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Franzosen hatten an diesem Ort vor ungefähr 14 Tagen Scharfschießen abgehalten und sorgfältig Ziele abgesteckt, und so ging die Sache bei uns zuerst nicht gut. Nachdem wir jedoch Verstärkung durch ein anderes Armeekorps und eine Division erhielten, flohen die Franzosen. Wahrscheinlich hatten die Einwohner des Dorfes von unserem anfänglichen Mißerfolg Kenntnis erhalten, denn als wir ungefähr eine Stunde beim Abkochen im Dorf sind, werden wir an einem Ausgang des Dorfes von versprengter französischer Infanterie belästigt, auf der anderen Seite trieb sich feindliche Kavallerie herum. Wir selbst waren nun nicht ganz die halbe Fernsprechabteilung, also ungefähr 100 Mann und einige 20 Burschen und ungefähr 150 Mann Infanterie, und außerdem Artillerie von der Munitionskolonne und der ganze Generalstab. Kaum hörten die Bewohner, daß auf uns geschossen wurde, da ging es plötzlich wie auf ein Signal von allen Teilen des Dorfes los. Aus sämtlichen, inzwischen schnell verrammelten Türen und Fenstern, ja aus der Kirche wurde auf uns und vornehmlich auf die Offiziere des Generalstabes geschossen. Zum Glück hatten sie meist sehr alte Gewehre und Pistolen und schossen so schlecht, daß sie nur 2 Offiziere und ungefähr 20 Mann verwundeten. Ein Teil von uns verjagte nun zuerst die französischen Truppen, machte auch einige Gefangene, der andere Teil machte einen Sturmangriff nacheinander auf sämtliche Häuser, und da entdeckten wir, was wir für unglaublich gehalten hätten, wenn wir es eben nicht selbst mit erlebt hätten. Von Männern, Frauen, ja selbst halben Kindern, mit dem Zeichen des Roten Kreuzes angetan, wurde am meisten auf uns geschossen. Bei einem Geistlichen entdeckten wir ebenfalls Waffen, der andere war überhaupt ein verkleideter Offizier. Wir machten nun kurzen Prozeß. Personen, die wir auf frischer Tat erwischten, wurden von einigen Gerichtsoffizieren des Generalstabes nach erwiesener Schuld verurteilt und erschossen oder erhängt, ihre Häuser in Brand gesetzt, alle übrigen Bewohner, nachdem sie auf das genaueste auf Waffen untersucht waren und ihnen diese abgenommen waren, wurden in die Kirche gesperrt bis zu unserem Abrücken nach zwei Tagen. Neulich wurde ein Major mit zwei Mann von einem 18jährigen im Walde versteckten Zivilisten erschossen. Der Bengel wurde ergriffen und erhängt. Nun für heute genug von diesen Greueltaten. Sollte es mir möglich sein, schreibe ich Ihnen bald wieder. Wo ich mich momentan befinde, kann ich Ihnen leider nicht mitteilen, da dies uns verboten ist. Ich schreibe Ihnen auf requiriertem Papier aus einem Schlosse. Ich liege meist auf Schlössern in Quartier, da ich mich beim Kommando befinde! — — — Ueber Verpflegung kann ich mich auch nicht im geringsten beschweren, und Wein gibt es in Frankreich bald mehr als Wasser.

Eine schändliche Tat.

Französische Soldaten als Raubmörder.

Amtlich wird berichtet:

Der obersten Heeresleitung liegt folgende Meldung eines Infanterieregiments vor:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bethencourt, 10. September 1914. Am 8. September sind zwei Automobile mit Verwundeten, die die Genfer Flagge führten, im Forêt domaniale von einer französischen Radfahrerabteilung unter Führung eines Offiziers überfallen worden. Verwundete und Führer wurden ermordet und beraubt. Nur zwei Mann sind verwundet entkommen und haben diese Angaben dem Stabsarzt ihres Bataillons gemacht, der sie der Sanitätskompagnie in Gondreville am 9. übergab.

gez. . . . . ., Regimentskommandeur.

Wie gefangene Deutsche in Frankreich behandelt werden.

Ein angesehener deutscher Kaufmann, der seit vielen Jahren in Marseille ansässig war und mit einer Französin verheiratet ist, war Anfang August mit seiner Frau nach Carcassonne geschleppt, auf energische Vorstellungen aber drei Wochen später nach Spanien entlassen worden. Von Barcelona aus berichtete er dann an den bisherigen deutschen Konsul in Marseille über seine Erlebnisse unter anderem:

Jetzt wird sämtliches Hab und Gut von Deutschen mit Beschlag belegt und vielleicht sogar verkauft oder versteigert, und zwar nicht nur die Waren, die in öffentlichen Magazinen liegen, sondern auch Privateigentum. Also auch meine Villa mit der schönen Einrichtung, mit Kleidern, Wäsche usw.

. . . In Carcassonne hat man allen Männern ohne Altersunterschied, auch mir, wiederholt Vorschläge gemacht für die Fremdenlegion, und da nach vier-, sechs- oder mehrwöchiger Gefangenhaltung mit „entsprechender" Behandlung und Verpflegung gar mancher nur den einzigen Wunsch hat, herauszukommen aus diesem Elend, so sind diese Vorschläge häufig auf guten Boden gefallen. Sogar viele Frauen hat man aufgefordert, ihre Männer zum Eintritt in die Legion zu bestimmen! Wie immer und allenthalben beutet der französische Staat das Elend des einzelnen aus, um ihn in das Netz der Fremdenlegion zu bringen, gibt sich aber den Anschein, als ob er diesem Unglücklichen noch einen Dienst erweise oder aber, als ob der Eintritt ganz und gar freier Wille gewesen sei. Der scheinbare Beweis, daß die Gefangenen in Carcassonne nicht unzufrieden waren, ja im Gegenteil sich wohl fühlten, ist ja leicht zu erbringen. Nämlich so: Alle Briefe der Gefangenen mußten offen abgegeben werden und durften nur deutsch oder französisch abgefaßt sein. Briefe, in denen Klagen zum Ausdruck kamen, wurden einfach vernichtet; nur selten wurden einige den Absendern zurückgegeben mit entsprechendem Verweis und manchmal Drohung. Von den Briefen aber, welche in der gewünschten Form abgefaßt waren, worin also von ordentlicher Behandlung, genügender Kost und dergl. mehr die Rede war, von solchen Briefen sind sicherlich einige „aus Versehen" nicht abgegangen und können gelegentlich als „Beweismittel" für Naive dienen.

Und diese Leute stellen sich so gern das Zeugnis der Humanität, der Zivilisation aus! . . . Unter diesen Umständen und mit den täglich wachsenden Befürchtungen wegen unserer Habe in Marseille werden Sie wohl verstehen, daß es uns oft, recht oft bitter zumute ist, und daß wir

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur einen Wunsch haben: Vergeltung für all den moralischen und materiellen Schaden, den man uns zufügt!

Wie die Franzosen hausten.

Zur Kennzeichnung der Art, wie die französische Kulturnation bei ihrem Auftreten in Deutschland gehaust hat, teilt ein Leser der „Täglichen Rundschau" den Inhalt einer Karte mit, die er von dem Direktor eines großen industriellen Werkes erhalten hat:

„Die Franzosen waren in H . . . vom 17.—20. August. Auf dem einen Werk haben sie die Maschinen demoliert und alle Einrichtungen der Beamtenwohnungen vernichtet oder beraubt. In Automobilen haben die Helden die Sachen fortgeschafft. In der Villa unseres Direktors wurden die zerbrochenen Möbel aus dem Fenster gestürzt. Im Laboratorium ist alles zerschlagen und die Wände mit unflätigen Inschriften über die Person des Kaisers bedeckt. Zwei Meister und ein 16jähriger Junge wurden entführt und ein anderer Meister beinahe umgebracht. Die Franzosen dachten, Berlin sei nun nicht mehr weit. In S . . . besoffen sie sich, daß die Betrunkenen den Deutschen zum Opfer fielen.

Wie uns unser Vertreter in Karlsruhe drahtet, teilte der vom badischen Roten Kreuz zum Studium der Lazarettverhältnisse nach Saarburg und Umgebung entsandte Vertreter, Generalleutnant v. Boeckmann, mit, daß die Franzosen aufs übelste hausten, selbst das Lazarett und das Postgebäude nicht schonten, die Wasserleitung zerstörten, ärztliche Instrumente zerbrachen, alles in unbeschreiblicher Weise beschmutzten. Jetzt ist das meiste durch Deutsche wieder hergestellt. In Dieuze zerstörten die Franzosen Gas- und Elektrizitätsleitung, so daß die Operationen beim Talgkerzenschein vorgenommen werden mußten.

Feldpostbrief aus dem Westen.

Berlin, 24. September 1914.

Der Redaktion der „Deutschen Tageszeitung" möchte ich folgende Mitteilung machen, in wie niederträchtiger Weise französische Truppen in ihrem eigenen Vaterlande gehaust haben. Ich errichtete am 28. 8. 14 zwischen L. und D., dicht an einem herrlichen Rittergut den Flughafen meiner Feld-Flieger-Abteilung. Tags vorher war es das Kampffeld der braven . . . er, auf dem viele Helden dieses Regiments gegen französische Kolonialtruppen ihr Leben gelassen haben. Beim Betreten des Schlosses wurde mir auf den ersten Blick klar, daß wir keinem Feinde gegenübergestanden haben, dem wir auch nur die geringste Achtung entgegenzubringen hätten, sondern einem wüsten Mordbrennerhaufen. Ich habe so etwas von roher, brutaler Zerstörungswut bis dahin noch nicht für möglich gehalten. Es war buchstäblich alles zerstört. Das gesamte Inventar des Hauses war vernichtet. Porzellan, Bilder, Teppiche, Schränke, Tische waren kurz und klein geschlagen resp. zerrissen. Die Schreibtische erbrochen, die Korrespondenzen der Damen herausgerissen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schmuckgegenstände aus ihren Behältern gestohlen, kurz und gut, es war nichts mehr vorhanden, was noch überhaupt Anspruch hatte auf einen ferneren Gebrauch. Wie ich dort erfuhr, haben tags vorher die französischen Offiziere im Schlosse gewohnt und haben lediglich aus Zerstörungswut diesen Vandalismus getrieben. Die Franzosen können stolz sein auf diese Kulturträger. Ich habe mit meinen 14 Offizieren und 116 Mann vier Tage dort zugebracht und freue mich, das Haus wenigstens einigermaßen wieder wohnlich hergerichtet zu haben. Dies ist nur ein Beispiel, ich könnte deren mehrere mitteilen, die ich in Frankreich erlebt habe. Der französische Soldatenhaufen ist mir widerlicher denn je!

Sehr ergebenst v. Jena, Hauptmann.

Niederträchtigkeiten gegen Schwerverwundete.

Französische „Kulturbilder".

Ein ausgetauschter deutscher Schwerverwundeter, der Gefreite der Reserve des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 Wilhelm Oelbüttel, schildert, wie in der „Nordd. Allg. Ztg." vom 10. August 1915 mitgeteilt wird, seine Erlebnisse in Frankreich unter Eid wie folgt:

Oelbüttel wurde am 8. September 1914 bei Chalons durch einen Granatsplitter am Unterarm so schwer verwundet, daß der Arm am folgenden Tage in einem deutschen Feldlazarett abgenommen werden mußte. Drei Tage später nahmen die Franzosen das ganze Lazarett gefangen. Oelbüttel wurde mit 11 anderen Schwerverwundeten nach Ile-de-Ré transportiert. Die Fahrt dauerte 48 Stunden und die 12 hilflosen schwerverletzten Leute hatten furchtbare Leiden auszustehen. Das Abteil dritter Klasse, in dem sie sich befanden, hatte nur acht Sitzplätze, so daß immer vier der Unglücklichen stehen mußten. Weder ein Arzt, noch ein Krankenpfleger war zugegen. Die Nahrung bestand aus wenig trockenem Brot und Wasser, das im ganzen zweimal gereicht wurde. Mehrere der stark fiebernden Schwerverwundeten wurden auf Zwischenstationen ausgeladen, zwei der übrigen starben hilflos in dem Abteil. Am 14. September kam der Transport in Ile-de-Ré an, und nun setzte sich das begonnene Leiden in grauenhafter Weise fort. Kalte und zugige Unterkunftsräume, ungenügende Bekleidung, schlechtes Essen und mangelhafte ärztliche Behandlung — das waren die Segnungen der französischen Kultur, die die Unglücklichen kennen lernten. In den ersten drei Wochen wurde ihnen früh morgens überhaupt keine Nahrung gereicht und auch in der Folgezeit war sie gänzlich unzureichend. Von Abwechslung war keine Rede. Bohnensuppe wechselte mit Kartoffelsuppe. Die Würze bestand aus zähem Rindfleisch, das die Zähne kaum zerreißen konnten, und aus Maden, die in der Suppe herumschwammen. Die Bohnen waren hart und ungenießbar. Löffel und Teller wurden erst nach mehr als sechs Wochen zur Verfügung gestellt, bis dahin mußte eine alte Konservenbüchse aushelfen, die auf dem Kasernenhofe aufgefunden war. In den ersten vier Wochen durften sich die Gefangenen nicht einmal waschen, obgleich in unmittelbarer Nähe ein Brunnen stand.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine französische Krankenschwester, die entgegen dem Verbot von dort einmal Wasser für die Verwundeten zur Reinigung holte, wurde streng verwarnt und nicht wieder zu ihnen zugelassen. Am unerhörtesten war die sogenannte ärztliche Behandlung.

In den ersten vier Tagen war überhaupt kein Arzt vorhanden. Die Wunden eiterten weiter und wurden nicht verbunden. Die bedauernswürdigen Opfer französischer Rachsucht mußten sich die Maden selbst aus den Wunden herausziehen, um nicht bei lebendigem Leibe zerfressen zu werden. Bösartige Verschlimmerung der Wunden war die unausbleibliche Folge. Aber die Verhältnisse besserten sich auch kaum, als endlich einige Aerzte eintrafen. Sie bemühten sich nicht zu den Kranken, sondern ließen diese trotz ihrer schweren Verwundungen auf dem Kasernenhofe antreten und warten. Mancher der Verwundeten wurde ohne jede Untersuchung wieder fortgeschickt, andere nur oberflächlich besichtigt. Meist zogen die französischen Aerzte es vor, Zigaretten zu rauchen und sich zu unterhalten.

Roheit und Unfähigkeit machten sich geltend: ein Mann, der einen Fußschuß hatte und um Behandlung bat, wurde von einem französischen Marinearzt mit dem Fuß getreten und aus dem Verbandszimmer mit Stößen herausgeworfen; ein anderer hatte einen Armbruch und klagte dies den Aerzten, die aber bei der Untersuchung angeblich nichts feststellen konnten; er wurde erst später von einem Krankenpfleger geschient. Für die besonders schwer verwundeten Leute diente ein besonderer Raum als Unterkunft, ein Pferdestall, in dem es von Ratten wimmelte. Ein unerträglicher Gestank herrschte und die französischen Aerzte hielten sich, wenn sie den Raum betraten, die Nase zu und eilten schleunigst wieder hinaus.

Und alles dies ereignete sich trotz Vorhandenseins reichlicher Mengen von Verbandmaterial. Auch sechs hilfsbereite deutsche Sanitätspersonen waren im Lager. Aber sie durften sich um die Kranken nach ausdrücklichen Anordnungen der französischen Aerzte nicht kümmern, auch ihr Verbandzeug nicht zur Verfügung stellen. Es war eben nichts anderes als niedrige Rachsucht und kleinliche menschenunwürdige Gemeinheit, die den Grundzug für die Behandlung der Verwundeten abgab.

Bestätigt wird diese Aussage durch Oelbüttels gleichlautende eidliche Bekundung anderer Gefangener, die in dem gleichen Lager in ebenso schamloser Weise behandelt worden sind.

Ein unbeugsames Opfer französischen Verbrechens.

Anfang September 1914 wurde eine deutsche Kavallerie-Offizierspatrouille bei Fontainebleau von ihrer Truppe abgeschnitten. Drei Wochen lang schlug sie sich in Feindesland durch, es gelang ihr aber nicht, zu den Ihren zu stoßen. Sie fiel den Feinden in die Hände und wurde nun das Opfer jenes abscheulichen Justizverbrechens, von dem im Januar 1915 berichtet wurde. Zwei dieser Garde-Offiziere, die Leutnants v. Schierstädt und Graf Strachwitz, wurden, obwohl sie nichts Rechtswidriges oder Strafbares begangen hatten, „wegen Plünderung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Zerstörung von Hindernissen" zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Geheimrat Prof. v. Liszt, der Berliner Strafrechtslehrer, bezeichnete dieses Urteil des Militärgerichts Chalons als einen „Gewaltakt, der die deutsche Regierung zu Repressalien berechtigt". Nunmehr hört man, wie schrecklich dieses Urteil vollstreckt wird. Nach dem „Matin" vom 18. März 1915 ist Leutnant v. Schierstädt nicht zu Gefängnis, sondern zu Zwangsarbeit, zum Bagno verurteilt und nach der Fieberhölle von Cayenne deportiert worden. Die Meldung des „Matin" aus La Rochelle lautet wie folgt:

„Verschiedene Sträflinge sind am Sonntag abend im Gefängnis von La Rochelle eingetroffen, um in das Depot auf der Insel Ré übergeführt zu werden, von wo sie nach Cayenne eingeschifft werden sollen. Unter ihnen befindet sich ein Leutnant von den Kürassieren der Kaiserlich Deutschen Garde v. Schierstädt, der vom Kriegsgericht der 9. Armee zu 5 Jahren Zwangsarbeit wegen gemeinschaftlicher Plünderung unter Waffengebrauch auf unserem Gebiete (pillage en bande avec armes sur notre territoire) verurteilt wurde. Dieser Deutsche, der in Brandenburg, in Groß-Morschlow (Groß-Machnow) geboren ist, hat nichts von seinem Stolze verloren. Er äußert sein absolutes Zutrauen in den Triumph Deutschlands, weil, sagt er, „sein alter Gott" ihn will. Er rühmt die Ueberlegenheit der deutschen Kultur und erklärt bei jeder Gelegenheit seinen Mitgefangenen, daß Frankreich ein verfaultes Land ist. Trotz seiner Diensteigenschaft und seiner Titel ist er nichtsdestoweniger mit Sträflingskleidern angetan und muß auf Stroh schlafen, angekettet an einen anderen Sträfling."

Auf den hochgemuten Sinn des jungen Garde-Offiziers, der sich auch durch die schmachvollste französische Roheit nicht beugen läßt, dürfen wir Deutsche stolz sein, aber erneut drängt sich die Frage auf, die Prof. v. Liszt schon als berechtigt entschieden hat: Bisher hat man von einer Vergeltung für den französischen Justizfrevel nichts gehört; jetzt aber, nachdem die Pariser Presse das Furchtbare bestätigt und durch Einzelheiten belegt, ja sich mit der Roheit der eigenen Behörden noch obendrein schamlos brüstet, sollte unsere Regierung die Zeit für gekommen erachten für ein rächendes scharfes Zugreifen. Die Sprache rücksichtsloser Vergeltung ist immer noch diejenige, die unsere Feinde am besten verstehen.

Rußland.

Russische Schandtaten.

Amtlich wird durch das W. T. am 8. September 1914 gemeldet:

Bei ihrem Eindringen in Teile von Ostpreußen haben die Russen zahllose Schandtaten und Grausamkeiten begangen. Aus der unendlichen Menge der darüber vorliegenden Nachrichten teilen wir hier zunächst solche Fälle mit, die durch amtliche Ermittelungen bereits zuverlässig beglaubigt sind. Eine Reihe von Landräten ist von den Russen festgenommen und nach Rußland abgeführt worden. Der Landrat von Goldap soll gezwungen worden sein, Vieh, das aus seinem Kreise von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Russen zusammengebracht worden ist, nach Rußland zu treiben. Von vielen Gendarmen des Grenzgebietes fehlt jede Spur. Fest steht, daß ein Gendarm aus dem Kreise Pillkallen erstochen worden ist. Der Gendarm aus Bilderweitschen wurde von den Russen gefangen genommen. Man hat gesehen, wie er auf einer Protze gefesselt durch Eydtkuhnen gebracht wurde. Dann ist er erstochen worden. Seine Leiche lag auf dem Marktplatz in Kibarty.

Die evangelischen Pfarrer in Schareyken, Kreis Marggrabowa, und in Szittkehmen, Kreis Goldap, weigerten sich, den Russen Angaben über die Stellung unserer Truppen zu machen. Sie wurden deshalb in den Mund geschossen. Der eine ist tot, der andere wurde schwer verwundet, ohne Hoffnung auf Genesung, in das Krankenhaus nach Goldap gebracht. In einem Dorf im Kreise Pillkallen wurden Frauen und Kinder zusammen auf ein Gehöft getrieben, die Hoftore geschlossen, das Gehöft in Brand gesteckt. Erst als die Eingeschlossenen in höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die gequälten Leute herausgelassen. Auf einem Gutshof bei Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen. Die Wirtin wurde genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie in einer Gasse, die von den russischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gebildet worden war, Spießruten laufen und wurde dabei schwer verletzt. In einem Dorfe des Kreises Stallupönen wurde unter der unwahren Behauptung, daß aus dem Dorfe geschossen worden sei, eine Reihe von Bewohnern, darunter Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erschossen. Ebenso wurden im Dorfe Schillehnen im Kreise Pillkallen 10 Personen unter demselben falschen Vorgehen niedergemacht. Im Dorf Radßen haben die russischen Soldaten fast alle Gebäude angezündet, so daß im Augenblick fast das ganze Dorf in Flammen aufging. Auf die unglücklichen Bewohner des Dorfes wurde mit Hieb- und Schußwaffen losgegangen. Getötet wurden in diesem einen Dorfe zwei Männer und acht Frauen, drei Männer wurden verletzt.

Aehnliche Vorfälle von Mord, Brand und Verwüstung werden aus zahlreichen Grenzorten gemeldet. Bei den Mordbrennereien gingen die Russen in der Weise vor, daß zunächst die Domänengehöfte als königliches Eigentum mit allen Vorräten niedergebrannt wurden. Dann wurden die Güter vorgenommen und dann die Dörfer. Bis zum 18. August waren aus dem Gumbinner Bezirk 6 Domänen, aus dem Pillkaller Kreise allein über 15 Dörfer und Güter niedergebrannt. Nach den vorliegenden Schilderungen sind die Russen bei diesen Mordbrennereien ganz systematisch vorgegangen. Den Truppen zogen mit Zündmaterial ausgerüstete Brandkommandos voran, die die Häuser mit petroleumgetränkten Schwämmen und Brandraketen anzündeten. Gewöhnlich wurden die Bewohner zuvor aufgefordert, die Häuser zu verlassen. Manche Kommandanten ließen gelegentlich die Wohnhäuser stehen und beschränkten sich auf Abbrennen der Ställe und Scheunen. Die Verheerung der Dörfer wurde häufig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter dem Vorwand vorgenommen, daß aus ihnen geschossen worden sei. In Wirklichkeit ist dies niemals der Fall gewesen.

Die in den westlichen Gouvernements garnisonierenden russischen Truppen, besonders das Gardekorps, scheinen im großen und ganzen die Grundsätze des Völkerrechts eher beobachtet zu haben. Gelegentlich warnten solche Truppenführer, die bei flüchtigen Streifereien im Lande eine ihren Wünschen entsprechende Aufnahme gefunden hatten, Pfarrer und Gutsbesitzer vor der rohen und grausamen Gesinnung ihrer später eintreffenden Kameraden.

Wie die Kosaken bei Lyck gehaust haben.

Einem Brief der „B. Z. am Mittag" entnimmt das Berliner Tageblatt" vom 22. September 1914 folgende Schilderung: „Wir trafen auf unserer Fahrt hinter Lyck auf eine Kavallerie-Patrouille, deren Führer uns mit tiefster Erbitterung von den Greueltaten erzählte, die am Nachmittag in den deutschen Dörfern an der Grenze vorgekommen waren. Alte Männer und Frauen lagen erstochen auf der Dorfstraße. Den Kindern waren, soweit sie lebten, die Hände abgehackt oder die vorderen Glieder der Finger abgeschnitten. In mehreren Dörfern hatten die Russen vorher eine ärztliche Untersuchung der männlichen Bevölkerung vorgenommen und alle diensttauglichen Leute herausgesucht. Kurz vor Abmarsch der Truppen wurden sie in einen Hof getrieben, an die Mauer gestellt und erschossen. Was von Kranken und Alten übrig blieb, wurde den Kosaken überlassen, die dann ihre Henkersarbeit verrichteten. Man hat bei gefangenen Kosaken mehrfach Zündstreifen gefunden, etwa 60 Zentimeter lange und 4 Zentimeter breite Streifen von Zündstoff. Zwei bis drei dieser Streifen genügen, um eine Scheune oder einen großen Strohschober in Brand zu setzen."

Die Grausamkeit der russischen Kriegführung.

Unter der Ueberschrift „Russische Geständnisse" veröffentlicht die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in der Nummer vom 3. Juli 1915 einen Brief, den vor kurzem ein russischer Kriegsgefangener, Leutnant J., freiwillig an den deutschen Kommandanten seines Gefangenenlagers richtete. Dem Schreiben seien die folgenden charakteristischen Stellen entnommen:

Ich halte es für meine Pflicht, gegen das barbarische Verfahren der Kriegführung unserer Heerführer zu protestieren, welches während der Zeit unseres Einfalles in Ostpreußen angewandt wurde. Ich kann nicht ohne Entsetzen an die wilden und grausamen Befehle einiger unserer unfähigen Generale denken, die befahlen, die bewohnten Orte zu verbrennen. Mit Entsetzen erinnere ich mich der Ereignisse, als die fast irrsinnig gewordenen Bewohner der verbrannten Orte, bestehend fast nur aus Greisen, Frauen und Kindern, flehten, ihnen wenigstens die Wohnung zu lassen, da das übrige Vermögen fast alles durch die russischen Soldatenmarodeure ausgeplündert war. Ich wie jeder andere wissen viel-

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fälle, wo unsere Offiziere, sogar solche in höheren Kommandostellen aus Ostpreußen geplünderte Gegenstände, wie Klaviere, häusliche Geräte und andere wertvolle Sachen nach Rußland hinausführen. Man kann mit Gewißheit sagen, daß sogar unsere Kriegstransporte durchweg mit geplündertem Gut beladen waren. Ich bin vollkommen überzeugt, daß eine derartige Kriegsorganisation keine tüchtige sein kann. Der Sieg der deutschen Waffen über die Russen ist bestimmt vorauszusehen. Ich führe sogar einige Namen von Leuten an, die durch Teilnahme an der Plünderung und durch Gewalttätigkeiten ihr Gewissen befleckten. Der Kommandant von Suwalki, Rittmeister Halubeck, beförderte die geplünderten Gegenstände in das Innere Rußlands, General v. Paulin-Rosenschild, General Omelianowitsch und der Chef der zweiten Brigade, 57. Division, und die Kommandeure des 225. und 226. Infanterie-Regiments befahlen, die bewohnten Dörfer zu verbrennen, mitunter auch, keine Gefangene zu machen. Ich habe nichts dagegen, wenn das Obenerwähnte der deutschen Behörde zur Kenntnis gelangt; denn abgesehen von den Schrecken des Krieges ist die Zerstörung von Wohnungen und Vermögen der friedlichen Bewohner ein großes Verbrechen. Ich bitte den Herrn Kommandanten, das Schreiben den russischen gefangenen Offizieren vorläufig nicht zur Kenntnis zu bringen. Leutnant F.

Was russische Generale mitnehmen.

Von einem höheren Offizier, der an den Kämpfen gegen die Russen in Ostpreußen teilgenommen hat, erfährt der „Neue polit. Tagesdienst" folgendes Ereignis, das die moralischen Eigenschaften der hohen russischen Offiziere in das rechte Licht setzt. Bei den Kämpfen im Gebiet der masurischen Seen war es gelungen, ein Automobil abzufangen, in dem ein russischer General sein Heil in der Flucht suchte. Der Insasse wurde gefangengenommen und das Fahrzeug auf seinen Inhalt näher untersucht. Dabei befand sich auf dem Boden wohlverwahrt eine große silberne Bowle mit der Inschrift: „Ihrem scheidenden Landrat, die dankbaren Bewohner von N...." (eine bekannte ostpreußische Stadt nahe der russischen Grenze). Es sind also keineswegs nur die armseligen Kosaken, die in Ostpreußen gebrandschatzt haben, sondern auch russische Generale scheuen sich nicht, Wertgegenstände, die ihren Beifall finden, zu stehlen.

Herr Dr. Dohmeyer aus Berlin hat, wie dem „Berliner Tageblatt" mitgeteilt wird, auf dem östlichen Kriegsschauplatz ein Geschütz erbeutet. In dem Protzkasten fand er Hunderte von Kupfermünzen, die auf der Vorderseite das Bildnis des Zaren und auf der Rückseite die Worte: „Zum Einzug in Berlin 1914" enthalten.

Die russischen Bestialitäten an der Grenze.

Von einem Unteroffizier der Reserve wird dem „Berliner Tageblatt" vom 20. August 1914 aus Insterburg geschrieben:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Stallupönen bis Schirwindt, 5 Kilometer nordöstlich dicht an der Grenze, bietet sich ein einziges grauenhaftes Bild der Zerstörung. Das Vieh ist aus den Ställen der Rittergüter ausgebrochen und treibt sich herrenlos herum, die Schankwirtschaften sind geplündert, das Geschirr kurz und klein geschlagen, die Möbel demoliert oder verbrannt. Die Grenzdörfer sind in Brand gesteckt worden und der Kosak hat dabei seine bestialische Feigheit auf das gräßlichste bewährt. Arme, wehrlose Kinder, den Eltern entrissen, sind zusammengebunden auf die Dächer der Häuser gesetzt worden, lebende Fackeln für die zuschauenden Diener des Friedenszaren! Kinder und Frauen, das sind die Gegner, die der Russe nicht fürchtet, vor unseren Truppen weicht er zurück. Ich weiß wohl, daß wir die kriegerische Disziplin hochhalten müssen, mag auch der Gegner uns noch so verhaßt sein, aber schwer, sehr schwer wird es fallen, hier nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten!

Die russische Schreckensherrschaft in Stanislau.

In Graz sind am 12. März 1915 mit einem Güterzug aus Wien gegen siebzig Flüchtlinge aus Stanislau, zumeist Frauen und Kinder, eingetroffen. Unter ihnen befinden sich auch einige Eisenbahnbedienstete, die beim ersten Russeneinfall nicht mehr hatten flüchten können und so die Russenherrschaft zu fühlen bekamen. Einer der Flüchtlinge, ein Staatsbahnkondukteur i. P., erzählte haarsträubende Dinge über die Russenherrschaft in Stanislau.

Nach dem ersten Einzug der Russen begann sofort eine allgemeine Plünderung der Stadt. Alle Wohnungen ohne Ausnahme wurden sofort ausgeräumt. Die Russenhorden durchsuchten alles vom Keller bis zum Boden und schleppten einfach alles, was einigen Wert hatte, mit sich fort. Die Bewohner wurden barbarisch behandelt. Nach dem Einzug des zum Stadtkommandanten bestimmten Generals wurde es etwas besser. Die Bewohner wurden zu Arbeiten herangezogen, wofür ihnen eine Entlohnung in Aussicht gestellt wurde. Diese wurde aber sehr unregelmäßig und wenn, oft kaum zur Hälfte ausgezahlt. Jene, die Geld erhielten, wurden aber sofort bei der Ausgabestelle von Soldaten umringt, die ihnen das Geld einfach mit Gewalt wegnahmen. Eine Beschwerde hätte nur die größten Unannehmlichkeiten nach sich gezogen, zum mindesten Mißhandlungen zur Folge gehabt. Welche Verbrechen an Frauen und Mädchen verübt wurden, soll gar nicht erwähnt werden. Es genüge nur der Hinweis, daß die russische Soldateska entsetzlich vorging. Die Lebensmittel wurden täglich weniger und die Bewohner, die von Hunger getrieben, auf die Suche nach Nahrung gingen, waren froh, wenn sie alle drei bis vier Tage irgend etwas zum Essen bekamen. So lebte alles in größter Besorgnis durch Monate. Es darf daher nicht wundernehmen, daß jene Bedauernswerten, die in Graz ankamen, vollkommen entkräftet und ausgehungert sind.

Am 18. Februar zogen die Russen aus der Stadt ab und es erschienen die ersten österreichisch-ungarischen Streifwachen. Alles atmete

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf. Die Begrüßung der eigenen Truppen war unbeschreiblich freudig. Endlich gab es wieder einmal etwas zum Essen. Das dauerte bis zum 2. März. An diesem Tage rückten die Russen wieder in Stanislau ein. Es kam zu einem erbitterten Straßenkampfe von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Auch die Bevölkerung nahm daran teil. Wer konnte, ergriff in größter Eile, ohne irgend etwas mitnehmen zu können, die Flucht nach Kolomea, um nur nicht wieder die russische Gewalt fühlen zu müssen. Die Russen gingen erbarmungslos vor. Nur wer sich gut verstecken konnte, entging dem Blutbade, das die Russen zur Strafe für das Entkommen gegenüber unseren Truppen anrichteten. Der Kommandant hatte angeordnet, daß niemand zu schonen sei und daß die Stadt ausgerottet werden müßte. Die russischen Barbaren befolgten den Befehl. 1200 Einwohner büßten ihre Treue zum Kaiser und Reich mit dem Tode. Die Hunderte, die nach Kolomea und von dort weiter in das Innere des Reiches flüchten konnten, waren zu beneiden, obwohl sie nichts als das nackte Leben gerettet haben.

Die Stadt selbst sieht natürlich furchtbar aus. Alles ist zerstört und verwüstet. Der Bahnhof, die Eisenbahnerkasernen, das Gebäude der Staatsbahndirektion sind ausgebrannt. Ebenso die meisten anderen Häuser. Die Tage der Russenherrschaft in Stanislau werden niemanden aus dem Gedächtnis schwinden, der das Unglück gehabt hat, sie mitmachen zu müssen. Der Gewährsmann dieser Mitteilung hat selbst sein Haus eingebüßt, es wurde durch nicht weniger als sechs Granaten in einen Schutthaufen verwandelt. Die in Stanislau im Ruhestande lebenden Personen hatten seit sechs Monaten auf die Auszahlung ihrer Bezüge verzichten müssen, da es unmöglich war, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen. Die Flüchtlinge verbleiben in Graz.

Die russischen Greueltaten in der Bukowina.

Die „Kölnische Zeitung" bringt in ihrer Nummer vom 1. April 1915 unter der Ueberschrift „Russische Greueltaten in der Bukowina" folgendes: Mit Schaudern und Grauen lasen wir, welche Schandtaten die russischen Horden in der Gegend von Memel begingen. Ein Nebenstück dazu finden wir in einer Schilderung im Bukarester „Universul" — der größten rumänischen, gewiß nicht als russengegnerisch bekannten Zeitung — Nr. 71 vom 13./26. März — aus der Bukowina. Diese Mitteilungen beruhen auf einer von der Wiener Regierung genehmigten Untersuchung. Die Untersuchung erstreckt sich auf die Bezirke Gurahumora, Kimpolung bis in die Gegend von Czernowitz und Storozynetz. Sie umfaßt zahlreiche rumänische Dörfer und Marktflecken. Was die Russen während der vier Wochen ihrer Herrschaft verübten, schildert der Bericht als unbeschreiblich. Sie zerstörten bei den Gerichten die Grundbücher, bestahlen die orthodoxen Religionsvermögen, verwandelten die Güter und Schlösser hervorragender Rumänen in Ruinen. Der Bericht nennt eine Reihe von Persönlichkeiten mit Namen, deren Häuser und ganze Habe vernichtet wurde. Furcht-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bare Einzelheiten wurden festgestellt. Die Witwe Helene Huto aus Stulpicani, 75 Jahre alt, wurde von russischen Soldaten nackt ausgezogen und geschlagen, damit sie Geld gebe. Das Museum des Gymnasiums Gurahumora wurde verwüstet. Die russischen Soldaten, die in Spiritus aufbewahrte Schlangen sahen, nahmen die Schlangen heraus und tranken den Spiritus. Wahrhaft scheußliche Taten wurden an Frauen und Mädchen verübt. In der Gegend von E., wo die Russen beim Pfarrer D. P. beherbergt wurden, verlangten sie, nachdem sie von der Pfarrerin gut bewirtet worden waren, indem sie sie mit dem Gewehr bedrohten, sie möge ihnen Frauen und Mädchen für ihre Gelüste zur Verfügung stellen. Mehrere Kosaken traten in das Haus des Landwirtes Axenti Belei und fielen, nachdem sie gut gegessen hatten, über dessen Frau her und vergewaltigten sie der Reihe nach. Der unglückliche Bauer, der hinzusprang, um seine Frau zu retten, wurde schrecklich geprügelt, gebunden und mußte zusehen, wie die Russen die Frau entehrten. Dr. Radu von Grigorcea erklärte uns, daß er am Tor seines Hauses stand, als drei bewaffnete Kosaken ein armes Mädchen hinter sich herzogen. Sie traten in ein in der Nähe befindliches verlassenes Haus und vergewaltigten das Mädchen. Ein Kosak hielt abwechselnd an der Tür Wache. Als Dr. Radu von G. protestierte, wurde er von ihnen bedroht. Varvara Vacile Niculiao wurde von zwei Kosaken entehrt. Zwei Mädchen des Kaufmanns Retter in Storozynetz wurden von mehreren Kosaken vergewaltigt und ihr Vater ermordet, weil er seine Töchter retten wollte. Der Mutter aber wurden die Brüste abgeschnitten. Ein Mädchen Maria Negura wurde von zwei Kosaken geschändet. Frau G. wurde angesichts ihres Mannes entehrt, dem während dieser Zeit ein Revolver vor die Brust gehalten wurde. Neun Kosaken haben Frau M. S. aus B., fünf Kosaken eine Frau aus G., deren Mann im Kriege ist, vergewaltigt. Die Witwe H. aus G. wurde von mehreren russischen Soldaten zusammen mit ihren Töchtern in demselben Zimmer vergewaltigt. Mehrere Kosaken überfielen den Landwirt G., sperrten ihn in einen Kasten, vergewaltigten seine Frau. Die Russen brachten Geschlechtskrankheiten mit und haben die unglücklichen Mütter und Töchter der Bukowina angesteckt. In der Apotheke von Gurahumora fanden sich an einem einzigen Tage 20 Soldaten ein, die Mittel gegen venerische Krankheiten verlangten. Der Bericht betont, daß dies nur wenige von den unzähligen Fällen sind, und fügt hinzu: Die Erinnerung für die Bevölkerung ist so schrecklich, daß die Leute der Bukowina, wenn sie wüßten, daß die Kosaken jemals wieder in jene Gebiete kämen, sie, wie sie erklärten, alles, was sie noch an Vermögen besitzen, sogar die Gräber ihrer Vorfahren, verlassen würden, und daß jeder dahin gehen würde, wohin ihn seine Schritte lenkten. Sie bitten uns, ihnen die Grenzen zu öffnen und sie zu unterstützen, damit sie ins Land kommen können. Bis dahin aber würden die Bukowinaer Hungers sterben, und wir erachten es als eine Pflicht der Menschlichkeit, wenn nicht der Blutbande wegen, die uns einigen, ihnen zu Hilfe zu kommen. Helfen wir ihnen, helfen wir ihnen rasch.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine russische Brutalität.

Aus dem Kriegspressequartier in Wien wird unterm 9. März 1915 gemeldet: Heute nachmittag erschien vor der befestigten Stellung unserer Truppen nördlich Radworna ein russischer Parlamentär, der mitteilte, auf Befehl des russischen Kommandanten würden morgen vormittag ungefähr fünfzehnhundert Judenfamilien, welche heute bei Kamiona und Tysmieniczany versammelt worden seien, über die russische Linie hinaus zu den österreichisch-ungarischen Truppen abgeschoben werden. Da die Judenfamilien befürchteten, von den Oesterreichern angeschossen zu werden, sei der Parlamentär erschienen, um dies mitzuteilen. — Durch dieses unerhört brutale Vorgehen bezweckt der Feind zweifellos, Tausende von Unbeteiligten, die er brotlos und obdachlos gemacht hat, gleich einer Viehherde vor sich herzutreiben, um sich ungefährdet unseren Stellungen nähern zu können. Die Verwirklichung dieses scheußlichen Vorhabens, das als eine Schande des Jahrhunderts bezeichnet werden muß, kann bei dem tiefsten Mitgefühl für die armen Opfer der barbarischen Willkür aus militärischen Gründen nicht geduldet werden. Der Raum vor den befestigten Stellungen muß nämlich, da ein Waffenstillstand für das Abschieben der Judenfamilien vom Feinde weder angeboten noch unserseits wegen des Heranziehens feindlicher Verstärkungen annehmbar ist, bei jeder Annäherung von der Seite des Feindes unbedingt unter Feuer genommen werden. Dem russischen Kommandanten wurde daher durch einen Parlamentär nachstehende schriftliche Antwort übersandt: Das Ueberschreiten der eigenen Linie von Feindesseite kann unter keinen Umständen für irgendjemand gestattet werden; daher wird der Raum vor der eigenen Front unter Feuer gehalten werden. Ich ersuche, die Judenfamilien in Kamiona und Tysmieniczany hiervon in Kenntnis zu setzen. Ich füge hinzu, daß die ungeheure Verantwortung für die beabsichtigte unmenschliche Handlung, Tausende unschuldiger Landbewohner gegen unsere Stellungen zu treiben, ausschließlich dem russischen Kommandanten zufällt, der diesen barbarischen und jedem Kriegsgebrauch hohnsprechenden Befehl erteilt hat, dies um so mehr, als keine Gewähr dafür besteht, daß diese Unschuldigen nicht bloß als Schild für die Annäherung der russischen Truppen dienen werden. Es wird dafür gesorgt, daß dieses Verhalten vor aller Welt gebrandmarkt werde.

Eine Schanze aus Menschenleibern.

Weiter wird aus dem Kriegspressequartier unterm 13. August 1915 gemeldet: Dem schon sehr inhaltreichen Kapitel der grausamen russischen Kriegführung erwächst in folgender Tatsache ein weiterer Beitrag: Unsere an der Bystryca kämpfenden Truppen bemerkten, daß an dem von den Russen verteidigten rechten Ufer des Flusses Ansammlungen von Frauen und Kindern stattfanden. Die Russen hatten sie vor ihrer Front zusammengetrieben, um dieserart, von Menschenleibern gedeckt, ihre Schanzarbeiten besser verrichten zu können. Diese unmensch-

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Maßnahme dürfte leider manches Opfer gefordert haben, da ja die Kämpfe wegen dieses Aktes bestialischer Roheit weder abgebrochen noch eingestellt werden konnten.

Russische Schandtaten.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt unter dem Titel „Eine Schandtat russischer Soldaten": Am 7. Juni fanden deutsche Soldaten in der Nähe eines russischen Schützengrabens bei Kempienie-Maloje die der Waffen und Wertsachen beraubte Leiche des Sergeanten V. eines deutschen Kavallerieregiments, der tags zuvor von den Russen vom Pferd geschossen worden war. Die Leiche wies außer zwei schweren Gewehrschüssen am Kopf und rechten Oberarm folgende Verletzungen auf: über die rechte Hand einen Säbelhieb, zwei weitere Säbelhiebe hatten die linke Kopfseite gespalten, die Schädeldecke war durch zwei wuchtige Kolbenhiebe eingeschlagen. Das Gehirn lag neben dem Körper, die Augen waren, wie scharfe Schnittwunden deutlich erkennen ließen, aus dem Kopf herausgeschnitten. Die Russen hatten also, nicht zufrieden damit, den Mann unschädlich gemacht zu haben, an dem tödlich Getroffenen ihre bestialische Roheit ausgelassen, indem sie ihn in dieser grauenhaften Weise verstümmelten. Dies ist durch die eidliche Aussage von sechs deutschen Soldaten erwiesen, die das unglückliche Opfer der Russen auffanden und als ihren Kameraden wiedererkannten.

Wie die russischen Truppen im eigenen Lande hausen.

Wien, 29. Juni. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Nachstehend der wortgetreue Inhalt eines erbeuteten russischen Originaldokumentes:

„Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch. Meldung des Vorstehers der römisch-katholischen Gemeinde Bogdanow im Gouvernement und Bezirk Petrikau, des Priesters Miecislaus Kozakowski, wohnhaft im Dorfe Bogdanow (Poststation Petrikau).

Euere Kaiserliche Hoheit! Ich gestatte mir alleruntertänigst zur Kenntnis Euerer Kaiserlichen Hoheit folgendes zu bringen: Es begann auf dem Gebiet der Gemeinde Bogdanow ein Kampf mit Deutschen und Oesterreichern. Am 22. November zogen sich die Deutschen zurück, unsere Truppen rückten heran und fanden von seiten der Bevölkerung den herzlichsten Empfang und jede mögliche Unterstützung in jeder Hinsicht.

Am 24. November kam um sechs Uhr früh ein Soldat zu mir und erklärte, daß in Kürze die ganze Gegend durch Artillerie beschossen werden würde. Im Hinblick darauf und auf Befehl seines Kommandanten, da es bloß eine kleine Kapelle gibt, die gegen Feuersgefahr nicht gesichert ist, nahm ich alle Kirchengeräte zusammen, das sind Meßgewänder, die Gefäße für die heilige Opferung, Kelche, Monstranz und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebetbücher, und versorgte dies alles im Keller des Pfarrhauses, verschloß es sorgfältig und begab mich selbst in das Nachbardorf Krystopolska Wola, wohin auch alle Bewohner des Dorfes Bogdanow zogen; mein Vieh, Kartoffeln, Fourage und überhaupt alles, was zur Verpflegung der Truppen dienen konnte, blieb an Ort und Stelle.

Am Abend desselben 24. November erfuhr ich, daß im ganzen Dorfe Bogdanow, darunter auch in meinem Hause, die rücksichtsloseste Plünderung stattgefunden hatte, und zwar von Soldaten des 207. Nowobojassenki-Inf.-Regiments, an deren Spitze ein Oberinstrukteur namens Stowilaßlanko oder Stowilapanko stand. Geraubt wurde buchstäblich alles. Kirchenschänderische Hände schonten nicht einmal die Kirchengeräte, Kelche, Monstranzen und Gewänder. In den Häusern der Pfarrangehörigen rafften die Plünderer buchstäblich alles zusammen und legten es auf Fuhrwerke. Was sie nicht mitnehmen konnten, wie Tische, Schränke, Stühle u. a., haben die Plünderer wie echte Barbaren zerbrochen und in Splitter gehackt. Kleidung, Wäsche, Pelze, Küchengeschirre, wo es solche gab, Uhren, mit einem Wort, alles packten sie auf Trainwagen und führten es in das Nachbardorf Kamiena.

Die gleiche Plünderung wurde in der ganzen Pfarrgemeinde vollführt und schließlich ergab sich ein solches Bild, daß die Dörfer, in denen früher deutsche und österreichische Truppen geweilt hatten, von diesen Truppen geschont wurden. Als aber die russischen Truppen kamen, erfolgte die völligste Zerstörung.

Aeußerst merkwürdig war hiebei, daß Dinge geraubt wurden, die die Soldaten gar nicht brauchen konnten, gar nicht zu reden von Getreide und Fourage.

Schließlich und endlich konnten die Bauern gar nicht verstehen, warum die russischen Truppen mit ihnen nicht wie Menschen, sondern wie wilde Tiere verfuhren, während die Deutschen und Oesterreicher sie human behandelt hatten.

Neben dem Stowilaßlanko leitete die Plünderung irgendein dem Namen nach unbekannter Soldat.

Am folgenden Tage, nämlich 26. November, wandte ich mich an den Kommandanten der 52. Division des Kaukasischen Korps mit der Bitte, um Schutz für die Bevölkerung. Der Chef der Division erteilte dem Regimentskommandanten den Befehl, der Plünderung sofort ein Ende zu machen. Da aber damals alle Offiziere im Kampfe standen, der in der Nähe tobte, so blieb der Befehl des Regimentskommandanten schließlich und endlich unausgeführt und die Plünderung wurde wie früher fortgesetzt. Es kam sogar soweit, daß die Plünderer Wiegen fortschleppten.

Euere Kaiserliche Hoheit! Die gesamte Bewohnerschaft meiner Pfarrgemeinde bemüht sich seit Anbeginn des Krieges, unsere Truppen auf jede mögliche Weise zu unterstützen, ohne Rücksicht auf ihre Kräfte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und ihr Hab und Gut. Jetzt kann niemand begreifen, warum für all dies eine solche Strafe folgte. Ist denn die militärische Obrigkeit wirklich nicht imstande, die Bevölkerung vor der völligen Vernichtung ihres Besitzes, wodurch ungefähr 8000 meiner Pfarrkinder zu Bettlern geworden sind, zu schützen? Alleruntertänigst bitte ich Euere Kaiserliche Hoheit, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen und anzubefehlen, daß der durch die Plünderung angerichtete Schaden ermittelt und der durch diese Abschätzung ermittelte Betrag der Bewohnerschaft meines Pfarrbezirkes, die sich jetzt in der entsetzlichsten Lage befindet, ausbezahlt werde.

1./14. Dezember 1914. gez. Priester Miecislaus, Vorsteher der Pfarrgemeinde Bogdanow."

Gewehrgriffe im feindlichen Feuer.

Telegramm des Kriegsberichterstatters der „B. Z. a. Mittag".

Tilsit, 10. August.

Während der kürzlichen Kämpfe um den Lawena-Abschnitt wurde das Artilleriefeuer auf die feindlichen Schützenlinien plötzlich abgebrochen, und zwar aus folgendem Grunde:

Durch das Scherenfernrohr war bemerkt worden — der Divisionsgeneral hat es selbst gesehen —, daß hinter der beschossenen russischen Schützenlinie eine andere Schützenkette auftauchte und die erste unter Feuer nahm. Die Truppen waren an dem Tage zuweilen im Gefecht durcheinandergekommen, und so mußte zunächst angenommen werden, daß eine unserer Abteilungen dem Gegner auf nahe Entfernung in den Rücken gekommen sei. Bei genauem Hinsehen aber zeigte sich, daß die Russen gegen diese neue Schützenlinie nicht Front machten, während diese fortfuhr, nach ihnen zu schießen. Die weitere Beobachtung ergab dann zweifellos, daß die hintere Schützenkette, rechts und links von einem Stabe ausgeschwärmt, ebenfalls aus Russen bestand, die von hinten ihre Kameraden beschossen, um sie zum Vorgehen zu bringen. Diese von Gefangenen so oft berichtete schauderhafte Methode hat in diesem Falle durch den Augenschein unserer Offiziere ihre Bestätigung gefunden.

Ein anderer, noch schlimmerer Fall, wurde bei der benachbarten Infanteriebrigade v. H. festgestellt. Dort lagen die Russen auf 600 Meter in Schützengräben vor unserer Front. Niemand läßt seinen Kopf sehen. Plötzlich erscheinen fünf Russen oben auf der Brustwehr des Schützengrabens und beginnen Griffe zu üben. Ein bequemes Ziel für unsere Leute. Sie schießen. Vier Russen fallen, der letzte springt in den Graben zurück, wieder heraus und so noch einige Male.

Am Abend des Tages wird dem Stabe ein russischer Ueberläufer gemeldet. Der Mann, dem der Zeigefinger der rechten Hand fehlt, erzählt folgendes: Ihrer fünf seien zur Strafe von ihren Offizieren gezwungen worden, auf dem Grabenrande Griffe zu machen. Zwei hätten die Deutschen erschossen, zwei verwundet, er selbst habe sich dann geweigert, weiter oben zu bleiben; dafür hätten ihm die Offiziere eigen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

händig den Zeigefinger der rechten Hand abgeschnitten. Nun sei er desertiert. Seitdem ist es bei uns verboten, auf Griffe übende Russen zu schießen. Wir bedanken uns, Henkersknechte für die Herren zu spielen. v. Koschützki, Kriegsberichterstatter.

Soweit der Korrespondent. Was er berichtete, wird niemanden zweifelhaft erscheinen, der sich an die anderen Berichte der russischen Bestialitäten erinnert, und an die Tatsache, daß auch in der russischen Duma jüngst Ankläger gegen die Verüber solcher Bestialitäten aufgestanden sind. Wie die Russen mit Soldaten siegen wollen, die mittels solcher russischer Methoden in den Kampf hineingetrieben werden müssen, darüber zerbricht man sich in der Duma vielleicht gelegentlich auch einmal den Kopf.

Moskowitische Bestialitäten.

Der Kulturkompagnon der Franzosen und Engländer.

Telegramm der „Vossischen Zeitung".

Petersburg (indirekt), 9. August 1915.

Soeben geht mir die Originalabschrift der Interpellation zu, die die äußerste Linke der Duma an den Ministerpräsidenten Goremykin wegen der Lage der Juden gerichtet hat und deren restlose Veröffentlichung in der russischen Presse von der Regierung verboten wurde.

Die darin aufgeführten beglaubigten Daten sind geradezu entsetzlich. Wie gemeldet, hatte die russische Regierung die Ausweisung der gesamten jüdischen Bevölkerung aus den kriegsbedrohten Landesteilen angeordnet, und die Interpellation führt an, wie diese Ausweisungen vor sich gingen. Die Evakuierung mußte in der Regel binnen 24 Stunden erfolgen, so daß die Ausgewiesenen fast ihr gesamtes Gut zurücklassen mußten, das dann unter Duldung oder auch Mitwirkung der Polizei- und Militärbehörden ausgeraubt wurde. Die Ausgewiesenen wurden in Güterwaggons gesperrt, deren Türen plombiert wurden. Die sogenannten Judenzüge hielten auf manchen Durchgangsstationen mehrere Tage, ohne daß man erlaubt hätte, den eingesperrten Männern, Frauen und Kindern die Waggons zu verlassen oder auch nur etwas ihnen hinzureichen.

Auf der Station Unetscha hielt ein derartiger Zug volle zehn Tage, und als man dann die Waggons öffnete, fand man darin 16 Scharlachkranke und acht Flecktyphuskranke. Auf der Station Homel wollten örtliche Juden und auch christliche Einwohner den in Viehwaggons tagelang Eingesperrten helfen, die wie wahnsinnig nach Brot und Wasser schrien, aber die den Zug bewachenden Gendarmen drohten, auf die Helfenden zu schießen, die mit Wasserkrügen herbeigeeilt waren. Dasselbe geschah auf der Station Belitza. In Nowosybkow wollten die dortigen Honoratioren sich telegraphisch bei den höheren Behörden für die verschmachtenden Kranken und Sterbenden verwenden, das Telegramm wurde jedoch zurückgehalten, und sämtliche Unterzeichner verhaftet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es sind viele Fälle vorgekommen, wo der sogenannte Judenzug nach wochenlanger qualvoller Fahrt am Bestimmungsort angelangt war, aber die ebenso qualvolle Rückreise antreten mußte, weil der örtliche Gouverneur die Ausladung verweigerte. Mehrere jüdische Frauen waren während dieser Höllenfahrten in verschlossenen und plombierten Waggons niedergekommen, wo Männer, Frauen und Kinder ohne Speise und Trank tagelang zusammengepfercht waren. Die Schreie um ärztliche Hilfe nutzten nichts, und männliche und weibliche Leidensgenossen mußten helfen. Unter den Ausgewiesenen und in Viehwaggons Verladenen befanden sich Schwerkranke und Kreißende, die ächzend und stöhnend in die bereitstehenden Züge geschleppt wurden.

Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man die von Hunderten christlichen unverdächtigen Zeugen erhärteten Angaben der entsetzlichen Interpellation liest. Ein Dumaabgeordneter, der die Interpellation mitunterzeichnet und mir die Abschrift übermittelt hat, schreibt mir u. a.: Unsere lieben englischen Bundesgenossen sammeln Tausende und Abertausende, um für Negerkinder kulturbringende Lendenschürzen anzuschaffen, die mitverbündeten französischen Bourgeois veröffentlichen Bibliotheken über deutsche Greuel. Wir selbst erklären, wir kämpften für Kultur und Freiheit. Zeigen Sie der noch objektiv gebliebenen Welt, wie der Zarismus mit den eigenen Untertanen, „seinen lieben Juden", verfährt.

Ich tue dies ohne Kommentar, das den Urtext des Grauens nur abschwächen würde.

Serbien.

Wie die Serben den deutschen Gesandten behandelten.

Der in Wien am 20. August 1914 eingetroffene bisherige deutsche Gesandte in Belgrad, Freiherr v. Griesinger, erzählt über seine Erlebnisse in der jüngsten Zeit: Am 25. Juli, noch vor Ablauf der Frist des österreichischen Ultimatums, sei er mit den Herren der Gesandtschaft, wie in eine Schachtel versteckt, nach Nisch verladen worden. „Vorher," berichtete er, „hatte ich die Deutschen und Oesterreicher im Gesandtschaftsgebäude untergebracht. Für die Deutschen erwirkte ich freien Abzug, die Oesterreicher mußten zurückbleiben. In Nisch war ich vollständig von der Außenwelt abgeschnitten, da die serbische Regierung die Unverschämtheit hatte, für mich einlangende Depeschen zurückzuhalten. Meine Depeschen ließ man mich wohl bezahlen, beförderte sie aber nicht. Im Gegensatz zum herrschenden Usus wurde mir nicht gestattet, einen Beamten zum Schutze der Gesandtschaft zurückzulassen. Wir mußten im gewöhnlichen Militärzug nach Nisch fahren, obwohl ich für einen Personenzug Karten lösen mußte."

Französische Dumdumgeschosse bei den Serben.

Nach einer Sarajewoer Meldung der „Kölnischen Zeitung" vom 23. September 1914 wurden bei verwundeten und getöteten regulären

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

serbischen Truppen fabrikmäßig hergestellte Dumdumgeschosse gefunden, die mit den in illustrierten Blättern veröffentlichten Photographien der bei Franzosen gefundenen gleichartigen Geschosse vollkommen identisch sind. Daraus ist zu schließen, daß die serbischen Dumdumgeschosse französischer Herkunft sind.

Serbische Grausamkeiten.

Ein Lügentelegramm des serbischen Ministerpräsidenten.

Wien, 25. August 1914. (W. T. B.)

Die serbische Regierung hat gegenüber dem spanischen Gesandten in Bukarest in einem von dem Ministerpräsidenten und Minister des Aeußeren Paschitsch gezeichneten Telegramm behauptet, das österreichisch-ungarische Hauptquartier habe den Kommandanten der in Serbien eingedrungenen Truppen Auftrag gegeben, die auf den Feldern stehende Ernte zu vernichten, die Dörfer anzuzünden und die Einwohner zu töten oder gefangenzunehmen. Ueberhaupt hätten die österreichisch-ungarischen Soldaten unerhörte Grausamkeiten begangen und selbst Kinder und alte Frauen nicht verschont.

Es ist ganz klar, was mit dieser bewußt lügenhaften Darstellung von serbischer Seite bezweckt wird. Es soll einfach den Vorwürfen zuvorgekommen werden, die zu erheben das tatsächliche Verhalten der Serben in diesem Kriege die österreichisch-ungarische Regierung ohnehin früher oder später gezwungen hätte. Schon die bisherigen Berichte von serbischen Kampfschauplätzen haben verschiedene Grausamkeiten der serbischen Kriegführung und ein völkerrechtswidriges Vorgehen der von den Behörden aufgehetzten Bevölkerung festgestellt.

Bei Serbisch-Schabatz sind wiederholt Leichen verstümmelter Soldaten unserer Armee gefunden worden, so ein Leutnant mit aufgeschlitztem Bauch, ein Soldat mit ausgestochenen Augen, in deren Höhlen Uniformknöpfe eingepreßt waren, und ein Soldat, an einem Baum hängend, dem Kopf und Arme fehlten. Die Einwohner von Serbisch-Schabatz und den umliegenden Ortschaften haben auf unsere Truppen meist von hinten geschossen, besonders auf die Offiziere und kleine Abteilungen.

Selbst als Schabatz schon 24 Stunden in unserem Besitze war, wurde noch auf vorübergehende Soldaten geschossen; die Schuldigen sind standrechtlich erschossen worden. Aus einer Fabrik in Schabatz wurde wiederholt auf unsere Leute gefeuert, einmal sogar von dem Fabrikschlote aus in die Offiziermenage auf die dort versammelten Offiziere; die Fabrik ist von uns niedergebrannt worden. Bei Mischar wurden Leute, die auf durchziehendes Militär geschossen hatten, gefangen; ein Leutnant, dem die Gefangenen vorgeführt wurden, verfügte aus Menschlichkeit die Freilassung einer schwangeren Frau. Kaum freigelassen, zog das Weib einen Revolver und erschoß den Leutnant von hinten. Während des Kampfes bei Tekerisch wurde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von serbischen Truppen die Parlamentärsflagge gehißt; der österreichisch-ungarische Kommandant befahl daraufhin die Einstellung des Feuers und näherte sich den Serben, die sodann auf dreihundert Schritt Entfernung gegen ihn und seine Leute ein mörderisches Feuer eröffneten.

Serbische Bestialitäten.

Das Armeeoberkommando in Wien teilt am 30. August 1914 aus eingelaufenen Meldungen über serbische Grausamkeiten Einzelheiten mit, wie Beschießung des Sanitätspersonals, der Hilfsplätze und der Verwundetentransporte sowie Ausraubung und Verstümmelung von Gefallenen. Ferner wurden unter anderem zahlreiche Patronenmagazine gefunden, in denen die Geschosse verkehrt in den Hülsen staken, um als Dumdum-Geschosse zu wirken. Mehrfach stellten sich serbische Komitatschis tot oder verwundet und warfen dann gegen die nahenden österreichischen Krankenträger Bomben.

Italien.

Italienische „Kulturträger".

Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Zu den unmittelbar an der italienischen Grenze befindlichen Orten, die als vor unserer Widerstandslinie liegend geräumt wurden, gehört auch das kleine Dörfchen Casotto im Asticotal. Bereits am 27. Mai rückte italienische Infanterie in Stärke von ungefähr einer Kompagnie gegen die gänzlich unverteidigte Ortschaft vor, gleichzeitig eröffnete die italienische Artillerie das Feuer, wodurch acht Häuser beschädigt wurden. Ohne Grund schoß nun die italienische Infanterie in den Ort und verwundete vier Frauen. Sofort nach dem Einzug begannen die Italiener die Plünderung der Ortschaft, die bei den späteren Versuchen stets fortgesetzt wurde. Sie nahmen nicht nur Gegenstände, die sie zur Vervollständigung ihrer Ausrüstung benötigten, sondern raubten alles, was ihnen irgendwie wertvoll erschien. Die Freude der Italiener sollte nur von kurzer Dauer sein, denn als nach einigen Tagen auch die letzten Bewohner Casottos, die bis dahin ausgehalten hatten, zu uns flüchteten, eröffnete unsere Artillerie das Feuer und säuberte die Ortschaft von den italienischen Truppen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachtrag.

Die Schande der englischen Flotte.

Ermordung einer deutschen U-Boot-Besatzung durch englische Matrosen.

Als zuerst die fast unglaublich klingende Nachricht von der Ermordung deutscher U-Boot-Matrosen durch die Besatzung des englischen Hilfskreuzers „Baralong" in der Oeffentlichkeit bekannt wurde, da kam ein Ruf der Entrüstung von allen Lippen. Auch im Auslande, soweit es neutral geblieben und sich in dem allgemeinen Wirrwar politischer Meinungen und Strömungen ein gerechtes, unabhängiges Urteil bewahrt hatte, galt das Verbrechen der englischen Schiffsbesatzung an wehrlosen deutschen Matrosen für so ungeheuerlich und verabscheuungswürdig, wie es dieser grausame, an Schrecknissen und Ueberraschungen überaus reiche Krieg noch nicht gebracht hat, wie es überhaupt noch niemals im Kampfe zivilisierter Völker miteinander vorgekommen ist.

Die Tatsachen, die in Form von eidlichen Aussagen einwandfreier amerikanischer Bürger vorliegen, die unmittelbare Zeugen der Bluttat waren, sind zwar in ihren Einzelheiten allgemein bekannt geworden; wir bringen sie trotzdem in ausführlicher Wiedergabe an dieser Stelle, zusammen mit der englischen Antwort auf die Denkschrift der deutschen Regierung über den „Baralong"-Fall und mit der deutschen Erwiderung auf diese englische Antwort, um den großen moralischen Tiefstand zu zeigen, der aus der Stellungnahme der englischen Admiralität und damit der britischen Machthaber deutlich und klar zu erkennen ist, so daß sich jedes weitere Wort hierüber vollständig erübrigt.

Die eidlichen Aussagen stammen von den amerikanischen Bürgern Curran, Clark, Hightower, und Crosby. Die Mörder sind, wie bekannt, englische Marinemannschaften an Bord des englischen Hilfskreuzers „Baralong", unter Führung seines Kommandanten, des englischen Kapitäns McBride.

Curran, Clark, Hightower und Crosby sind im Besitze eines blutigen Hemdes und von Geschoß- und Granatsplittern, die sie als Andenken an den Vorfall mitgenommen zu haben beschwören.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem sie den voraufgegangenen Angriff des deutschen Unterseebootes auf die Banngut führende „Nicosian" und das Verlassen des Schiffes beschrieben haben, sagen sie in ihrer eidlichen Erklärung: „Der 3. Offizier gab uns Weisung, Kapitän Mannings Boot zu folgen. Wir waren das letzte Boot der Reihenfolge nach. Uns schien, als schösse der deutsche Kommandant aus Vorsicht hoch, um unsere Boote nicht zu treffen.

Das war ungefähr 25 Minuten, nachdem uns zuerst das Unterseeboot in Sicht gekommen war, und das Schiff, das wir inzwischen am Horizont gesichtet hatten, war uns nun nahe genug, um seine amerikanische Flagge ausmachen zu können.

Es war ein Schiff von ungefähr dem Tonnengehalt wie die „Nicosian", nach meiner Schätzung ungefähr 4500 Tonnen.

An seinen Bordwänden, mittschiffs, waren zwei Bretter angebracht, die mit der amerikanischen Flagge bemalt waren. Die Größe dieser Flagge war ungefähr 4 bis 5 Meter.

Die Leute in den Booten waren recht vergnügt bei dem Gedanken, daß ein neutrales Schiff in der Nähe war und daß wir bestimmt aufgenommen werden konnten. Die „Nicosian" hatte sich um diese Zeit gedreht, und ihre ganze Backbordseite gezeigt, so daß sie ein sehr feines Ziel für die Deutschen abgab. Um diese Zeit ging das Unterseeboot auf die „Nicosian" los. Es kam bis auf ungefähr 90 Meter heran und begann mit Nahschießen. Jeder Schuß saß jetzt. Es feuerte neun Schüsse auf kurze Entfernung ab; sieben davon verursachten erheblichen Schaden.

Das Schiff, das die amerikanische Flagge führte und das sich nachher als H. M. S. „Baralong" erwies, unter Führung des Kapitäns William McBride, kam hinter der „Nicosian" auf und hielt sich querab von ihr. Um diese Zeit fielen die Bretter unterhalb der Kommandobrücke, die amerikanische Flagge wurde niedergeholt und die englische statt ihrer gesetzt. Sofort wurde mit Handwaffen auf das Unterseeboot Feuer eröffnet und der Geschützführer an Bord des Unterseebootes warf die Arme hoch und fiel rückwärts ins Wasser. Die deutschen Seeleute an Bord des Unterseebootes drängten nun alle nach dem Kommandoturm hin, und etlichen von ihnen gelang es, hinunterzukommen. Um diese Zeit eröffnete eines der Geschütze der „Baralong" das Feuer. Der erste Schuß schien zu kurz zu gehen, muß aber ein Prellschuß gewesen sein, da man bemerken konnte, daß sich das Unterseeboot leicht nach Backbord überlegte. Die Deutschen, die unten waren, begannen wieder an Deck zu steigen. Ein zweiter Schuß der „Baralong" riß dem deutschen Unterseeboot das Sehrohr und die Flagge weg. Diesmal verursachte es schwere Schlagseite nach Backbord. Der dritte Schuß der „Baralong" traf den Boden des Kommandoturms, riß ihn hinweg und mehrere Deutsche mit ihm. Der Rest der Deutschen, der oben war, stürzte nach dem Heck des Unterseebootes, das ungefähr 90 Meter lang war, und begann, die Kleider abzulegen. Das Unterseeboot sank jetzt langsam.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elf von den deutschen Seeleuten, darunter der Kommandant, sprangen ins Wasser und schwammen zu der „Nicosian".

Fünfen gelang es, das Seefallreep zu erreichen und an Bord zu klettern. Die anderen sechs dagegen schwammen herum nach den Tauen, die, für die Rettungsboote benutzt, herunterhingen, und ergriffen die Enden. Das konnte man ganz deutlich sehen. Inzwischen gingen alle unsere Boote längsseits der „Baralong", und wir stiegen über das Fallreep an Deck. Der Kommandant der „Baralong" ging händeschüttelnd herum und schien hocherfreut über das Ergebnis der Begegnung, da er nach seiner Behauptung zwei Monate lang herumgekreuzt war, um dieses Unterseeboot zu suchen. Er befahl nun seinen Leuten, sich in einer Reihe an der Reeling aufzustellen. Sie begannen das Feuer und alle sechs Deutsche wurden kalten Blutes erschossen.

Es fiel die Bemerkung, daß fünf Leute gesehen worden waren, wie sie an Bord der „Nicosian" kletterten, und der Kommandant der „Baralong" ließ sein Schiff längsseits der „Nicosian" gehen. Als er sie erreicht hatte, wurde es festgemacht, und die englischen Matrosen, begleitet von einigen Schiffsoffizieren der „Nicosian", suchten die fünf Deutschen. Kapitän McBride befahl, als er die Seesoldaten unter Führung eines Unteroffiziers abschickte: „Macht keine Gefangene!"

Der Schiffszimmermann war einer der ersten an Bord der „Nicosian" und voraus, die englischen Seesoldaten zu führen, während der erste Maschinist folgte. Einige von den Seesoldaten stürzten nach der Maschinenraumluke, während der Schiffszimmermann und der Rest den Niedergang nach den Heizräumen hinabging.

Der Zimmermann und die Seesoldaten, die den Niedergang zum Heizraum hinuntergegangen waren, kamen unten auseinander, bevor sie einen der Deutschen getroffen hatten. Der Zimmermann war der erste, der die Deutschen anfiel. Er zielte mit dem Revolver auf einen von ihnen, befahl ihnen, die Hände hochzuheben und zu ihm heranzukommen. Als der deutsche Matrose herankam, erschoß ihn der Zimmermann kalten Blutes. Er meldete dies dann unserm Kapitän mit dem Ruf: „Einen von ihnen habe ich!" und beschrieb das Schießen; später erzählte er jedem an Bord die Geschichte.

Der erste Maschinist rühmte sich, einen der drei übrigen erschossen zu haben, und die Seesoldaten taten den Rest ab.

Um sicher zu gehen, daß sie ihre Tat ordentlich vollbracht hatten, schossen die englischen Seesoldaten jedem toten Deutschen noch einen Schuß durch den Kopf.

Die letzten drei Leute, darunter der Kommandant des Unterseebootes, wurden folgendermaßen getötet: Zwei der Leute hatten den Gang zum Maschinenraum erreicht, während der Maschinist ihnen auf den Fersen folgte. Sie liefen in einen der Bunker, und der Maschinist schloß die Tür hinter ihnen und rief die Seesoldaten mit den Worten herbei: „Kommt, Jungens, ich habe zwei von ihnen hier drin!" Der Maschinist öffnete die Tür und schoß selbst; der andere Mann wurde durch die Seesoldaten getötet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der deutsche Kommandant lief nun nach der Reeling und sprang über Bord. Einer rief: „Da ist einer von ihnen!" Die Seesoldaten und unser Kapitän Manning gingen auf die Back des Schiffes.

Der deutsche Kommandant schwamm auf die „Baralong" zu. Die Seesoldaten eröffneten das Feuer von der Back der „Nicosian" aus. Der Kommandant sah herauf zur „Baralong" und hob die Hand zum Zeichen der Uebergabe. Er wurde in den Mund geschossen, und das Blut rann ihm das Kinn herunter. Er biß die Zähne zusammen und wartete auf das Ende. Ein Schuß aus der nächsten Salve traf ihn ins Genick. Er rollte tot auf den Rücken, trieb eine Weile und versank.

Nachdem der Kommandant erschossen war, kehrten die englischen Matrosen auf ihr Schiff zurück und es herrschte großer Jubel unter ihnen. Der Steward unseres Schiffes öffnete eine Flasche Whisky und bot sie dem Geschützführer und seinen Freunden dar. Dann kehrten etliche Leute, darunter das Maschinenpersonal, die Offiziere, die Vorleute und ungefähr dreizehn Maultiertreiber auf die „Nicosian" zurück. Der Kommandant der „Baralong" schickte nachher einen Brief an Kapitän Manning, den der Kapitän unserem Tierarzte zeigte, der ihn wiederum uns zu lesen gab. — Der Brief des McBride ersuchte den Kapitän, den Leuten, besonders den Amerikanern an Bord, einzuschärfen, sie sollten nichts von der Geschichte, weder bei ihrer Ankunft in Liverpool, noch bei ihrer Rückkehr nach Amerika erzählen. Der Brief war unterzeichnet: Kapitän William McBride, H. M. S. „Baralong".

Das ungesühnte Verbrechen der „Baralong".

Amtlich durch W. T. B.

Berlin, 14. Januar.

Auf die seinerzeit veröffentlichte Denkschrift der deutschen Regierung über die Ermordung der Besatzung eines deutschen Unterseebootes durch den Kommandanten des britischen Hilfskreuzers „Baralong" hat die britische Regierung durch Vermittlung der amerikanischen Botschaft in Berlin die nachstehende Antwort erteilt:

Die englische Antwort.

Uebersetzung der Antwort des britischen Auswärtigen Amtes an den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika über den Fall „Baralong".

Auswärtiges Amt, den 14. Dezember 1915.

Eure Exzellenz!

Ich habe die Ehre gehabt, Ihre Mitteilung vom 6. d. Mts. zu erhalten, der eine Denkschrift der deutschen Regierung über angebliche Vorkommnisse bei der am 19. August d. J. erfolgten Vernichtung eines deutschen Unterseebootes und seiner Mannschaft durch S. M. Hilfskreuzer „Baralong" beigefügt war.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Regierung gründet auf diese angeblichen Vorkommnisse die Forderung, daß der Kommandant und andere Beteiligte an Bord S. M. S. „Baralong" wegen Mordes zur Verantwortung gezogen und entsprechend bestraft werden.

Seiner Majestät Regierung nimmt mit großer Befriedigung, wenn auch mit einiger Ueberraschung, von dem seitens der deutschen Regierung jetzt zum Ausdruck gebrachten Verlangen Kenntnis, wonach die Grundsätze einer gesitteten Kriegführung innegehalten werden müßten und eine entsprechende Strafe diejenigen treffen sollte, die jene vorsätzlich mißachteten. Allerdings waren bei dem Vorfall, der die deutsche Regierung plötzlich daran erinnert hat, daß es solche Grundsätze gibt, die angeblichen Verbrecher diesmal Briten und nicht Deutsche. Seiner Majestät Regierung glaubt indes nicht einen Augenblick, daß es die Absicht sein kann, den Bereich einer gerichtlichen Untersuchung, die man einzuleiten für gut befindet, unbillig einzuschränken.

Es ist nun einleuchtend, daß es der Gipfel der Ungereimtheit sein würde, den Fall der „Baralong" für eine Einzeluntersuchung auszusondern. Gesetzt den Fall, daß die Aussagen, auf die sich die deutsche Regierung stützt, richtig wären (und Sr. Majestät Regierung hält sie nicht für richtig), so würde die Anschuldigung gegen den Kommandanten und die Mannschaft der „Baralong" doch unbedeutend sein im Vergleich zu den Verbrechen, die von deutschen Offizieren zu Lande und zu Wasser gegen Kämpfer und Nichtkämpfer vorsätzlich begangen zu sein scheinen.

Zweifellos wird die deutsche Regierung geltend machen, daß die große Menge solcher Anschuldigungen einen mit deren Untersuchung befaßten Gerichtshof derart überlasten würde, daß der Endzweck des Gerichtsverfahrens gänzlich vereitelt würde. Wenn z. B. eine ganze Armee des Mordes, der Brandstiftung, der Plünderung und der Begehung von Gewalttätigkeiten beschuldigt wird, so ist es offenbar unmöglich, jedem einzelnen, der an diesem Verbrechen beteiligt ist, eine besondere Untersuchung zu widmen. Diese rein praktischen Erwägungen können nicht übersehen werden, und Seiner Majestät Regierung erkennt ihr Gewicht an. Sie würde deshalb zunächst bereit sein, die gerichtliche Untersuchung auf die den deutschen und britischen Seeoffizieren zur Last gelegten Verbrechen zu beschränken; und wenn selbst diese Einschränkung für unzureichend erachtet wird, würde sie sich begnügen können, die Aufmerksamkeit auf drei Ereignisse zur See zu richten, die während derselben 48 Stunden vorgefallen sind, während deren die „Baralong" das Unterseeboot versenkte und die „Nicosian" rettete.

Der erste Vorfall bezieht sich auf ein deutsches Unterseeboot, das einen Torpedo auf die „Arabic" abfeuerte und sie versenkte. Keine Warnung wurde dem Handelsschiffe gegeben; keine Anstrengungen wurden gemacht, um die Mannschaft, die sich nicht wehrte, zu retten; 47 Nichtkämpfer wurden unbarmherzig in den Tod getrieben. Es wird behauptet, daß diese barbarische Tat, wenngleich im vollständigen Einklang mit der früheren Politik der deutschen Regierung, den kurz zuvor erlassenen Anordnungen widersprach. Dies würde, wenn es wahr ist, die Verantwortung des Unterseebootskommandanten nur erhöhen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Seiner Majestät Regierung hat keine Nachricht erhalten, die erkennen ließe, daß die Behörden in diesem Falle die Richtlinie verfolgt hätten, die sie im Falle der Besatzung der „Baralong" empfehlen, nämlich, daß sie den Unterseebootskommandanten wegen Mordes zur Verantwortung gezogen hätten.

Der zweite Vorfall ereignete sich am selben Tage. Ein deutscher Zerstörer fand ein britisches Unterseeboot, das an der dänischen Küste gestrandet war. Das Unterseeboot war nicht etwa von dem Zerstörer dorthin verfolgt worden; es befand sich in neutralen Gewässern und war unfähig zum Angriff wie zur Verteidigung. Der Zerstörer feuerte auf das Unterseeboot, und als die Mannschaft an Land zu schwimmen versuchte, feuerte der Zerstörer auf diese, mit keinem anderen ersichtlichen Zweck, als einen hilflosen Feind zu vernichten. Hier konnte heißes Blut nicht als Entschuldigung angegeben werden; die Mannschaft des britischen Unterseebootes hatte nichts getan, um die Wut des Gegners zu entfesseln. Sie hatte nicht kurz zuvor 47 unschuldige Nichtkämpfer ermordet. Sie hatte nicht von einem deutschen Schiffe Besitz ergriffen oder eine deutsche Interessen schädigende Tat begangen. Soweit Seiner Majestät Regierung die Tatsachen bekannt sind, haben die Offiziere und die Mannschaft des Zerstörers ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit und die Kriegsgesetze begangen, das einer gerichtlichen Untersuchung zum mindesten ebenso wert ist wie jedes andere Verbrechen, das sich im Laufe des gegenwärtigen Seekrieges ereignet hat.

Der dritte Vorfall fand etwa 48 Stunden später statt. Der Dampfer „Ruel" wurde von einem deutschen Unterseeboot angegriffen. Das Schiff, das keinen Widerstand geleistet hatte, begann zu sinken; die Mannschaft stieg in die Rettungsboote, und während sie sich zu retten versuchte, wurde auf beide mit Schrapnells und aus Gewehren geschossen. Ein Mann wurde getötet, acht andere, darunter der Kapitän, wurden schwer verwundet. Das beschworene Zeugnis, auf das sich diese Feststellung stützt, läßt nicht den geringsten Grund erkennen, der diese kaltblütige und feige Grausamkeit rechtfertigen könnte.

Es scheint Seiner Majestät Regierung, daß diese drei der Zeit nach fast zusammentreffenden und in ihrer Art wenig verschiedenen Fälle zugleich mit dem Falle „Baralong" vor ein unparteiisches Gericht, z. B. vor einen aus Offizieren der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika zusammengesetzten Gerichtshof, gebracht werden sollten. Wenn dem zugestimmt wird, würde Seiner Majestät Regierung alles in ihrer Macht Stehende veranlassen, um die Untersuchung zu fördern und ihre Schuldigkeit zu tun, indem sie weitere Schritte ergreift, wie sie durch die Gerechtigkeit und die Feststellungen des Gerichts geboten erscheinen.

Seiner Majestät Regierung hält es nicht für erforderlich, eine Antwort auf die Unterstellung zu geben, daß die britische Marine sich der Unmenschlichkeit schuldig gemacht habe. Gemäß den letzten maßgeblichen Aufstellungen beträgt die Zahl der oft unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren vom Tode des Ertrinkens geretteten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Seeleute 1150. Die deutsche Marine kann keine solche Zahl aufweisen, vielleicht aus Mangel an Gelegenheit.

Ich habe die Ehre zu sein
mit größter Hochachtung
Eurer Exzellenz gehorsamster unterwürfiger Diener
(in Abwesenheit Sir Edward Greys)
gez. Crewe.

Die deutsche Erwiderung.

Hierauf hat die Kaiserliche Regierung am 12. d. Mts. dem amerikanischen Botschafter in Berlin folgende Erwiderung zur Uebermittlung an die britische Regierung übergeben:

Erwiderung der deutschen Regierung auf die Erklärungen der britischen Regierung zu der deutschen Denkschrift über den „Baralong"-Fall.

Die britische Regierung hat die deutsche Denkschrift über den „Baralong"-Fall dahin beantwortet, daß sie einerseits die Richtigkeit der ihr von der deutschen Regierung mitgeteilten Tatsachen in Zweifel zieht, andererseits gegen die deutschen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser den Vorwurf erhebt, vorsätzlich ungezählte Verbrechen wider das Völkerrecht und die Menschlichkeit begangen zu haben, die keine Sühne erfahren hätten und denen gegenüber die angebliche Straftat des Kommandanten und der Mannschaft der „Baralong" völlig zurücktrete. Für diesen Vorwurf hat die britische Regierung keinerlei Beweise beigebracht, sondern sich darauf beschränkt, ohne Mitteilung irgendwelcher Belege drei im Seekrieg vorgekommene Einzelfälle anzuführen, wo deutsche Offiziere völkerrechtswidrige Grausamkeiten verübt haben sollen. Die britische Regierung schlägt vor, diese Fälle durch einen aus amerikanischen Marineoffizieren bestehenden Gerichtshof untersuchen zu lassen, und ist unter dieser Voraussetzung bereit, dem bezeichneten Gerichtshof auch den „Baralong"-Fall zu unterbreiten.

Die deutsche Regierung legt schärfste Verwahrung ein gegen die unerhörten und durch nichts erwiesenen Anschuldigungen der britischen Regierung gegen die deutsche Armee und die deutsche Marine sowie gegen die Unterstellung, als ob die deutschen Behörden etwaige zu ihrer Kenntnis gelangende Straftaten solcher Art unverfolgt lassen. Die deutschen Armee und die deutsche Marine beobachten auch im gegenwärtigen Kriege die Grundsätze des Völkerrechts und der Menschlichkeit, und die leitenden Stellen halten streng darauf, daß alle dagegen etwa vorkommenden Verstöße genau untersucht und nachdrücklich geahndet werden.

Auch die drei von der britischen Regierung aufgeführten Fälle sind seinerzeit durch die zuständigen deutschen Behörden einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Dabei hat sich zunächst in dem Falle der Versenkung des britischen Dampfers „Arabic" durch ein deutsches Unterseeboot ergeben, daß der Kommandant des Unterseebootes nach Lage der Umstände die Ueberzeugung gewinnen mußte, der Dampfer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei im Begriff, sein Fahrzeug zu rammen; er glaubte daher in berechtigter Notwehr zu handeln, als er seinerseits zum Angriff auf das Schiff überging.

Der weiter angeführte Fall des Angriffs eines deutschen Torpedobootszerstörers auf ein britisches Unterseeboot in den dänischen Hoheitsgewässern hat sich in der Weise abgespielt, daß es in diesen Gewässern zwischen den beiden Kriegsschiffen zum Kampfe gekommen ist, und daß sich dabei das Unterseeboot durch Geschützfeuer gewehrt hat; daß bei dem deutschen Angriff die dänische Neutralität verletzt worden ist, wird von der britischen Regierung um so weniger geltend gemacht werden können, als die britischen Seestreitkräfte in einer Reihe von Fällen deutsche Schiffe in neutralen Gewässern angegriffen haben.

In dem Falle der Vernichtung des britischen Dampfers „Ruel" endlich hat das deutsche Unterseeboot lediglich die von der deutschen Regierung im Februar 1915 angekündigten Vergeltungsmaßnahmen zur Anwendung gebracht; diese Maßnahmen entsprechen dem Völkerrecht, da England bemüht ist, durch die völkerrechtswidrige Lahmlegung des legitimen Seehandels der Neutralen mit Deutschland diesem jede Zufuhr abzuschneiden und damit das deutsche Volk der Aushungerung preiszugeben, gegenüber völkerrechtswidrigen Handlungen aber angemessene Vergeltung geübt werden darf. In allen drei Fällen hatten es die deutschen Seestreitkräfte nur auf die Zerstörung der feindlichen Schiffe, keineswegs aber auf die Vernichtung der sich rettenden wehrlosen Personen abgesehen; die entgegenstehenden Behauptungen der britischen Regierung müssen mit aller Entschiedenheit als unwahr zurückgewiesen werden.

Das Ansinnen der britischen Regierung, die erwähnten drei Fälle gemeinsam mit dem „Baralong"-Fall durch einen aus amerikanischen Marineoffizieren gebildeten Gerichtshof untersuchen zu lassen, glaubt die deutsche Regierung als unannehmbar ablehnen zu sollen.

Sie steht auf dem Standpunkt, daß die gegen Angehörige der deutschen Streitmacht erhobenen Beschuldigungen von den eigenen zuständigen Behörden untersucht werden müssen, und daß diese jede Gewähr für eine unparteiische Beurteilung und gegebenen Falles auch für eine gerechte Bestrafung bieten. Ein anderes Verlangen hat sie auch gegenüber der britischen Regierung in dem „Baralong"-Fall nicht gestellt, wie sie denn keinen Augenblick zweifelt, daß ein aus britischen Seeoffizieren zusammengesetztes Kriegsgericht den feigen und heimtückischen Mord gebührend ahnden würde. Dieses Verlangen war aber um so berechtigter, als die der britischen Regierung vorgelegten eidlichen Aussagen amerikanischer, also neutraler Zeugen die Schuld des Kommandanten und der Mannschaft der „Baralong" so gut wie außer Frage stellen.

Die Art, wie die britische Regierung die deutsche Denkschrift beantwortet hat, entspricht nach Form und Inhalt nicht dem Ernst der Sachlage und macht es der deutschen Regierung unmöglich, weiter mit ihr in dieser Angelegenheit zu verhandeln. Die deutsche Regierung stellt

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daher als Endergebnis der Verhandlungen fest, daß die britische Regierung das berechtigte Verlangen auf Untersuchung des „Baralong"-Falles unter nichtigen Vorwänden unerfüllt gelassen und sich damit für das dem Völkerrecht wie der Menschlichkeit hohnsprechende Verbrechen selbst verantwortlich gemacht hat. Offenbar will sie den deutschen Unterseebooten gegenüber eine der ersten Regeln des Kriegsrechts, nämlich außer Gefecht gesetzte Feinde zu schonen, nicht mehr innehalten, um sie so an der Führung des völkerrechtlich anerkannten Kreuzerkriegs zu verhindern.

Nachdem die britische Regierung eine Sühnung des empörenden Vorfalls abgelehnt hat, sieht sich die deutsche Regierung genötigt, die Ahndung des ungesühnten Verbrechens selbst in die Hand zu nehmen und die der Herausforderung entsprechenden Vergeltungsmaßnahmen zu treffen.

Berlin, den 10. Januar 1916.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im eisernen Jahr

1914/1915/1916

Illustrierte Geschichte

❖ des Weltkrieges ❖

Erster bis sechster Band.

❖ ❖ ❖

Jeder Band 138 Seiten im Großquart-Format (26×34 cm) mit mehr als 250 Illustrationen nach genauen photographischen Aufnahmen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, und mit zwölf ganzseitigen Schlachtenbildern in Vierfarbendruck nach künstlerischen Entwürfen.

❖ ❖ ❖

Jeder Band Preis M. 1.—

zuzüglich 20 Pfennig Porto für direkte Zusendung.

Chronik-Verlag A.-G.
Berlin S 42, Oranienstraße 140/142.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Seehelden

Marinedank-Bücherei

Erster Band:

Maximilian Graf von Spee

der Sieger von Coronel

Das Lebensbild u. die Erinnerungen eines deutschen Seemannes

Unter Mitwirkung der Familie herausgegeben
von Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D.
— Mit Karten und Skizzen sowie 75 Bildern. —

Die Bedeutung dieses Buches geht weit über diejenige einer reinen Kriegsschilderung hinaus. Das Buch ist eine Geschichte der deutschen Flotte in weitestem Sinne, ja sogar der deutschen Übersee-Interessen. Graf Spee hat als Begleiter Gustav Nachtigals schon an der Errichtung des deutschen Kolonialreiches mitgewirkt. Sein heldenmütiger Untergang an der Spitze seines Geschwaders ist die Krönung einer echten Seemanns-Laufbahn.

Preis geheftet Mk. 3.00, elegant in Ganzleinen Mk. 4.00

Zweiter Band:

Otto Weddigen

und seine Waffe

Aus seinen Tagebüchern und nachgelassenen Papieren

Unter Mitwirkung der Familie bearbeitet von
Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D.
— Mit einem Titelbild und 63 Abbildungen. —

Auch dieses Buch konnte, wenn es einen sachlichen Wert haben sollte, nur in enger Zusammenarbeit mit der Familie und nach gewissenhafter Sichtung des amtlichen Materials von einem hervorragenden Fachmann, wie es Vize-Admiral Kirchhoff ist, verfaßt werden. Unser Weddigenbuch ist ebenfalls keine reine Kriegsschilderung, sondern es ist zugleich das Buch des Unterseeboots, dieser jüngsten und erfolgreichsten Waffe unserer Kriegsflotte.

Preis geheftet Mk. 2.00, elegant in Ganzleinen Mk. 3.00

Der dritte Band: **Das Buch der „Emden“**
ist in Vorbereitung.

Marinedank-Verlag, Berlin S 42, Oranienstr. 140

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vierter Band:

S. M. S. „Dresden“

1914 — 1915

Kriegserlebnisse und Kreuzerfahrten

Nach Briefen
der Offiziere und Mannschaften

Erstmalige verbürgte Schilderung der Kreuzerfahrten S. M. S. „Dresden“.

Mit zahlreichen Abbildungen auf bestem Kunstdruckpapier, Karten usw.

Preis geheftet M. 1.50
In Leinwand gebunden M. 2.50

„Ayesha“

Fahrten und Abenteuer der „Emden“-Mannschaft von den Kokosinseln bis Konstantinopel

---

Nach Erzählungen des Kapitänleutnants v. Mücke und seiner Begleiter

bearbeitet von Dr. Alfred Funke mit einer Karte und rund 30 Abbildungen.

Preis geheftet M. 1.—

Marinedank-Verlag, Berlin S 42, Oranienstr. 140.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was will der Marinedank?

Der „Marinedank“ ist eine Wohlfahrtsvereinigung zur Unterstützung der Kriegsteilnehmer der Kaiserlichen Marine, die ihre Mittel nicht durch einfache Sammlung von milden Gaben zusammenbringen will, sondern durch Erwerbsunternehmungen, die zugleich geeignet sind, für den Flottengedanken überall im Volke werbend zu wirken. Der „Marinedank“ will damit, getreu seinem Namen, die Dankesschuld des deutschen Volkes gegenüber denjenigen von unseren blauen Jungen abtragen helfen, die unter den Folgen des Krieges irgendwie leiden. Zur Sammlung des ersten Grundstocks werden von ihm in großem Maßstabe Kunstblätter vertrieben, welche die Großtaten unserer Flotte in diesem Weltkriege und unsere hervorragendsten Seehelden darstellen. Der überaus billige Preis für die einzelnen Blätter (Format 62×82 cm, 55×67 cm, 40×50 cm und 28×38 cm für nur M. 2.— und M. 1.50, die teils in Fünffarben-Aquarelldruck, teils in Kupferdruck hergestellt sind, macht diesen prächtigen Wandschmuck jedem Freund unserer Flotte zugängig. Außerdem erscheint im „Marinedank-Verlag“ eine Reihe von Büchern über die Heldentaten unserer blauen Jungen unter dem Gesamttitel „Unsere Seehelden“, z. B. die unter Mitwirkung der Familien von Vize-Admiral H. Kirchhoff bearbeiteten Werke über Graf Spee, Otto Weddigen, S. M. S. „Dresden“ und Fregattenkapitän v. Müller („Emden“). Weitere Verlagswerke werden folgen.

Das Organ des „Marinedank“ ist die von Vize-Admiral Kirchhoff herausgegebene reichillustrierte und volkstümliche Wochenschrift „Deutschland zur See“, welche die Mitglieder des „Marinedank“ kostenfrei erhalten, die aber auch im Buchhandel zum Preise von 10 Pfennigen für das Heft vertrieben wird. Diese Zeitschrift soll in erster Reihe die Aufgaben des „Marinedank“: Schaffung von Mitteln für seine Wohlfahrtszwecke und Werbung für den Flottengedanken in weitesten Kreisen, namentlich auch in der deutschen Familie, erfüllen helfen. Prospekte über die Kunstblätter und Bücher des „Marinedank“, Werbelisten und Probenummern der Zeitschrift „Deutschland zur See“ sind kostenfrei zu erhalten von der Geschäftsstelle des „Marinedank“, Berlin S 42, Oranienstraße 140—142.

Mitgliedsbeitrag (einschl. Zeitschrift „Deutschland zur See“) f. ordentliche Mitglieder mindestens 10 M, für außerordentl. Mitglieder 5 M.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunstblätter des „Marinedank"

Unser Kaiser als Großadmiral.

Sieg des deutschen Kreuzergeschwaders in der Schlacht bei Coronel am 1. November 1914.

Von C. Schön.

Vielfarbiger Aquarelldruck.

63 × 83 cm. Preis 2.— Mark.

S. M. S. „Emden" kapert im Golf von Bengalen einen englischen Dampfer.

Von C. Schön.

Vielfarbiger Aquarelldruck.

55 × 68 cm. Preis 2.— M.

Dasselbe in Kupferdruck.

40 × 52 cm. Preis 1.50 M.

Die britischen Panzerkreuzer „Cressy", „Aboukir" und „Hogue" werden durch „A 9" versenkt.

Von C. Schön.

Vielfarbiger Aquarelldruck.

63 × 83 cm.
Preis 2.— Mark.

Die Beschießung von Scarborough durch deutsche Kreuzer am 16. Dezember 1914.

Von C. Schön.

Kupferdruck.

40 × 52 cm. Preis 1.50 M.

S. M. S. „Ayesha" (Emden II) sichtet den deutschen Dampfer, der die Mannschaft nach Hodeida brachte

Vielfarbiger Aquarelldruck.

55 × 68 cm.
Preis 2.— Mark.

Unser Kaiser als Großadmiral.

Nach einem Aquarell von F. Faschingbaur.

Vielfarbiger Faksimile-Druck.

48 × 64 cm.
Preis 2.— Mark.

Bildnisse unserer Seehelden:

Graf Spee — Weddigen — v. Müller — v. Mücke

Monotintdruck (Rötel auf Tonplatte). 32 × 50 cm. Preis 1.50 Mark.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland zur See

Illustrierte Wochenschrift

Herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D.
Amtliches Organ der Reichsmarinestiftung.

Eine volkstümliche, reich mit Bildern geschmückte Zeitschrift, die nicht nur unsere Kriegsflotte schildern und deren Interessen vertreten, sondern die die deutsche Schiffahrt überhaupt, das ganze weite Gebiet der überseeischen Beziehungen Deutschlands, seinen Seehandel und alles, was damit zusammenhängt, durch gemeinverständliche Darstellungen, Reise- und Naturschilderungen, volkswirtschaftliche, naturwissenschaftliche und technische Aufsätze, Erzählungen usw. dem Verständnis weitester Kreise des deutschen Volkes näherbringen soll.

Einzelpreis des Heftes 10 Pf. — vierteljährlich M. 1.30 — jährlich M. 5.20
Die Mitglieder des „Marinedank" erhalten diese Zeitschrift kostenlos
Mitgliedsbeitrag für ordentliche Mitglieder mindestens 10 M.,
für außerordentliche Mitglieder mindestens 5 M.

Probenummern kostenfrei durch den Marinedank-Verlag, Berlin S 42

Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01316 1453

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-11-16 13:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015013161453
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google